P. Gall Morel.

Ein Mönchsleben aus dem XIX. Jahrhundert.

Festgabe zur Sekundizfeier
Sr. Gnaden des hochwürdigsten Herrn Herrn
Heinrich IV.,
Abtes des Benediktinerstiftes Einsiedeln,
am 4. Oktober 1874.

Verfaßt von
P. Benno Kühne, Rektor der Stiftsschule.

Einsiedeln, New-York und Cincinnati, 1875.
Druck und Verlag von
Gebr. Carl und Nicolaus Benziger.

Ein

Mönchsleben aus dem XIX. Jahrhundert.



Per aspra ad astra.
Henricus, Abbas.



Gott setzt sein Ziel
sich wie er will,
er hat der Wege viele
zu jedem seinem Ziel.

P. Gall

P. Gall Morel.

Ein

Mönchsleben aus dem XIX. Jahrhundert.

Festgabe zur Sekundizfeier

Sr. Gnaden des hochwürdigsten Herrn Herrn

Heinrich IV.,

Abtes des Benediktinerstiftes Einsiedeln,

am 4. Oktober 1874.

Verfaßt von

P. Benno Kühne, Rektor der Stiftsschule.

Einsiedeln, New-York und Cincinnati, 1875.

Druck und Verlag von

Gebr. Carl und Nicolaus Benziger.

Hochwürdigster Gnädiger Herr!

Innig geliebter Herr und Vater!

Die Annalen des Stiftes, welches unter Euer Gnaden glorreicher Regierung im Jahre 1861 das Fest seines tausendjährigen Bestandes so glänzend gefeiert, wissen in der langen Reihe der Fürstäbte, deren fünfzigster Sie sind, nur von einigen Wenigen Ihrer Vorgänger zu berichten, welche den fünfzigsten Jahrestag ihres Priesterthums erreicht haben.

Um so größer ist unsere Freude, daß die gütige Vorsehung gerade Ihnen, verehrtester Vater, die Feier dieses denkwürdigen Tages bescheert hat. Dieselbe ist eine wohlverdiente.

Sie haben ja das Stift in sturmbewegter Zeit mit weiser und starker Hand durch die drohenden Wogen in das zweite Jahrtausend seiner Geschichte hinübergeführt, Sie haben demselben frisches Leben eingehaucht, eine neue Aera der Entwicklung auf geistigem und materiellem Gebiete für dasselbe inaugurirt.

Unter den vielen Beweisen dankbarer Verehrung, welche Ihnen bei diesem hochfeierlichen Anlasse Ihrer Sekundiz von allen Seiten dargebracht werden, möge nun auch die vorliegende bescheidene Festgabe noch ein Plätzchen finden.

Sie schildert das Leben und Wirken eines Ihrer ausgezeichnetsten Söhne, welches durch mehr denn ein halbes Jahrhundert mit Euer Gnaden eigenem Leben und Wirken auf das Engste verknüpft gewesen. An Ihrer Seite hat der leider zu früh heimgegangene P. Gall Morel seine erste klösterliche Bildung erhalten, mit Ihnen hat er, wenn auch

auf andern Gebieten, bis zum Jahre 1846 brüderlich zusammengewirkt. Aber erst mit diesem Jahre Ihrer Erhebung auf den äbtlichen Stuhl beginnt die Glanzperiode seines Lebens und Schaffens. Was er von da ab bis zu seinem Tode für das Stift, für die Wissenschaft, für die Mitmenschen Bedeutendes leisten konnte, hat er zum großen Theil Ihrer väterlichen Unterstützung und Förderung zu danken. Haben ja Sie ihm die volle Entfaltung seiner reichen Talente erst recht ermöglicht. Beweis dessen sind, um nur Eines zu erwähnen, die größeren Reisen nach Wien, Rom, Paris, durch deren Gestattung Sie die volle Durchbildung seines Geistes herbeigeführt haben.

In ihm wußten Euer Gnaden aber auch das ausgezeichnete Werkzeug zur Ausführung Ihrer segensreichen Pläne zu finden, namentlich als es galt, das Stift in wissenschaftlicher Beziehung durch Reorganisation der Schule auf die Höhe der Zeit zu stellen.

Die Darstellung des Lebens und Wirkens P. Gall Morel's bildet daher wenigstens einen Theil der eigenen Geschichte Euer Gnaden und Ihres Stiftes, und es mögen beim Durchlesen dieser Blätter auch die schönen Bilder der eigenen reichen Vergangenheit in Ihrer Erinnerung aufsteigen, frischer und lebensvoller, als die vorliegende mangel- und lückenhafte Arbeit dieselben zu entwerfen im Stande gewesen.

Wollen Euer Gnaden dessenungeachtet diese unsere bescheidene Gabe zu Ihrem freudigen Jubelfeste huldvoll entgegennehmen, als ein Zeichen der innigsten Liebe und Verehrung

Ihrer dankbar gehorsamsten Söhne

Dekan und Convent.

I.

Aeußere Lebensbezüge.

Vorbemerkung. Morel's Familie. Studien. Berufswahl. Leben in der klösterlichen Bildungsstätte. Wirken in verschiedenen Stellungen im Stift. Reisen.

Ein Mönchsleben aus dem XIX. Jahrhundert — muß dies nicht als ein arger Anachronismus erscheinen!

Wohl hat es bekanntlich eine lange und glänzende Periode gegeben, in welcher Mönche, vorab die aus dem Benediktinerorden, so tief und nachhaltig in das religiöse und wissenschaftliche nicht bloß, sondern auch in das soziale und politische Leben ihrer Zeit eingegriffen haben, daß die Darstellung ihres Wirkens ein bedeutendes Stück Geschichte ausmacht.

Diese Zeiten sind längst vorüber. Auch gehört P. Gall Morel, der „geisteshelle Eremit im finstern Walde," bei all seiner geistigen Regsamkeit keineswegs zu jenen Naturen, welche es in ihrem Streben und Schaffen auf Schaustellung nach außen abgesehen haben. Sein Wirken ist zum weitaus größten Theil der Oeffentlichkeit entzogen geblieben.

Das vorstehende Bild des Mannes läßt, wenn auch nur unvollkommen, den aufmerksamen Beschauer zum voraus ahnen, daß er in der vorliegenden Schrift die Schilderung eines der Kunst und

Wissenschaft geweihten Lebens zu erwarten hat. Es liegt in diesen Zügen eine eigenthümliche Mischung; alles in denselben strebt aufwärts nach der hohen heitern Stirne. Die freundliche Ruhe, welche über dieselbe ausgebreitet liegt, deutet auf die innere Harmonie und Einheit, in welcher die vielseitigen, reichen Kenntnisse, welche der Geist nach und nach aufgespeichert, hier friedlich beisammen wohnen. Das Auge, welches so scharf und doch wieder so freundlich, ja theilweise launig blickt, verräth das rege Interesse an allem, was sich ihm in den weiten Gebieten der Wissenschaft und des Lebens, der Natur und der Kunst darbietet, das auch das Kleine und scheinbar Unbedeutende nicht übersieht, und sich der heitern Seite des Lebens ebenso gerne wie der ernsten zuwendet. Eine gewisse Beweglichkeit spielt um den feinen Mund und läßt errathen, daß wir hier nicht einen vorherrschend willensstarken, scharfkantigen Charakter, sondern eine gemüthsreiche, liebenswürdige Künstlernatur vor uns haben.

„Da ich ihn als Leiche sah, schreibt sein langjähriger Freund, Kunstmaler Paul von Deschwanden, frappirte mich sogleich seine auffallende Aehnlichkeit mit dem seligen Angelico da Fiesole, wie dieser auf der Grabplatte abgebildet zu sehen ist. Die Aehnlichkeit war da wirklich eine innerliche, was besonders aus seinen Gedichten hervorleuchtet. Große Gedanken, in wenn auch sehr ansprechender, doch ebenso anspruchloser Weise vorgetragen, finden sich in den Werken dieser beiden unermüdeten, fruchtbaren und originellen Meister. Ebenso war Beiden ein leutseliges, kindliches Wesen eigen, daß Jedermann, besonders die Jugend zutrauensvoll sich ihm nahen durfte, wahrhaft Gelehrte und Fromme sich angezogen fühlten, die fade Komplimentenwelt aber, hinter dem zwang- und zierlosen Wesen nichts Besonderes ahnend, oft naserümpfend vorüberging."

Der Name P. Gall Morel hat einen guten Klang nicht blos innert den Grenzen unseres Vaterlandes, sondern noch weit hinaus über dieselben in den Kreisen der Gelehrten, mit denen er als Mit-

glied gelehrter Vereine, wie durch seine Schriften und persönlichen Beziehungen mannigfacher Art in Verbindung gestanden; in den mittlern und untern Schichten der Gesellschaft, denen er durch seine Gedichte, und mehr noch durch den über dreißig Jahre lang so volksthümlich redigirten Einsiedler Kalender wie wenige bekannt geworden; bei jenen vielen Männern aus allen Ständen und Berufsarten, die ihn während seiner fünfzigjährigen Wirksamkeit an der Stiftsschule als Lehrer schätzen und verehren gelernt hatten.

Doch der „Gelehrten" gibt es ja heutzutage so viele, und Morel hat auch als solcher keine neue Bahnen gebrochen, seinen Namen an keine neue Entdeckung geknüpft. So sehr es daher einerseits immerhin gerechtfertigt wäre, das Leben eines Mannes zu schreiben, der auf dem Felde geistigen Ringens und Strebens der wägsten und besten einer gewesen, so hätte doch anderseits der Verfasser, welcher kein Freund der Denkmalsucht unserer Zeit ist, der Versuchung gerade diesen Mann zum Vorwurf einer Festschrift zu nehmen, um so leichter widerstehen können, als P. Gall sich durch sein Leben im Stifte bei seinen Mitbrüdern, wie durch sein Wirken nach außen im Herzen seiner Freunde und Schüler das schönste und werthvollste Denkmal gesetzt hat.

Allein abgesehen davon, daß Männer von so vielseitiger Bildung gegenwärtig immer seltener zu werden beginnen, mußte besonders der Umstand in's Gewicht fallen, daß P. Gall alle seine Vorzüge mit dem schlichten, schwarzen Gewande des Benediktinermönches zugedeckt hat.

In einer Zeit, wo Gedankenlosigkeit und Unkenntniß, im Bunde mit hergebrachten und großgezogenen Vorurtheilen, Mönchthum mit geistiger Finsterniß und Versumpfung als gleichbedeutend setzt, hat es einen eigenthümlichen Reiz, ein *Mönchsleben* und zwar *gerade aus unserer Zeit* nach der Natur zu zeichnen, welches durch eine so reiche, unermüdete und vielseitige Thätigkeit

ausgefüllt ist, über welchem sich ein so freundlicher Himmel wölbt, und die Sterne der Wissenschaft und Kunst so helle strahlen.

Vielleicht dürfte gerade das Mönchsgewand etwas Pikantes haben, namentlich auch für solche Leser, welche dem Klosterleben ferne oder gar feindselig gegenüberstehen, und die düstern Klostermauern, in welche sie nie einen Blick werfen konnten oder mochten, mit den willkürlichen und ungeheuerlichen Gebilden ihrer Phantasie zu bevölkern pflegen. Auch ihrer Neugierde soll Genüge geschehen, nicht ein Kloster-Roman, sondern ein Stück Kloster-Geschichte geboten werden, geschöpft aus den lautern Quellen eigener Anschauung und langjährigen persönlichen Umganges mit dem Manne, dem der Verfasser als seinem Lehrer und Kollegen nahe gestanden; geschöpft aus dessen zahlreichen Schriften, gedruckten wie ungedruckten, vor allem aber aus den mit großer Sorgfalt geführten Tagebüchern, deren Worte, wenn es auch nicht immer ausdrücklich bemerkt wird, das Grundgewebe der ganzen Darstellung ausmachen. „In solchen Tagebüchern, bemerkt P. Gall einmal, gibt sich der Geist mehr in seiner ursprünglichen, wahren Gestalt, ohne es vielleicht zu wissen, als in den meisten andern offiziellen und regelrechten Formen der Mittheilung.“ [1])

Als P. Gall am 23. März 1870 sein Profeßjubiläum feierte, d. h. den Tag, an welchem er im Jahre 1820 durch die Ablegung der Ordensgelübde als Mönch in das Stift Einsiedeln eingetreten, schrieb ihm einer seiner ehemaligen Schüler, der gegenwärtig in hoher politischer Beamtung steht, in seinem Glückwunsche auch folgendes: „Ich hörte einst Jemanden, einen ehemaligen Einsiedler Zögling, das Bedauern aussprechen, daß Sie sich in ein Kloster begraben mögen; in der Welt, meinte der nämliche, wären Sie ein·

---

[1]) P. Gall's Tagebücher sind besonders vom Jahre 1860 an sehr umfassend angelegt und enthalten in kurzen Notizen eine Masse unschätzbaren Materials für die Geschichte des Stifts. Sie schließen mit dem 12. Dezember 1872, vier Tage vor seinem Tode.

großer, berühmter Mann geworden. Ich finde nichts zum Bedauern, wohl aber meine ich Ihnen Glück wünschen zu dürfen, daß Sie den besten Theil erwählt haben."

Diese beiden entgegengesetzten Anschauungen mögen einstweilen ruhig neben einander stehen, und der freundliche Leser möge schließlich selbst entscheiden, ob die Mönchskutte auf dem voranstehenden Bilde, ohne demselben Eintrag zu thun, wegbleiben könnte. [1])

Die Familie der Morel, welcher P. Gall entsproßte, ist französischen Ursprungs. „Ein Missionär aus dem Bisthum Annecy, der Magland und die dortigen Reste unserer Familie gut kennt, behauptet als sicher, daß die Morels aus dem Waadtlande stammen und zur Reformationszeit des Glaubens wegen ausgewandert seien." So das Tagebuch von 1870. Im benachbarten Savoyen, im kleinen Flecken Magland, am rechten Ufer des Flüßchens Arva, Provinz Chablais, finden wir laut den von P. Gall sorgfältig aufbewahrten Familienschriften, die Heimath seiner Großeltern, Joseph Morel und Johanna Cordier. Er hatte im Jahre 1864, anläßlich einer Reise in das Wallis, der Geburtsstätte seines Vaters, die er in seinem Leben nie gesehen, einen Besuch zugedacht, der Plan zerschlug sich aber wieder.

Der Großvater unseres Morel betrieb ein ziemlich ausgedehntes Handelsgeschäft nach der Schweiz (Luzern, Zurzach, Glarus, St. Gallen), besonders hielt er sich jeweilen längere Zeit in Zürich auf, und wollte 1765 sogar auf die Messe nach Frankfurt ziehen. Diese Handelsverbindungen veranlaßten im Jahre 1777 die Ueber=

---

[1]) Eine kurze Lebensskizze von P. Gall Morel, von P. Bernard Benziger verfaßt, ist schon im Jahr 1873 als Beigabe zum Jahresbericht der Stiftsschule Einsiedeln erschienen. Dieselbe will aber nur ein Gedenkblatt der Schule für die Schüler, ein Zeichen der Pietät für den langjährigen hochverdienten Rektor derselben sein, und behandelt ihn vom pädagogischen Gesichtspunkte aus als Schüler und Lehrer.

siedlung der Familie nach St. Fiden bei St. Gallen. In letzterer Stadt selbst, im sogenannten Klosterhof richtete sie ihren Tuchhandel ein und gelangte dadurch zu großem Wohlstande. Durch Erwerbung des Bürgerrechts in der nahen Stadt Wyl gab sie demselben eine gesicherte Grundlage. [1])

Die Familie zählte bei ihrer Uebersiedlung vier Söhne, wozu in St. Fiden noch zwei Töchter kamen. Der zweite Sohn, Johann, vermählte sich 1790 mit Maria Theresia Enggetschwiler von Bischofszell. Diese sind die Eltern unsers P. Gall, der als zweiter Sohn dieser mit vier Kindern gesegneten Ehe am 24. März 1803 in St. Fiden das Licht der Welt erblickte. Wegen den nahen Beziehungen der Familie zum Benediktinerstift St. Gallen mochte er in der heiligen Taufe den Namen Benedikt erhalten haben. [2])

In der Familie Morel lebte ein unternehmender Geist. P. Gall hat in spätern Jahren gerne erzählt, wie der Großpapa seinem Vater 20 Schillinge in den Sack gegeben, und ihn damit in die weite Welt hinausgeschickt habe, sein Glück zu versuchen. Der spekulative Geist scheint sich auch auf Benedikt vererbt zu haben, nur daß er bei ihm eine höhere Richtung einschlug, ausschließlich auf geistigen

---

[1]) Die Akten des Stadtrathes Wyl vom 12. Januar 1782 sagen vom Großvater Morel's: „Da nun in Anbetracht seiner jetzt schon führenden weitläufigen Tuchhandlung, vorzüglich aber des hier einzuführenden Leinwand- oder Baumwollengewerbs, als wodurch die hiesige Stadt zu mehrerem Flor und Aufwand gebracht werden könnte, seinen Bitten nit entgegen sein wollen, so ist er aufgenommen so, daß er sich nach eigenem Versprechen durch Bauung oder Erkaufung eines Hauses in Zeit von zwei oder drei Jahren seßhaft niederlasse; und daß er sein Gewerbe führe; und allenfalls einen Bürger oder Bürgerssohn in seinen Handel aufnehme."

[2]) Die beiden Brüder P. Gall's sind vor ihm, der jüngere, Johann, in Neapel; der ältere, Joseph, in Mailand gestorben. Seine einzige Schwester Jeannette, wurde mit einem Herrn Gschwend verheirathet. Die einst zahlreiche Familie der Morel hat nunmehr bloß noch einen einzigen Stammhalter, den gegenwärtigen Herrn Ständerath Joseph Morel in St. Gallen. Dessen Vater war der ältere Bruder des Vaters unsers P. Gall.

Gewinn abzielte, während das Handelsfach mit seinem trockenen Wesen ihn stets abgestoßen hatte. [1])

Die Familie Morel war ein wohlthuendes Bild aus einer Zeit, wo man Unternehmungsgeist und solides Wesen mit echter, kernhafter Religiösität gut zu paaren wußte. Die erstere war vorwiegend im Vater, die letztere in der Mutter vertreten. Dieser lag, weil die Berufsgeschichte den Vater auf seinem Bureau vollauf in Anspruch nahmen, die Erziehung fast ausschließlich ob, und sie übte auf Benedikt auch den tiefgreifendsten und nachhaltigsten Einfluß aus.

Der junge Morel war ein äußerst geweckter, lebhafter Knabe, das methodische, langsame Lernen seine Sache nie gewesen. An einzelnen Zügen kecken Sinnes, die sein halb welsches Blut verrathen, fehlt es aus diesen ersten Jahren freilich nicht, doch bieten sie nicht gerade Außergewöhnliches dar. Schon mit neun Jahren kam der Knabe in die neu gegründete Realschule in St. Gallen, die er zwei Jahre besuchte, aber nach seinem eigenen Geständnisse mit geringem Erfolge. Es bedeutete dies bei ihm nicht etwa Mangel an Befähigung, eher das Gegentheil, und wohl auch, wie er später meinte, das zu frühe Studiren. Die trockenen Fächer vermochten eben seinen lebhaften Geist nicht zu fesseln, und die übersprudelnde jugendliche Kraft und Phantasie suchten und fanden in freiem Umhertummeln anziehendere Beschäftigung. So kam es, daß er unter seinen Kameraden in der Schule der letztere, außer derselben aber der erste war.

Erst als er im Herbste 1814 mit eilf Jahren in das Gymnasium übertrat, trat auch in seinem geistigen Leben eine auffallende

---

[1]) Als er 1836 mit seinem Schwager, welcher Kaufmann war, auf einer Reise auch zur Messe nach Frankfurt kam, schrieb er in sein Tagebuch: „Die Kaufmannswelt, gegen die ich von jeher einen Ekel hatte, ist mir auch in Frankfurt nicht lieber geworden. Als ich einst mit Schwager im Waidenbusch um Essenszeit in den Speisesaal trat, und da einige hundert geputzte Kaufleute an der Tafel sitzen sah, von denen Keiner mit dem Andern sprach, und Jeder nur in sein Einmaleins vertieft war, da wurde mir ganz unheimlich und ich retirirte sobald als möglich."

Wendung ein. „Jetzt fing ich an, mich als Student zu fühlen," bemerkt er, und nun gab sich auch gleich seine Begabung so entschieden kund, daß er in seiner Klasse fast überall der erste wurde. Professor Hersche äußerte daher auch beim Weggange des fünfzehnjährigen Gymnasiasten nach Einsiedeln den Wunsch, daß doch nur sein Kopf da bleiben könnte.

Viel trug zu dieser glücklichen Wendung ein Mann bei, welchem P. Gall sein ganzes Leben lang mit kindlicher Verehrung zugethan blieb, und den er auch zu seinem geistlichen Vater auswählte. Es war der edle Dr. Herenäus Haid, welcher damals als Präfekt an der Spitze der katholischen Kantonsschule in St. Gallen stand. Ein Hausfreund der Familie Morel, überwachte er die wissenschaftliche und sittliche Bildung Benedikts und leitete dieselbe alsgemach in festere Bahnen. Dr. Haid war eine tief religiöse dazu sehr ernste Natur. Das zeigt folgender Zug. P. Gall kam im Jahre 1836 zum ersten Male nach München, wo Haid als erzbischöflicher geistlicher Rath lebte. „Da war mein erster Gang zu Dr. Haid, denn ich seit 1814 kenne. Ich freute mich sehr auf dieses Wiedersehen; er aber empfing mich kalt und meinte, ich hätte gar nicht reisen sollen, denn ein Mönch müsse in seiner Zelle bleiben." [1]) Die religiösen Jugendeindrücke, die er von diesem Manne wie von seiner frommen Mutter empfing, wirkten bestimmend auf sein ganzes späteres Leben ein.

Mit dem Erwachen des Geistes erwachte beim jungen Morel auch schon jener Wandertrieb, der in seinem Leben eine so wichtige Rolle spielen sollte. Nach Beendigung des Schuljahres duldete es ihn nicht mehr zu Hause, hinaus ging es mit seinen jungen Vettern zu den Verwandten in Wyl, Arbon, Lütisburg, Bischofszell, und da war dann kein Mangel an Streifzügen und kleinen Abenteuern. Noch

---

[1]) Dr. Haid überlebte seinen geistlichen Sohn, und ist erst am 5. Januar 1873 im Alter von 90 Jahren in München gestorben.

1865 macht das Tagebuch bei Anlaß eines Spazierganges in der Gegend von Wyl die Bemerkung: „der Rückweg führte über Roßrüthi und Breitenbachmühle, den Schauplatz vieler jugendlicher Abenteuer in den Jahren 1811—17, da wir Buben der Familie Morel von St. Gallen herab zu Großpapa nach Wyl in die Vakanz kamen. Wie lebhaft doch solche Erinnerungen haften! Wie klein und winzig uns aber auch die Lokalitäten später erscheinen, wo die Genügsamkeit der ersten Jahre eine halbe Welt erblickte."

Benedikt war eine früh reife Natur; schon in diesen ersten Jahren seiner Gymnasialstudien schaute er nach dem ihm entsprechenden Wirkungskreis aus. Wer ihm aber damals gesagt hätte, er werde denselben in einer einsamen Klosterzelle finden, der wäre tüchtig ausgelacht worden. Worauf damals sein Sinn stand, enthüllt er uns selbst, wenn er in den Versen an den erwähnten Dr. Haid von sich sagt:

Träumte mich schon auf die Schul', Universitas fälschlich benamset,
Dachte zu prangen im Glanz des weltlich höheren Wissens,
Einst zu dienen dem Staat in mancherlei hoher Beamtung,
Oder im Rechte erfahren, der Unschuld Schirm zu gewähren,
Oder was immer es sei, zu glänzen und Ruhm zu erwerben.

Doch der Mensch denkt, Gott lenkt.

Benedikt hatte im Herbst 1817 die dritte Gymnasialklasse vollendet, und durfte nun mit seiner Mutter zum ersten Male ein größeres Reischen machen. Es war eine Pilgerfahrt nach dem Kloster im finstern Walde, der Eremus sacra, welche, ohne daß er damals noch die leiseste Ahnung davon hatte, so bald seine eigentliche geistige Heimath werden sollte. Er kam an einem denkwürdigen Tage dorthin, 14. September, dem Feste der sog. Engelweihe. Das Tagebuch von 1867 enthält darüber die Notiz: „Es sind jetzt fünfzig Jahre, seit ich mit meiner Mutter und zwei Verwandten das erste Mal hieher kam. An jenem Tage wurde zum ersten Male in der durch die Franzosen 1798 zerstörten und durch Abt

Konrad Tanner neu erbauten Gnadenkapelle Gottesdienst gehalten, und ich kam eben hieher, als um vier Uhr Morgens das Hochamt in dieser gesungen wurde. Was liegt alles zwischen damals und jetzt! Wie ganz anders hat sich das Leben gemacht, als ich mir's damals dachte!"

Immerhin hatte indessen das empfängliche, religiös gestimmte Herz des Knaben auf dieser ersten Pilgerfahrt unvergeßliche Eindrücke in sich aufgenommen. Einen Nachklang derselben finden wir sehr vernehmlich in seinem an die Gottesmutter gerichteten zarten Liede „das Bild", wo er, anspielend an das Bild in der Gnadenkapelle singt:

Ich sah's am Rande meiner Wiege,
Auf meiner ersten Pilgerfahrt,
Und dort schon hatten seine Züge
Mir Gottes Schönheit offenbart;
Dort lernt' ich meine Mutter lieben,
Hab' mich als Knecht ihr unterschrieben![1])

Oefter erzählte er später, wie ihm besonders das große Volksgedränge an diesem Feste imponirt habe. „Er habe gemeint die Leute seien alle draußen vor der Kirche, als er dann hinein gewollt, habe er vor Leuten nicht hinein kommen können". Eine solche Volksmasse, wie sie sich an hohen Festtagen in Einsiedeln öfter einfindet, hat allerdings etwas eigenthümlich Großartiges, das seinen Eindruck auf Fremde auch jetzt noch selten verfehlt, und obwohl Morel dasselbe Jahr für Jahr so oft gesehen, zog es ihn doch immer wieder an.

Und wieder lockt den Blick das Volksgedränge
Der Tausende, die kamen in dies Thal:
So buntgemischt durchkreuzet sich die Menge
So bunt in Kleidung, Miene sind sie all! —
Horch ihrer Sprache dumpfverworrne Klänge,
Sie rauschen wie des fernen Meeres Schall,
Wer nennt mir wohl der fremden Völker Namen,
Die hier so wunderbar zusammenkamen?[2])

---

[1]) Gedichte, 1. Bdch. S. 49. [2]) Gedichte, 1. Bdch. S. 85.

Doch wie mächtig auch die Eindrücke waren, den Gedanken an diesem Orte zu studiren, geschweige denn zu bleiben, wies der lebensfrohe Pilger unbedenklich von sich. Die Mutter hatte ihn nämlich auf die Studenten, welche bei der Prozession in ihren Talaren erschienen, aufmerksam gemacht und wohl nicht ohne Absicht gefragt: Wie gefällt dir das? Möchtest du nicht auch so ein Studentlein von Einsiedeln werden? -- Nein, lautete die Antwort; ich finde das Ding recht schön anzusehen, aber mitmachen, nein, dazu könnte ich mich nie entschließen.

Um eine schöne Erinnerung reicher kehrte Morel nach Hause und begann in St. Gallen die vierte Gymnasialklasse.

Doch eher als er gedacht, sollte er seine zweite Pilgerfahrt antreten. Das Nervenfieber brach in St. Gallen aus, und der kaum begonnene Kurs mußte geschlossen werden. Der Wunsch der Mutter, daß Benedikt seine Studien nun in der Klosterschule zu Einsiedeln fortsetzen sollte, gewann über andere Pläne die Oberhand. Es war am 12. Januar 1818, wo er mit seinem Vater und dem lieben Dr. Haid über den Etzel her dort eintraf.[1])

Nun sollte er doch mitmachen.

Er that es Anfangs mit etwas saurer Miene; mißtrauisch beobachtend blickte er auf die Umgebung und die neuen Verhältnisse, die mit seinem bisherigen Leben immerhin einen scharfen Kontrast zu bilden schienen, nicht so groß indessen, als seine Phantasie denselben zuvor ausgemalt hatte. Als ihm daher in der Wirklichkeit

---

[1]) Das Tagebuch vom 12. Januar 1868 sagt zu diesem Datum: „Von A. B. erhalte ich ein Geschenk zu meinem Jubiläum, denn heute vor 50 Jahren kam ich mit meinem Vater hieher als Student, schloff zum ersten Male in die Kutte, ließ das Haar scheeren, und im Lokal, wo ich damals die erste Nacht zubrachte, las ich diesen Morgen meinen Schülern die hl. Messe, wobei mir ein ganzer Schwarm Gedanken, Bilder, Gefühle und Erinnerungen durch Kopf und Herz schwirrten. Der liebe Gott hat's gut mir gemeint, daß er mich hier gefangen nahm, denn draußen wäre ich schon lange zu Grunde gegangen."

ganz andere Bilder vor die Augen traten, Bilder des Frohsinnes, eines offenen ungezwungenen Benehmens bei seinen Mitschülern, ein liebevolles, familiäres Verhältniß zu seinen neuen Lehrern, da ging sein Herz gar schnell auf, so daß er sich alsbald unwillkürlich heimisch fühlte. Viel mochte hiezu die Persönlichkeit des damaligen Vorstehers der Schule, P. Bernard Foresti, beigetragen haben, der ganz dazu gemacht war, ihm seinen lieben Dr. Haid zu ersetzen. Wir werden dem verdienten Manne noch mehrmals begegnen.

Die damalige Klosterschule konnte mit dem Gymnasium zu St. Gallen nicht konkurriren, und der junge Morel wurde daher, auch mit Rücksicht auf sein glänzendes Talent, gleich in die fünfte Gymnasialklasse aufgenommen. Am Ende des Schuljahres hatte er sich entschieden an den ersten Platz emporgeschwungen. Die lateinischen Klassiker, Redner und Dichter, sagten seiner feurigen Phantasie in hohem Maße zu. Die trockenen Stilübungen von heutzutage waren in den Klassen der Humanität und Rhetorik noch nicht üblich, man bildete den Stil mehr durch Lektüre und freie Aufsätze, bei denen auch die Einbildungskraft ein weiteres Feld hatte. Das gefiel dem phantasiereichen Jüngling und machte ihm das Studium lieb. Auch gab es bei beschränkter Schulzeit viel freie Stunden, eine große Anzahl Vakanztage, häufige Spaziergänge, lustige Unterhaltung, alles Dinge, die dem lebhaften Rhetoriker sehr zusagten.

So hatte seine Stimmung im Laufe eines Jahres völlig umgeschlagen. Statt, wie bisher, mit der ersten Stunde der ungeduldig erwarteten Ferien hinauszustürmen, um sich für den strengen Schulzwang durch eine um so größere Freiheit zu entschädigen, schien ihm nun Vakanz und Heimath in auffallender Weise gleichgültig geworden.

Er hatte eine zweite Heimath gefunden.

Sein Lebensberuf war innerlich entschieden, bevor er sich selbst klare Rechenschaft darüber zu geben vermochte.

Zwar holten sein Vater und Dr. Haid ihn nach Beendigung des Schuljahres in die Ferien. Allein in vierzehn Tagen finden wir ihn, nachdem er noch ein kleines Reischen nach Schwyz und Uri gemacht, schon wieder in Einsiedeln. Da fand er sich in seinem Element. Das Schuljahr 1818/19 begann. Morel war wieder der alte lustige Student, wo es heiter und bunt zuging, war sicher er dabei. Der witzige Spaßvogel, immer unterhaltlich, zu allerlei Streichen stets aufgelegt, blieb er der Liebling seiner Mitschüler, und diese hätten eher alles andere gedacht, als daß Morel mit dem Gedanken in's Kloster zu treten umgehe. Dem hochbefähigten Jüngling standen in der Welt ja die glänzendsten Aussichten offen.

So war der Mai des Jahres 1819 gekommen. Da trat eines Nachmittags der Präfekt, P. Bernard Foresti, unter die Thüre des Saales, in welchem sämmtliche Schüler ihren Studien oblagen und sagte, diejenigen, welche sich für das Noviziat gemeldet hätten möchten nun hereinkommen. Da erhob sich auch Morel. Seine Mitschüler trauten ihm zuerst einen Spaß zu; als sie aber endlich sahen, daß es Ernst sei, machte sich ihre Ueberraschung in dem leisen Ausrufe Luft: Was, Morel in's Kloster! Diesen Auftritt hat P. Gall öfter mit Freude erzählt.

Aber stehen wir hier nicht vor einem psychologischen Räthsel? Vielen Lesern dürfte es vielleicht scheinen, solchen namentlich, welche Klosterleben und heiteren lebensfrohen Sinn als unversöhnliche Gegensätze zu betrachten gewohnt oder geneigt sein mögen. Das Beispiel eines Mannes, wie P. Gall, der den heitersten Humor sein ganzes Leben lang in und außer dem Kloster beibehalten, dürfte einem solchen Vorurtheile immerhin einen Stoß versetzen.

Doch gehen wir an die Lösung des Räthsels.

Wenn ein junger Mann von der Begabung und dem Naturell Morel's den Klosterberuf wählen konnte, mußte ihm dieser selbst in hoher und edler Gestalt entgegentreten, es mußten erhabene Ideale sein, welche ein solches Herz gefangen zu nehmen vermochten.

Zum Glück sind wir hier nicht auf Muthmaßungen angewiesen, Morel gibt uns den Schlüssel selbst in die Hand, eröffnet uns den Einblick in die Beweggründe seines Entschlusses, läßt uns die Ideale schauen, welche unvermerkt an die Stelle der früher gehegten getreten waren, wenn er, anspielend auf seine oben erwähnte Stimmung beim Eintritte in die Klosterschule singt:

Nicht zwar dacht' ich von ferne daran dort immer zu wohnen.
Aber es denkt es der Mensch, ein Anderer lenkt es zum Bessern.
Hier die Feier und Pracht des göttlichen Dienstes der Kirche,
Dann die Stille und Zucht in des Klosters heiligen Hallen;
Hier der heiligen Andacht Gluth in den Zügen des Pilgers,
Zeuge der Kraft der gewaltigen, welche der Glaube gewähret,
Nicht dem Großen und Weisen allein, auch niedrigem Volke,
Welches auch jetzt noch folgt dem Heiland nach in die Wüste,
Selbst entbehrend des Brods, um das Brod des Wortes zu holen,
Während die Weisen und Reichen daheim sich selber genügen.
Ach wie so ganz verändert fanden sich jetzt Ideale,
Welche ich früher geträumt, jetzt strebt' ich nach höherem Ruhme:
Nicht dem Staate, der Kirche, mit Recht die katholische heißt sie,
Wollte ich dienen, in ihrem Dienste ein Schirmer des Rechtes,
Auch ein Professor der Wahrheit, ein Kämpfer um edlere Güter![1])

Noch deutlicher wo möglich spricht er in einer Stelle der Eremus sacra das aus, was ihn mit unwiderstehlicher Gewalt gerade in die „düstern Mauern" des Klosters zu Einsiedeln hineingezogen:

Wenn vor des Gotteshauses hohen Thüren
Das bunte Volk so durch einander wallt,
Sich regellos die Menschenmassen rühren,
Der weite Markt vom Lärmen wiederhallt:
So kann man hier den Tritt der Ordnung spüren,
Die da von allen Wänden wiederstrahlt;
Verstummt sind Weltlust und des Lebens Schmerzen,
Und tiefes Schweigen spricht zu meinem Herzen.

---

[1]) An Dr. Haid.

Und doch glüht eben da ein reges Leben
Für Menschenwohl und für des Höchsten Ruhm;
Ein hohes Amt ward ihnen aufgegeben,
Den Wächtern da in diesem Heiligthum:
Die Menschheit aus dem Erdenstaub zu heben,
Zu pflegen der Veredlung schöne Blum';
Das Paradies zu suchen, das verloren,
Dazu hat sich der Männerbund verschworen. [1])

Diese poetischen Selbstbekenntnisse verbreiten das hellste Licht über das Räthsel dieser Berufswahl, und legen deren Motive offen dar. Dieselben sind wesentlich und ausschließlich religiöse, und nur auf solcher sittlicher-religiöser Grundlage beruht ja der Ordensstand selbst in seiner innern Berechtigung. In dem Stifte, in welchem er um Aufnahme nachsuchte, war ihm die Idee des Ordenslebens gleichsam verkörpert entgegengetreten, und hatte sein edles Herz mit überwältigender Macht erfaßt. Das ist die ganz einfache Lösung des Räthsels, welche einer Zeit, welche von der innern Macht der Religion vielfach keinen Begriff mehr hat, allerdings als ein zweites noch größeres Räthsel erscheinen dürfte.

Der Entschluß Morels war übrigens nicht die vorübergehende Eingebung des Augenblicks. Er hat denselben über ein Jahr lang mit sich herumgetragen, nach allen Seiten mit dem Herzen nicht bloß sondern auch mit dem Verstande erwogen, und namentlich seine liebe Mutter schon frühe in das Geheimniß gezogen, das er vor andern so gut zu wahren verstanden. Leider ist von dem Briefwechsel, welcher über diese Angelegenheit zwischen Mutter und Sohn stattgefunden, nur noch ein sehr schöner Brief der trefflichen Frau vom 22. Dezember 1818 vorhanden, der auf die oben angeführten Selbstbekenntnisse ein neues Licht wirft und zeigt, daß

[1]) Gedichte 1. Bdch. S. 106.

Morel die Vorbedingung zum klösterlichen Berufe, den religiösen Kern seines Wesens, schon von Hause mitgebracht hatte. [1])

Wir sind bei der Berufswahl Morel's etwas länger stehen geblieben; der Eintritt in ein Kloster unterliegt vielfach, zumeist

---

[1]) Derselbe lautet:

„Theurer, geliebter Sohn!

Dein Schreiben vom 8. dies habe mit vielen Freuden und innerlichem Trost über dein Vorhaben erhalten. Groß und heilig ist dein Entschluß, wenn dieser aus wahrem Antrieb deines Herzens, aus gründlicher Ueberzeugung, der Festigkeit den Entschluß auszuführen herkommt, wenn du Kenntniß der Heiligkeit und Reinigkeit dieses Standes hast und glaubst, diesen mit Fröhlichkeit, mit innerlicher Beruhigung anzutreten, dessen Pflichten nicht nur die Pflichten, sondern mehr als diese erfordern, aus Liebe Gottes und wie du mir schreibst, zum Nächsten Heil erfüllen zu können, deinen eigenen Willen, der dir besonders angeboren, zu verleugnen, einem beständigen strengen Gehorsam dich darzugeben und zu unterwerfen, die zeitlichen Güter hintanzusetzen, nicht deines Vaters Güter, die seind in der Luft, wie es bei der Handlung ist, heut besitzt man etwas, morgen ist es verloren, sondern das, was du vielleicht durch Fleiß und Wissenschaft erwerben könntest, diesem Plan aufzuopfern, aber nicht darum, weil diese mit großer Anstrengung und Schwierigkeiten begleitet sind, oder daß du dir vorstellest, in dem Kloster habe ich ein ungesorgtes Brod, ich kann ruhig und ungeniert von den Meinigen, von der ganzen Welt, bequem in Allem meine Lebenstage zubringen, wenn dein Vorhaben mit einem einzigen solchen Grund behaftet wäre, Furcht und Zittern würde mich bei einem solchen Gedanken überfallen und ich würde dich lieber am Pflug sehen, als in der heiligen Kirche, dann ich wüßte allzumal, daß kein Segen aus einem Entschluß der Art erfolgen würde, weder für dich, noch für deine Eltern und auch nicht für deine Mitbrüder und daß der l. Gott gewiß kein Wohlgefallen daran hätte, willst du dich aber aus Liebe Gottes hingeben, ganz hingeben, Ihm angehören, in seiner Nachfolge leben, für Ihn leben, Ihm arbeiten, aus Liebe Gottes das Heil und die Seelen deines Nächsten suchen, seine heiligen Lehren und das heilige Evangelium auszubreiten suchen, mit einem heiligen beständigen Eifer, mit Andacht und Gottesfurcht aus innerlicher Ueberzeugung, daß dieser Schluß Gnad und Ruf Gottes für dich sei, dann gehe hin, verlasse deinen Vater, deine Mutter, Schwester, Bruder und alle Verwandte, was dir auf Erden lieb ist und du wirst den 100fältigen Lohn und das ewige Leben erhalten, nach dem Ausspruch des Evangelii und ich werde mich freuen, deine Mutter zu sein. Weißt du aber, was zu diesem Vorhaben das Nothwendigste ist, für dich und mich, dies will ich dir besonders bemerken.

Das heilige Gebet, da mußt du dir besonders Gewalt anthun, das Gemüth zu Gott erheben, um seinen heiligen Willen zu erkennen, besonders jetzt

wohl auch aus Unkenntniß der Sache, schiefer Beurtheilung, und dann läßt sich ein richtiges Verständniß dieses ganzen reichen Mönchslebens nur von diesem Punkte aus gewinnen. [1])

Mit dem 14. Mai 1819 tritt Morel in diejenige Abtheilung des Klosters über, wo die Novizen und die jüngern Mitglieder des Stiftes bis zu ihrer Priesterweihe die Vorbildung zum klösterlichen Leben erhalten und zugleich den Fachstudien obliegen. Sie heißen insgemein Fratres, und von daher trägt diese Abtheilung

in diesen kommenden heiligen Tagen, erwirb dir die heilige Gnade, mit Christus Jesus neu geboren zu werden, mit dem heiligen Stephanus glorreich zu kämpfen und den Sieg zu erhalten, dann mit der Liebe des heiligen Johannes an der Brust deines theuern Erlösers zu ruhen und gesegnet zu werden, und der Unschuld und Reinigkeit der Unschuldigen Kindlein theilhaftig zu werden. O Kind! gedenke an die Worte: Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so werdet ihr in's Himmelreich nicht eingehen, nun werde wie ein Kind neugeboren, lege ab die Fehler und fange an neu zu leben, gewöhne dich besonders an Demuth, die Seele aller Tugend, die kann ich dir nicht genug empfehlen, liebe diese, suche diese, hast du nur etwas davon, so bewahre es und halte sie fest. Bleibest du bei deinem Entschlusse, so lobe und preise allererst Gott, deinen Herrn, denn das Alles ist nicht dein Werk, dies ist Gottes Werk, Er hat die Herzen der Menschen in seinen Händen, Er leitet Alles, Er regiert Alles, ohne seine Gnade können wir nichts. Dann will ich dich belehren, was du nach Haus zu thun hast. Du mußt deinem Vater schreiben, Ihm mußt du dein Herz und deine Wünsche eröffnen, ihn um seine Einwilligung bitten, und daß er dir dazu behilflich seie, denn ich kann dir nicht darzu verhelfen, ich kann dir nur meinen Willen und meinen mütterlichen Rath geben. Du mußt dem Vater nicht nur so obenhin schreiben, du mußt die Gründe zu diesem Entschluß darschreiben und auseinandersetzen, daß das Vaterherz beruhigt sein kann, auch bei diesem mußt du Gott um seine Hilfe anrufen, daß der Vater von heiliger Liebe angetrieben, dir verhilflich seie, so wird dann am Ende dir und uns dieses Alles zum Heile und Segen sein. Amen.

Ueberliese diesen Brief mehr als einmal, damit du meine Meinung recht verstehst und nehme Alles wohl zu Herzen, es ist dir nützlicher, als wenn du eine Stund mit mir geredet hättest, denn diese Zeilen hast vor dir, kannst immer wieder überlesen, Worte verfliegen . . ."

[1]) Wenn beim Eintritt in Klöster da und dort auch niedrige Motive obgewaltet haben, was wir Angesichts der Geschichte weder bestreiten können noch mögen, so ist das eben ein beklagenswerther Abfall von der Idee, der unter Menschen fast unvermeidlich, die Idee selbst aber nicht zu trüben im Stande ist.

auch den Namen „Fraterstock.“ Man kann sie die eigentliche Bildungsstätte des Klosters nennen. Mit dem Eintritt in das Noviziat oder Probejahr thaten sich nun vor Morel erst die „geheimnißvollen Pforten“ des Klosters auf, durch die wir den freundlichen Leser zugleich mit hineinführen wollen.

Morel fand sich hier in einem Kreise von einem Dutzend Gefährten. Es waren darunter ausgezeichnete Kräfte, von denen viele in der Folgezeit hervorragende Stellungen im Stifte eingenommen haben. Es genüge beispielshalber bloß den gegenwärtigen hochwst. Abt Heinrich zu nennen. Der junge Novize hatte nun alle klösterlichen Uebungen mitzumachen, seine Studien fortzusetzen, vor allem aber während dieses Probejahres die Frage zu beantworten, ob sein Entschluß bei näherer Einsicht in das Klosterleben, wie es ihm nunmehr in greifbarer Wirklichkeit gegenübertrat, die Probe halte, oder ob er wieder in die Welt zurückkehren und eine andere Laufbahn einschlagen wolle. Wir finden indessen in allen seinen Aufzeichnungen nicht die leiseste Spur von einem Wanken seines Berufes.

So kam der 14. Mai 1820 heran, an welchem er sich durch die Ablegung der feierlichen Ordensgelübde für sein ganzes Leben dem Stifte verpflichtete, und seinen Taufnamen Benedikt mit dem Klosternamen Gallus vertauschte.[1]) Morel erkannte die Bedeutung

---

[1]) Wenn eine gewisse moderne Zeitrichtung gegen die ewigen Gelübde prinzipiell Stellung nimmt, so erscheint sie als ein durchaus inkompetenter Richter in einer Sache, an welche nur der religiöse Maßstab anzulegen ist. Ein solches Opfer erfordert allerdings neben der Gnade Gottes einen reichen Fond religiöser Kraft, deren vorzügliche Bethätigung es ist. Wenn Schiller von einem andern Gelübde, das auch nur der Tod auflöst, sagt:

Es prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet,
Der Wahn ist kurz, die Reue lang u. s. w.

so geht einer solchen Gelübdeablegung nicht wie bei den Klostergelübden ein Probejahr voran.

dieses Schrittes, durch welchen er seine individuelle Freiheit mit Wissen und Willen einschränkte, und durch das unauflösliche Band des Gehorsams an ein Gesetz, die Ordensregel, band, in vollem Umfange. Dies erhellt am deutlichsten aus seiner Antwort auf einen Brief seines in Landshut studirenden Vetters Sales, den er am Vorabend vor dem Entscheidungstage erhalten hatte, und worin er sich über seinen Entschluß also ausspricht:

„Dein werthes Schreiben überraschte mich gerade am Abend vor meiner Verlobung an den Allerheiligsten, gerade in dem Augenblicke, da — wie Du sagst — der Jüngling mit bebendem Herzen die verschiedenen Wirkungskreise des Lebens durchschaute und sich nun auch einen derselben zu dem seinigen wählte. — Deine Worte machten mich auf's Neue aufmerksam auf die Wichtigkeit des vorhabenden Schrittes — ich überlegte — und überlegte und konnte nichts finden gegen meine eigene Ueberzeugung. Ich bin nun einmal gebunden — gebunden auf immer und dieser Gedanke, der manchem etwas fürchterlich vorkommen möchte, erfüllt mich mit Freude und Dank gegen Den, der mir Kraft und Wille gab, ihn auszuführen; meine Bestimmung liegt nun vor mir, ich weiß nun, wohin ich streben soll, und deß bin ich froh! Ruhig ist mein Gewissen, es macht mir keine Vorwürfe wegen dem, was ich that; denn das darfst, das mußt Du mir glauben, o Theurer, Geliebter! meine Wahl war frei von allem Vorurtheile, frei von allem Eigennutze, es war meine eigene Wahl, meine eigene Ueberzeugung. — Ich trat in eine Versammlung solcher Männer, die nicht an einer verschrieenen Mönchsmoral, wie man's nennt, mit sklavischem Zwange kleben, solcher Männer, von denen Du ja selbst weißt, daß man sie nicht Misanthropen, nicht arbeitsscheu nennen dürfe; Einsiedeln kann keine Zufluchtsstätte solcher Leute sein! . . ."

So war der Würfel gefallen. Dem jungen Ordensmanne war nun von Morgens halb vier Uhr bis Abends acht Uhr die

Tagesordnung vorgezeichnet. Den Mittelpunkt derselben bildete der Gottesdienst, opus Dei, welcher nach der Vorschrift der Benediktinerregel die erste Stelle einzunehmen hat — operi Dei nihil præponatur. Ist es doch die Idee des Ordensstandes überhaupt, den Dienst Gottes in vorzüglicherer Weise zu pflegen, als es in einem andern weltlichen Berufe gefordert oder auch nur möglich ist.

An die religiöse Aufgabe schloß sich für Fr. Gall die wissenschaftliche an, welche die philosophischen und theologischen Fachstudien in sich begriff. Die Philosophie lehrte damals P. Benedikt Müller, die Physik P. Meinrad Kälin, von welchem noch weiter die Rede sein wird. Ueber beide Disziplinen finden sich unter Morel's Schriften noch viele Aufsätze. Theologie lehrten P. Konrad Holdener und P. Bernard Foresti. Der Letztere ist uns bereits bekannt, und Morel freute sich sehr, als diesem seinem frühern Lehrer und väterlichen Freunde im Jahre 1821 die Leitung der jungen Mitglieder des Stiftes übergeben wurde.

Die philosophischen wie theologischen Fächer waren damals mit einer sehr geringen Stundenzahl bedacht, und wurden nicht so regelmäßig und umfassend betrieben, wie dies jetzt der Fall ist. Man hatte dabei mehr den engern Zweck im Auge, die jungen Kleriker für die Anforderungen der Wallfahrt und der praktischen Seelsorge heranzubilden. So blieb unserm Morel bei seiner eminenten Befähigung immer viel Zeit übrig für das Studium anderer Wissenszweige, welche seiner Individualität noch mehr zusagten, als die genannten erstern Studien, für welche er nach seinem eigenen Geständniß nie eine große Lust gehabt hatte. [1])

Man könnte vielleicht denken der freie Aufschwung seines Geistes,

---

[1]) Die heilige Schrift, Stolberg's Kirchengeschichte, die er ganz durchlas, und der tiefe, ideenreiche Gügler waren die Lieblingslektüre des jungen Theologen, und es besteht kein Zweifel, daß Morel auch in den ernsten Studien Tüchtiges geleistet haben würde, wenn sein Geist die Richtung auf dieselben hin genommen hätte.

die eigenthümliche Entwicklung seiner Individualität sei durch die Fessel der strengen Ordenszucht niedergehalten worden. Keineswegs. Im Gegentheil entfaltete sich auf dem festen Grunde der Religion in den sechs Jahren, welche Morel in der klösterlichen Bildungsstätte noch zubrachte, das heiterste geistige Leben und Streben nach den verschiedensten Richtungen und in einer Weise, wie man es kaum vermuthen dürfte. Musik, Lektüre deutscher Dichter, Studium alter Klassiker, Dichtung, Naturgeschichte, Aesthetik, Numismatik wurden in der Erholungszeit und in andern freien Stunden mit jugendlicher Leidenschaft getrieben, gewährten hohen geistigen Genuß und vielseitige Bildung. Hier hatte die Individualität Morel's freien Spielraum, und hier war es, wo er, ohne jegliche Anleitung nur dem eigenen Wissensdrange folgend, sein autodidaktisches und bahnbrechendes Wesen zur Geltung bringen konnte. Er hat es in einer Weise gethan, welche auch die Mängel einer solchen Richtung hervortreten läßt.

Zunächst fand die schöne Tonkunst eifrige Pflege. Morel war ein trefflicher Violinspieler, auch seine Kollegen waren zufällig alle musikalisch und konnten einen Männerchor und ein ziemlich vollzähliges Orchester bilden. P. Bernard, selbst ein leidenschaftlicher Liebhaber der Musik und damals zugleich Kapellmeister, förderte dieses musikalische Leben in jeglicher Weise. So gab es nun im „Fraterstock" fast täglich musikalische Unterhaltungen in großer Abwechslung, Duette, Quartette, Gesang, Orchester. „Damals, sagt das Tagebuch, war es ganz besonders Göttin Harmonie, die uns jeden Tag verschönerte."

Mit nicht geringerem Eifer warf sich der junge Mönch auf das Studium der deutschen Literatur, und es sind gerade diese Jahre, in welchen er den Grund zu der umfassenden Kenntniß dieses Faches gelegt hat. Dabei ist merkwürdig mit welcher Sicherheit und Objektivität er gleich Anfangs, ohne Anleitung einer Literaturgeschichte, den eigenthümlichen Charakter, die Vorzüge und

Schwächen der einzelnen Dichter faßte. Da war bei ihm alles selbstständiges, eigenes Urtheil, das Produkt des Eindrucks, den diese Schriftsteller unmittelbar in ihm hervorgebracht, und was er dann in kurzen, abgebrochenen Notizen hierüber zu Papier gebracht, zeugt von früher Reife seines Geistes.

Schiller, der Dichter der Jugend, weckte durch den idealen Gehalt und den edlen Charakter seiner spätern Dichtungen verwandte Gefühle in ihm, und er gesteht, daß diese Stücke ihn weit mehr angreifen, aufwühlen und erheben, als die Göthe'schen. Von Körner, der nebst Schiller auf seine sprachliche Bildung den meisten Einfluß ausübte, schätzte er besonders „Leyer und Schwert" das Schönste was er geschrieben und wo er sich am meisten als selbstständigen idealen Dichter zeigt. Der Messiade zweiter Gesang und Abbadona's hl. Jugend erfüllte ihn mit Ehrfurcht gegen den herrlichen Sänger der Siona. Langbein schätzte er, weil wenige Dichter so viel Witz hätten. „Salis' Gedichte sollte man eigentlich studiren, und es ist gewissermaßen Schade, daß diese zarten Pflanzen in Jedermanns Händen und so der Profanirung ausgesetzt sind." „Anton Passy's: des Jünglings Glaube, Hoffnung und Liebe, gab mir einen Begriff von der neuen Romantik, die, wie das vielfarbige Chamäleon, bloß von Luft lebt." „Der beste Kommentar zu Hölty's Gedichten sind dessen Leben und Gesundheitsumstände." Göthe nennt er ein biegsames keineswegs aber erhebendes Talent. Ueberall treten uns ziemlich alltägliche Charaktere vor die Augen [1]). „Ich und hundert Andere könnten nun freilich keine Stella machen, doch gefiel sie mir nicht, begreife aber gar wohl, warum sie so großen Beifall fand. Werther's Leiden durchlas ich ziemlich kaltblütig. Solch ein Buch mag nun freilich ein Jungfernherz in

[1]) Ein späterer Zusatz zu dieser Stelle sagt berichtigend: „Ich verstand wohl unter Charakteristik starke, ideale, erhebende Charaktere; Egmont, Tasso, Werther u. s. w. konnten mich unmöglich anziehen."

Thränen auflösen, mich rührt es nicht viel. Es ist ein schlechtes Buch — ein Roman erster Größe — es ist bloß französische Plattheit, und ihm fehlt als Roman die historische Basis, die bei jedem Kunstwerk erforderlich ist. Indessen bei all diesen Kritiken behalte ich mir doch Göthe als einen vortrefflichen Volksdichter vor; Religion darf man bei ihm nicht von weitem suchen, am meisten noch in Faust.“ Es freute ihn, als er einige Zeit später in einem Konversationslexikon ein ähnliches Urtheil über den damals noch lebenden Dichter las. So abschätzig er über gewisse Stücke von Göthe urtheilte — und gewiß mit Recht - so sehr anerkannte er die Vorzüge der bessern. „Die Iphigenie gefiel mir unter allen Göthe'schen Werken am meisten. Die Sprache ist ausgezeichnet, der stille, plastische Gang der Handlung, die Erzählungen der Handelnden erschüttern weit tiefer als die hundert O und Ach und Gedankenstriche in der Stella.“ Die Klassifikation der Göthe'schen Dichtungen, welche sich aus Morel's Urtheilen zusammenstellen ließe, wie er dieselben jeweilen unmittelbar nach der Lektüre der einzelnen Stücke niedergeschrieben, kann als objektiv durchaus richtig bezeichnet werden.

Ein besonderes Studium widmete er dem großen englischen Dramatiker Shakspeare, den er nach Wieland's und Eschenburg's Uebersetzung ganz las. Wenn er auch einmal bemerkt, daß er von diesem Dichter vieles nicht verstehe, zeigen doch einzelne Urtheile, in wenige Worte gefaßt, wie richtig er auch hier den Kern herauszufinden wußte. So meint er z. B., Julius Cäsar sollte Brutus heißen, ein Trauerspiel voll Natur und Wahrheit; die Charaktere sind manchmal durch die feinsten Nuancen kennbar, z. B. Casca, Ligarius u. s. w. — König Lear hat mich am meisten ergriffen. Das Unglück ist schrecklich, ja gräßlich geschildert, auch herrscht viel Romantik darin; es ist einem fortwährenden Sturme voll der herrlichsten Naturerscheinungen zu vergleichen. In Coriolan ist unendlich viel Naturzeichnung. Es ist das Interessanteste in Shakspeare's Stücken, daß er die Begebenheiten größtentheils aus

den Fehlern seiner Helden zu ziehen weiß. Alle diese Helden, auf der einen Seite groß, gut und erhaben, zeigen sich auf der andern desto unklüger, empfindlicher, unnachgiebiger, und mit dem gemeinen Weltenlauf müssen sie sich alle Augenblicke stoßen. — Heute las ich den „Kaufmann von Venedig“; ich hatte ihn vor sechs Jahren gelesen, aber wie anders kommt mir dies herrliche Meisterwerk menschlicher Kunst jetzt vor; wie wollte ein Knabe den gewaltigen Geist Shakspeare's fassen!

Diese kurzen Andeutungen zeigen, wie der zwanzigjährige Mönch die Klassiker las; nicht mit einer der Jugend sonst eigenen Lesesucht, die nur recht schnell alles gelesen oder verschlungen haben will, sondern mit dem empfänglichen Sinne des Dichters, mit dem nüchternen Blicke des Kritikers, die Feder in der Hand.

Als er zwanzig Jahre später diese „frechen Rezensionen“ in seinem Tagebuch wieder las, schrieb er dazu:

Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort,
Das schwer sich handhabt wie des Messers Schneide,

das bewährt sich auch an diesen Blättern. Doch hat eben jenes Kecke im Urtheil auch seinen Reiz und trifft oft die Wahrheit besser, als des gereiften Verstandesmenschen wohl berechnetes Gutachten.

Freilich braucht es hiezu eine natürliche Anlage, wie Morel sie besessen. Denn das ist der Vorzug des Talents, daß es sozusagen von selbst, auf den ersten Blick und wie instinktartig das Richtige fühlt und sieht. Nur wer den Erzeugnissen des Geistes einen reifen Geist entgegenbringt, wird sie mit rechtem Nutzen genießen. Doppelt beherzigenswerth dürfte daher die Stelle im Tagebuche sein: „Ich halte es für ein Glück, daß mir die besten deutschen und andere Dichter erst spät in die Hände kamen, unter Bedingungen und bei einer Reife, daß der erste Eindruck ein sehr gewaltiger

und starker war. Das zu frühe Naschen am Baume der Erkenntniß zerstört viele tausend Talente."

Sein Geist wurde daher durch eine solche Lektüre auch nicht, wie es sonst meist zu geschehen pflegt, verflacht, es war bei ihm kein Naschen sondern ernstgemeintes Studium. „Das Lesen und Betrachten der Werke großer Meister, schreibt er einmal, ist gut, weil man alsdann manches kühn ausgesprochen findet, was man selbst wohl gefühlt, aber nicht, wenigstens nicht so gut auszudrücken gewagt hätte." „Man sieht, es kochte damals", fügt ein späterer Zusatz zu dieser Stelle bei. So wurde in diesen Jahren die neuere Literatur durchgearbeitet, von den dii minorum gentium bis zu den Dichterfürsten, von den ernsten Nachtgedanken Young's und den erschütternden Trauerspielen Shakspeare's bis zur Komik des Don Quixote. Wenn man bedenkt, daß P. Gall sein Leben lang den Entwicklungsgang der schönen Literatur stets aufmerksam verfolgt, alle bedeutenden Erscheinungen derselben durchgesehen hat, so wird man seinen spätern Ruf in diesem Fache leicht erklärlich finden.

Durch die Beschäftigung mit den Dichtern erhielt aber auch der eigene poetische Genius immer neue Nahrung, Anregung und Ausbildung, und das Tagebuch verzeichnet in diesen Jahren Gedichte und Entwürfe zu Gedichten in Menge. Der Drang zu eigenem dichterischen Schaffen regte sich in ihm so mächtig und charakteristisch, daß er denselben nicht los werden konnte. „Abends, schreibt er, war es nach meiner Gewohnheit wieder ziemlich warm im Herzen; durfte oder wollte ich auf bleiben, ich könnte manchmal etwas Ergötzliches auf's Papier bringen." „Oft machte ich sogar in der Schule Verse, und entschuldigte mich dabei mit den Worten eines andern Dichters:

Pictoribus atque poetis
Quidlibet audendi semper fuit æqua potestas.

Als er die „Abendphantasie“ dichtete, welche er noch in seinen letzten Jahren für die Stahlstichgallerie benützte, sperrte er sich in seine Zelle ein, und schuf sich durch Schließen der Fensterladen eine Art romantisches Helldunkel. Eines Tages nach der Vesper machte er aus Spaß eine Ballade, um zu sehen, ob er in der Noth auch geschwind arbeiten könne.[1]) Als er einmal Körner's Sonette gezählt und 42 herausgefunden hatte, entlockte ihm dies den Seufzer: „und ich habe noch kein einziges gemacht! Körner's frühes Dichten machte mir damals durch Vergleichung mit meinem Alter viel zu denken.“

Solche Züge, so geringfügig an sich, sind doch recht charakteristisch, und er selbst meinte später, diese Jahre seien die Sturm- und Drangperiode seines Lebens gewesen. „Wie schnell, glücklich und froh verschwand mir dabei ein Tag nach dem andern!“ Dabei mehrte sich die Zahl seiner Dichtungen zusehends, und vieles, was er in seine dreißig Jahre später erschienenen Sammlungen aufgenommen, stammt aus dieser Zeit seines Aufenthaltes im „Fraterstock“.[2])

An die poetischen Versuche reihen sich schon in diesen Jahren auch ästhetische Studien, angeregt durch einzelne Vorträge des

[1]) Das Stück, dessen Stoff aus Abraham a S. Clara entnommen ist, steht, wenn auch bedeutend verändert, unter dem Titel „Stoff und Kraft“ im zweiten Bändchen seiner Gedichte S. 261.

[2]) Am freiesten konnte sich der poetische Sturm und Drang zuweilen im Fasching geltend machen, wo er sogar auf das dramatische Gebiet hinübersprang. Neben den größten Ernst des Lebens stellte sich da in scharfem Gegensatze der stärkste Humor, um so ungezwungener und argloser, je weniger dabei auch nur der Gedanke einer Ausschreitung aufkommen konnte. Morel „schwärmte“, wie er sagt, für die Bücher, und in den Tagen der Fastnacht, wo bei den Studenten theatralische Vorstellungen damals noch nicht so regelmäßig stattfanden wie jetzt, lebten diese Unterhaltungen im „Fraterstocke“ auf, freilich in einer so primitiven und urgemüthlichen Weise, wie dies jetzt nicht mehr angehen würde oder auch nur möglich wäre. Solche Vorstellungen im vertrauten häuslichen Kreise fanden, bei den geringsten Erwartungen, gute Aufnahme und waren zugleich die ersten Präludien des künftigen Theaterdirektors. Der junge Benediktiner schrieb für diesen Zweck Lustspiele, wie „die Mitschuldigen“, eine Parodie von Göthe's gleichnamigen Stücke, in das gemeine Bauernleben übertragen; „das kostbare

schon genannten P. Meinrad Kälin über dieses Fach, welches im geistigen Leben Morel's in der Folge eine so wichtige Rolle spielen sollte, wie wir gehörigen Ortes sehen werden.

Der nämliche Professor, der überhaupt zu den wissenschaftlich tüchtigsten Männern des Stiftes gehörte, weckte nicht bloß bei P. Gall sondern auch bei vielen seiner Kollegen das Interesse und die Liebe zum Studium der Natur. Wenn er auch selbst keine Anleitung gab, so blieb ihm Morel doch für die Anregung dankbar, und spricht sich auch sehr anerkennend über ihn aus. „Er war voll Witz und Humor, und wenn auch arge Launen dazwischen kamen, so wußten wir sie, da wir ihn kannten, leicht zu tragen. Da er nebstdem außerordentlich viel wußte und seine Kenntnisse gern mittheilte, so war ich auch gerne um ihn und glaube Vieles von ihm gelernt zu haben." [1])

Gemälde", eine Bearbeitung der Kotzebue'schen „Tochter Pharaonis". Letzteres hatte er 1816 in St. Gallen gesehen, und schrieb es jetzt mit Veränderungen und Erweiterungen aus dem Gedächtniß. Doch damit war die Arbeit noch nicht gethan. Es gab im „Fraterstock" natürlich weder Bühne noch Bühnenbedarf. Aber auch dieser Mangel gab nur wieder Anlaß zu einer neuen Art Poesie. „Zwei Sachen sind bei diesen Faschingsbelustigungen, wie das Tagebuch sagt, sehr unterhaltlich; zum ersten die Aufführung, und noch mehr die Präparirung der Kleider und Szenerie, wobei wir alle Feuerhäuschen und abgelegenen Rüstkammern durchstreiften, und alles als unnütz Weggeworfene zu benützen wissen. Da gibt es die sinnreichsten (!) Kompositionen und Applikationen, da wir eigentlich von allem entblößt sind, was zu einem Theater gehört. Unsere Bettvorhänge spielten dabei eine wichtige Rolle. Das kostbare Gemälde fanden wir glücklicherweise in einer Rumpelkammer und ich malte es aus. Da wir auch einen Todtenkopf brauchten, drehten wir auf dem Dachboden einer hölzernen Statue den Hals um, und wurden so wahre Ikonoklasten. Die Proben finden wir langweilig, und es wurde darum von keinem Stück mehr als eine vorgenommen, von dem kostbaren Gemälde gar keine." Wer denkt hier nicht an das Horazische: peruncti fæcibus ora!

[1]) P. Meinrad Kälin, von Einsiedeln gebürtig, war Professor der Physik, hatte die naturwissenschaftlichen Sammlungen des Stifts unter sich, war auch Bibliothekar. 1835 erhielt er einen Ruf als Professor an die neu errichtete Studienanstalt der Benediktiner zu St. Stephan in Augsburg, wo er vom kunst-

Das Sammeln wurde bei den jungen Mönchen „Mode", und sie theilten zu diesem Behufe die Gebiete der Natur unter sich. Morel fielen die Käfer zu. Daß er es dabei auf mehr als bloße Mode oder Spielerei abgesehen, geht aus der Notiz hervor: „Die Käfersammlung, hoffe ich, soll seiner Zeit noch wissenschaftliche Dienste thun. Sind einmal die Exemplare beisammen, so ist es noch immer Zeit sie in Ordnung zu bringen." Das ist denn auch in der Folge so gekommen, wie nicht minder die Käferjagden ihm zu einer Liebhaberei geworden sind, die er sogar bei seinem Sommeraufenthalte in Monte Cassino (1852) und in seinen letzten Jahren noch viel betrieben hat.

Auch auf das Münzkabinet und die Bibliothek, zu welcher ihm der Zutritt offen stand, erstreckte sich schon in diesen Jahren Morel's Thätigkeit. Für das erstere schrieb er die Aufschriften über die Einfassungen der alten abgeriebenen Münzen, und schon 1824 einen Dublettenkatalog. P. Joseph Tschudy, der damalige Archivar, theilte ihm Urkunden zur Abschrift mit, und weckte dadurch die Liebe zur Klostergeschichte und zum Urkundenwesen.

Alle diese so verschiedenartigen Arbeiten gingen in den Jahren 1820—1826 neben der Schule her. Das alles zusammengefaßt gibt ein Bild von seinem Leben in dieser Bildungsstätte des Mönchthums, das vielleicht etwas überraschen dürfte.

P. Gall selbst, dessen Aufzeichnungen diese Einzelheiten alle enthoben sind, äußerte sich, als er 1841 diese Blätter seines Tagebuches wieder durchgeschaut hatte, über die geschilderte Periode seines Lebens also: „Nach etwa 16 Jahren nimmt Schreiber dieses Tagebuches dasselbe wieder zur Hand. Mit höchst gemischten Gefühlen sieht er auf jene befangene, beschränkte Periode zurück. Er war

---

liebenden König Ludwig I. von Bayern die Verdienstmedaille erhielt. Nach der Erweiterung der hiesigen Stiftsschule als Lehrer der Anthropologie und Naturgeschichte an das neue Lyzeum zurückberufen, starb er nach mehrjähriger Lehrthätigkeit im Jahre 1858.

anfänglich gesinnt auch das, wie so manches andere dem Vulkan zu übergeben, und nur der Gedanke, auch später aus diesem Selbstportrait etwas für das γνῶθι σεαυτὸν zu gewinnen, bewogen ihn, die Sache einstweilen noch existiren zu lassen.

„Es herrscht im Ganzen etwas Idyllisches, jedoch mit unmäßiger Prosa gemischt. J. Paul setzt das Wesen der Idylle in Schilderung des Volksglücks in der Beschränkung, und das paßt auch auf jene Periode, wo die Kinderzeit so weit in mein Leben hineinreichte, wo ich in und mit allen Kunstzweigen scherzte, und wo der heiterste Geist der Eintracht und Bruderliebe unsern Bund beseelte. Viele und große Seelenschwächen geben sich in diesem Seelengemälde kund. Ihretwegen vorzüglich möge das Geschriebene einstweilen bleiben."

Ein scharfes Urtheil; aber wir setzen es unbedenklich her wie die Verhältnisse, auf welche es geht. Das eine wie die andern sind charakteristische Züge. Aber wenn Schattenzüge im Bilde sind, die dem scharfen Auge der Selbstprüfung am allerwenigsten entgehen konnten, so fehlt es dagegen auch nicht an Licht. Es lebt und webt da eine gewaltige Arbeitskraft, eine unersättliche Wißbegierde; in fast fieberhafter Thätigkeit sucht der strebsame Mönch alle Zweige des Wissens, die ihm erreichbar waren, in seinen geistigen Gesichtskreis einzubeziehen. Dieser Grundzug seines Wesens ist bereits in aller Schärfe ausgeprägt, der Kreis seines spätern Wirkens mehr oder weniger deutlich umschrieben.

Zwar steht er hier noch in der Periode der Gährung, welche gerade recht begabte Naturen immer durchzumachen haben, es kommt da noch viel Ungeregeltes, Sporadisches, Autodidaktisches vor. Aber auch das erklärt und rechtfertigt sich leicht. Morel sollte eben im Stifte in mancher Beziehung Bahn brechen, darum die große Freiheit seiner individuellen Entwicklung. Nicht an Jeden darf man den gleichen Maßstab der Beurtheilung anlegen, und das geistlose Formen nach bloß hergebrachter Schablone, das Ein-

schnüren des Geistes in spanische Stiefel ist sicher auch nicht vom Guten. Eines zum wenigsten wird der maßvoll urtheilende Leser aus der bisher geschilderten Lebensperiode Morel's entnehmen, daß nämlich auch im Kloster, bei aller das Ganze durchherrschenden und tragenden Ordnung, die eigenartige Entwicklung eines Talentes, der freie Aufschwung des Geistes weder verkümmert noch gar zur Unmöglichkeit gemacht wird.

Am 4. Juni 1826 feierte P. Gall seine erste heilige Messe. Seine Eltern erlebten diese Freude nicht mehr, dagegen hatte sein älterer Bruder Joseph, der in Mailand an einem großen Tuchgeschäfte betheiligt war, auf diesen Anlaß durch den in Bergamo lebenden deutschen Komponisten Simon Mayer eine eigene Messe schreiben lassen. Mit dem Tage der Primiz eröffnete sich für den jungen Pater das weite Feld einer beinahe fünfzigjährigen Wirksamkeit. Morel besaß eine ausgezeichnete Befähigung für Vieles; allein der Ordensmann darf in der Auswahl nicht eigener Willkür folgen. Als Theil des großen Ganzen ist selbstverständlich seine Thätigkeit in ihrer Richtung durch dieses bestimmt und geregelt, sein Wirkungskreis durch den des Klosters bedingt und umschrieben.

Hatte nun wohl der hochbegabte, strebsame Mann in dieser Beziehung eine ihm angemessene Aussicht?

Gewiß, der Wirkungskreis, welcher dem Kloster im finstern Walde vor manchen andern desselben Ordens zugefallen, ist weit und vielseitig genug, daß er dem ausgezeichnetsten Talente Arbeit vollauf zuweist, wie nicht minder schwächere Kräfte nutzbar beschäftigt. [1])

---

[1]) Der Orden, dem P. Gall angehörte, hat das Eigenthümliche, daß die einzelnen Klöster desselben — im Gegensatze zu den Häusern der neuern Orden — so ziemlich jedes für sich ein selbstständiges Ganze bilden. Das ist schon ursprünglich im Orden gelegen. Der heilige Benedikt gründete denselben zu An-

Da steht obenan und für Alle die schon erwähnte religiöse Pflicht in würdiger Feier des Gottesdienstes; die mühevollen Beschäftigungen, welche die Wallfahrt in den Sommer- und Herbstmonaten in so großem Umfange mit sich bringt; die vielverzweigte Lehrthätigkeit für die Stiftsschule [1]) und die engere theologische Schule; die Seelsorge nicht bloß in Einsiedeln selbst, sondern an vielen andern Orten [2]); die Oekonomieverwaltungen [3]); die ver-

---

fang des VI. Jahrhunderts, zu einer Zeit, wo die wilden Barbarenhorden alle vorangegangene Civilisation vernichtet, jegliche staatliche und soziale Ordnung zertrümmert, Europa mit materiellen und geistigen Ruinen angefüllt hatten. Da galt es aus den Trümmern neues Leben erstehen zu lassen, den religiösen und wissenschaftlichen, sozialen und politischen Neubau aufzuführen. Dazu waren von der Vorsehung besonders die Benediktiner mitberufen. Das wird auch von Solchen gewußt und anerkannt, welche für die klösterlichen Institute nicht eingenommen sind, und P. Gall erwähnt in seinen Reiseaufzeichnungen zum öftern, wie ihm gerade sein Benediktinerkleid in Bibliotheken und bei Geschichtskennern freundliche und ehrenvolle Aufnahme verschafft habe.

Um diesem Neubau aber eine feste Grundlage und dauernden Bestand zu sichern, durfte der Orden nicht eine bloß vorübergehende Missionsthätigkeit entfalten, sondern mußte selbst in die geschichtliche Bildung der neuen Gemeinwesen eingehen, dadurch daß er an verschiedenen Punkten des Landes Klöster gründete, welche ihre Wurzeln tief in den Boden wie in die Geschichte des Landes hinabsenkten und so feste Kernpunkte bildeten, um welche sich dann in immer weiteren Kreisen das materielle und geistige Leben der rohen Stämme ansetzen und entwickeln konnte. Damit ergab sich denn auch für jedes dieser Klöster neben der allgemeinen eine nach den örtlichen Verhältnissen modifizirte Aufgabe, die, wie sie mit der Zeit schärfer umrissen wurde, auch jedem dieser Häuser, unbeschadet ihrer innern Zusammengehörigkeit, ein eigenartiges Gepräge, eigene Gewohnheiten, Statuten u. s. w. verlieh.

[1]) Sie beschäftigt in den 20 Professoren.

[2]) Solche Seelsorgsposten, welche das Stift mit seinen Mitgliedern besetzt: sind: Willerzell und Euthal, im Thale von Einsiedeln selbst; Freienbach und Feusisberg, Kt. Schwyz; St. Gerold, Blons, Schnifis, Düns, Nüziders, im Vorarlberg; Eschenz, Kt. Thurgau. Beichtigerstellen in Fahr, Kt. Aargau, Seedorf, Kt. Uri, Grimmenstein, Kt. Appenzell, Notkersegg und Glattburg, Kt. St. Gallen, Au, bei Einsiedeln.

[3]) Solche bestehen in Einsiedeln selbst, dann in den Besitzungen des Klosters, in Pfäffikon, Kt. Schwyz, St. Gerold, Fahr, Sonnenberg und Freudenfels, Kt. Thurgau.

schiedenen Verwaltungsposten im Innern des Klosters; Bibliothek, Archiv, naturwissenschaftliche Sammlungen, Musik; die wissenschaftlichen Bestrebungen Einzelner auf verschiedenen Gebieten, je nach der individuellen Geistesrichtung; mannigfache Beziehungen nach außen u. s. w. Alle diese zahlreichen Aufgaben schaffen ein reich gegliedertes Leben, erfordern eine große Zahl Kräfte.

Gerade der Hinblick auf diesen großartigen Wirkungskreis des Stiftes hatte dem jungen Morel, wie wir bereits wissen, bei der Fassung seines Entschlusses als Motiv vorgeschwebt. Jetzt sah er sich am Ziele und konnte nach dem Maße seiner eminenten Befähigung in hervorstechender Weise mit Hand anlegen. Der Ueberschuß an Kraft, der ihm zu Gebote stand, machte es ihm möglich, nicht nur den allgemeinen Obliegenheiten zu genügen, sondern auch viele der eben genannten Aufgaben zugleich zu bewältigen; und die Obern, deren Aufgabe es ist, die Kräfte der Glieder zum Gedeihen des Ganzen zweckmäßig zu verwenden, ließen es in dieser Hinsicht an sich nicht fehlen.

Zunächst wurde ihm als besonderes Arbeitsfeld die Schule angewiesen, wo er 1826—32 Rhetorik lehrte; 1832—34 trug er den jüngern Mitgliedern des Stiftes Philosophie vor; das Jahr 1835 sieht ihn als Bibliothekar und Kapellmeister; ersteres ist er bis zu seinem Tode geblieben, letzteres mit zeitweisem Unterbruche bis 1840. Dazu kam im gleichen Jahre die Direktion des Werkes der Glaubensverbreitung, dessen Geschäfte er bis 1840, und dann wieder 1846—50 besorgte. 1836 wurde er als Präfekt an die Spitze der Schule gestellt, und vertauschte diesen Titel 1848 mit dem eines Rektors, als welcher er bis zu seinem Tode wirkte. Das Jahr 1848 brachte dazu noch die Professur der Aesthetik, die er stets beibehielt, das Jahr 1850 die Professur der Philologie, von der er erst 1865 zurücktrat. Daneben war er von 1839 bis 1846 Archivar; 1843—52 Erziehungsrath des Kt. Schwyz; 1846—52

Subprior des Stifts. Zeitweilig lehrte er auch am Gymnasium und Lyzeum noch einzelne Fächer, wie Zeichnen, Französisch, Naturgeschichte.

Gewiß auch für ein reiches Talent ein großes Arbeitsfeld. Und diese vielartigen Beschäftigungen gingen bei diesem rastlos thätigen Manne meist gleichzeitig neben einander her. Es ist da so Vieles und Ungleichartiges in ein einziges Menschenleben zusammengedrängt, daß wir ein zwar immerhin interessantes, aber doch sehr verworrenes Bild bekommen würden, wenn wir den geschichtlichen Faden auch für die fernere Darstellung beibehalten wollten. Wohl treten in einzelnen Perioden gewisse Fächer mehr hervor, wie z. B. die musikalische Thätigkeit 1835—40, die archivarischen Arbeiten in den vierziger Jahren, u. s. w.; allein im Ganzen fließen sie doch immer wieder mit andern Fächern zusammen. Lieber wählen wir daher von jetzt ab die verschiedenen Gebiete seines Schaffens für unsere Darstellung, und zerlegen dieses reiche Leben in die kleinern Bilder des Dichters, Polyhistors, Aesthetikers, Schulmannes, Religiosen, verweben sein Ringen und Wirken, seine Grundsätze und Anschauungen in dieselben, und stellen sie dann erst am Schlusse zu einem Gesammtbilde zusammen.

Doch zuvor noch ein Wort über einen andern Faktor, welcher sich als rother Faden durch das ganze Leben Morel's hindurchzieht. Wir meinen seine Reisen.

P. Gall hatte einen eigenthümlichen Wandertrieb, aber nicht vergnügunssüchtiger, sondern poetischer und wissenschaftlicher Art. Seine Lehrzeit ist mit dem Jahr 1826 keineswegs abgeschlossen, vielmehr erhielt er erst jetzt Gelegenheit, seine wissenschaftlichen Studien und Forschungen, welche bisanhin auf die Hilfsmittel im Stifte beschränkt gewesen, weit über diese Grenzen hinaus auszudehnen. Von seiner stillen Zelle im finstern Walde machte er Ausflüge nach allen Richtungen, in die Nähe wie in die Ferne, wodurch es ihm möglich wurde, Natur und Kunst, Land und Leute in umfassender Weise kennen zu lernen. Diese Reisen waren vom größten

Einfluß auf seinen Geist, sie haben — man darf es wohl sagen — seine reichen Anlagen erst zur vollen Reife gebracht. Von all' den Jahren zwischen 1826 und 1872 dürfte wohl nicht ein einziges sein, welches nicht die eine oder andere, öfter auch mehrere solcher Reisen aufzuweisen hätte. So verzeichnet Beispiels halber das Jahr 1844 nicht weniger als zehn. Sie bringen etwelche Abwechslung in das sonst naturgemäß so einförmige Gemälde eines den Aufregungen und Stürmen des äußern politischen Treibens entrückten, und den friedlichen Musen geweihten Lebens. Sind sie aber auch zu zahlreich, als daß sie auch nur der Mehrzahl nach besonders erwähnt werden könnten, so sind doch immerhin einzelne derselben so bedeutsam und charakteristisch, daß sie als Hauptzüge im Gemälde mit Fug einen etwas größern Raum beanspruchen dürfen.[1]) Es sind solche, bei denen die geistige Eigenthümlichkeit Morel's oft gerade am schärfsten hervortritt, poetische, literarische, künstlerische, wissenschaftliche Streifzüge, von denen er immer mit reicher Beute heimkehrte, die seinem Geiste neue Nahrung zuführten, Bekanntschaften mit namhaften Gelehrten knüpften, die fortschreitende wissenschaftliche Strömung der Zeit auch in die Klosterhallen leiteten.

Eine derselben wird uns gleich im Bilde des Dichters, das wir jetzt zuerst zeichnen wollen, begegnen.

---

[1]) Als die wichtigeren unter P. Gall's Reisen können gelten:

1) Die erste Reise nach Mailand, 1830 (Dichterfahrt);
2) Die Reise nach Süddeutschland und an den Rhein, 1836;
3) Die zweite Reise nach Mailand, mit Venedig, 1841 (literarische Jagd);
4) Die dritte Mailänderreise, mit Ausflug nach Genua, 1843.
5) Die Reise nach Wien, 1850 } Kunstreisen.
6) Die Romreise, 1852—53 } Kunstreisen.
7) Die Reise nach Paris, 1855 } Kunstreisen.
8) Die Münchnerreise, zur Gelehrtenversammlung, 1863.
9) Die Reise in die Westschweiz, 1864 (literarische).
10) Die Reise nach Norditalien, 1869 (zum Theil Vergnügungsreise).

II.

Der Dichter.

Begabung. Werke. Dichtung über Einsiedeln. „Wanderbilder", oder die Dichterfahrt nach Mailand. Naturauffassung. Ideelle Gedichte. Religiöser Grundton. Gelegenheitsgedichte. Abnahme der Dichterkraft. Dramatisches. Schlußergebniß.

Ich meine, es müsse ein recht feindlicher Genius in meine Laufbahn treten, wenn ich je die Poesie — um unpoetisch zu werden — an den Nagel hängen sollte.

Als der junge Benediktiner diese Worte mit zwanzig Jahren in sein Tagebuch niederschrieb, mochte es ihm doch schwerlich ganz klar vor der Seele gestanden sein, daß ihm die holde Muse der Dichtkunst auf seinem ganzen Lebenswege eine so unzertrennliche Begleiterin sein würde, wie sie es wirklich gewesen. Wie stark und charakteristisch der dichterische Drang sich bei ihm geäußert, erhellt schon aus Früherem. Morel war eben eine echte Dichternatur, auf welche die Worte des Venusinischen Sängers gehen:

Quem tu, Melpomene, semel
Nascentem placido lumine videris etc. [1])

Eine Schule der Dichtkunst hat er nie durchgemacht, nicht kalte Regeln, sondern das reich gestimmte Gemüth und die Lektüre von

[1]) Od. IV. 2.

Dichtern zeigten ihm den rechten Weg. Von ihm selbst gilt, was er im zweiten Bändchen seiner Gedichte (S. 308) singt:

Des Dichters Aug sieht überall
Der Schönheit Wunder ohne Zahl,
Sogar im zarten Spinnennetz
Der Farben Leiter und Gesetz.
Doch muß das Netz vom Sonnenschein
Des Genius beleuchtet sein.

Diesen Genius besaß er in reichem Maße; daher auch die Fruchtbarkeit seiner Muse[1]). Diese trägt einen überwiegend lyrischen Charakter, und ist in der Periode ihrer Blüthe eine Gelegenheitspoesie im besten Sinne des Wortes. Frisch und frei quillt sie hervor aus dem Borne des reichen Gemüthes, und was dasselbe im Innern bewegt, das ringt sich als Lied an das Licht empor. Lust und Schmerz, heitere wie ernste Ereignisse des Lebens, Natur und Kunst, Religion, Philosophie und Menschenleben, alles

---

[1]) Die Erzeugnisse derselben, welche im Drucke erschienen, sind:

1) Die Eremus sacra, die heilige Wüste. Zur Erinnerung an Einsiedeln 1840; auch aufgenommen im 1. Bd. der Gedichte.

2) Gedichte, 1. Sammlung od. 1. Bändchen, 1852. Wohl das werthvollste von allen, schon länger vergriffen.

3) Gedichte, 2. Sammlung, 1859.

4) Spruchverse, ernsten und heitern Inhalts, zur Erbauung und Unterhaltung, 1859.

5) Cäcilia, religiöse Gedichte, 1863.

6) Gedichte zur Gallerie religiöser Bilder in Stahlstichen. Fortgesetzt bis zu seinem Tode; viele derselben sind auch in der Cäcilia aufgenommen.

7) Eine Menge zerstreuter Gelegenheitsgedichte,

Auch müssen hieher gerechnet werden:

8) Waldblumen aus dem finstern Walde, eine Festgabe zum Millenarium, 1861.

9) Zwei Bändchen Schul- und Jugendtheater. 1859—1860.

10) Aus Italien, Dichtungen in deutscher Uebertragung, 1866.

Mit Ausnahme der zwei letztern Nummern sämmtlich im Verlag von Gebr. Benziger.

klingt in seinem Dichterherzen wieder, alles vertraut er seinen Liedern an. So gilt auch von ihm:

> Jlle velut fidis arcana sodalibus olim
> Credebat libris; neque, si quid male cesserat, unquam
> Decurrens alio, neque si bene; quo fit ut omnis
> Votiva pateat veluti descripta tabella
> Vita senis [1])

Unmittelbar und tiefer, als eine psychologische Erörterung es vermöchte, eröffnen diese Poesien den Einblick in Geist und Herz unsers Sängers, und bilden die werthvollste und naturwahrste Autobiographie desselben.

Es ist bezeichnend, daß die erstere größere Arbeit des Dichters, in welcher sein Genius einen höhern Flug versuchte, „Die hl. Wüste", Eremus sacra, welcher wir schon früher einzelne Stellen entnommen haben, seiner geistigen Heimath, dem lieben Kloster im finstern Walde, gewidmet ist. Er dichtete sie schon 1824, und schildert in ihr mit begeisterten Worten die großartige Wirksamkeit des Gnadenortes, der die Pilgerschaaren zu Tausenden anzieht, den majestätischen Gottesdienst mit dem Chorgesang der Mönche. Von der Gegenwart schweift der Blick rückwärts in die tausendjährige Vergangenheit des Stiftes:

> Was seh' ich? — Dichtverwachs'ne Tannen decken
> Den Boden der verwilderten Natur;
> Giftreiche Sümpfe, unwegsame Strecken
> Und träge Oeden beut das Thal mir nur.

Dann sieht er Meinrad, der hl. Wüste Gründer, des Ortes gnadenvolle Weihe, läßt dessen wechselvolles Geschick durch die lange Reihe der Jahrhunderte an seinem Blick in großen Zügen vorüberziehen, bis er sich wieder in des Klosters Hallen findet, wo

> Reges Leben glüht für Menschenwohl und für des Höchsten Ruhm.

---

[1]) Hor. Sat. II. 1.

Er schließt die poetische Verherrlichung seines Klosters mit Worten, die warm aus tiefstem Herzen strömen:

Wohl weiß ich, daß dies Lied im Gang der Stunden,
Im Wirbelwind der Zeiten wird verwehn,
Und was ich warm und jugendlich empfunden
In wenig Herzen nur wird übergehn;
Gelöst wird einst, was ich zum Kranz verbunden;
Doch das Besung'ne wird und muß bestehn.
Was hier gewirket ward, kann nicht versinken,
Und muß noch spät in reinem Glanze blinken!

Der Geist, der ein Jahrtausend lang hier wehte,
Er kennet der Verwesung Kräfte nicht;
Das Göttliche, um das sich Alles drehte
In diesem Heiligthum, der Andacht Licht,
Der Millionen flammende Gebete,
Das Alles bleibt, wenn auch die Welt zerbricht.
Die Flamme mag das Irdische verschlingen,
Als Phönix wird der Geist empor sich schwingen.

Die Begeisterung, welche in diesem Erzeugnisse seiner jugendlichen Phantasie für seine klösterliche Heimath flammt, war nicht etwa eine Aufwallung des Augenblicks; sie glühte fort und loderte auch im Herzen des gereiften Mannes an einem Orte und unter Verhältnissen, die merkwürdig genug sind, wieder auf. Im Jahre 1852 nämlich weilte er fern von seiner „hl. Wüste“ im „ewig einz'gen Rom“. „Da, sagt das Tagebuch vom 20. Februar, tauchte plötzlich der Plan auf, unsern zweiten Einsiedler, Benno, dramatisch zu behandeln.[1]) Herrliche Motive bietet die Geschichte, Zeit, Ort; aber

[1]) Nach dem Tode des ersten Einsiedlers und eigentlichen Gründers von Einsiedeln, des hl. Meinrad, 861, war dessen Klause wieder zerfallen. Dann kam im Jahre 906 der Domherr Benno von Straßburg in den finstern Wald, und richtete die Hütte wieder auf. 925 zum Bischof von Metz gewählt, wurde er dort seines hl. Eifers we en von Bösewichten des Augenlichtes beraubt, kehrte in Folgen dessen 929 in die Meinradszelle zu seinen geistlichen Mitbrüdern unter Abt Eberhard zurück, und starb im Jahre 940.

noch bin ich nicht klar über das eigentlich Tragische oder Dramatische des Stückes. Grundgedanke dürfte es sein, den Sinn des beschaulichen Lebens in seinem Verhältniß zum aktiven darzustellen. Aus der Einsiedlerhütte geht Licht und Gesittung hervor; überhaupt wird das Menschliche und Christliche hervorzuheben sein." Um Stoff zu bekommen durchging und exzerpirte er nun in der Bibliothek der Minerva Hartmann's Annalen von Einsiedeln. Der Plan wurde größtentheils in schlafloser Nacht entworfen, und er bedauerte nur, daß die Geschichte sehr arm an Handlung und hervorstechenden Charakteren sei, beides erst geschaffen werden müsse. Am meisten Interesse dürfte dem Stück die Schilderung von Zeitbildern geben, Klausner, Ritter, Bischof, Städter und endlich Kloster. Das sind eigentlich die Charaktere des Stückes, und aus diesen allen erklärt sich die Gründung von Einsiedeln. Der Grundgedanke des Drama, daß aus der Einsiedlerhütte in die noch rohe und finstere Zeit des X. Jahrhunderts Gesittung und Licht ausströme und damit eine bessere Zukunft anbreche, klingt noch in die Schlußverse aus:

Wenn Bischof, Mönch und Ritter sich vereinen,
So müssen bess're Zeiten bald erscheinen.

Der Plan kam rasch zur Ausführung und so entstand in Rom: Benno, oder die Gründung des Klosters Maria Einsiedeln, Drama in fünf Aufzügen, das 1859 das erste Bändchen des Schul- und Jugendtheaters eröffnete![1]) Ueber die Idee des Stückes läßt sich der Verfasser im Vorwort also vernehmen: „Schon der Umstand, daß heilige und vollendete Tugendmuster als solche nicht wohl zu Helden eines Drama's passen, bereitete mir keine geringe Verlegenheit. Benno mußte nämlich so aufgefaßt werden, daß er dramatisches Interesse erwecke, was nur geschehen kann, wenn menschliche Schwäche und Hinfälligkeit als mit der ewigen Gerechtigkeit und Heiligkeit im Kampfe begriffen dargestellt wird.

[1]) Augsburg, Lampert und Comp.

Dieser Kampf und endliche Sieg war mir die Hauptsache und sollte sich in Benno's Charakter konzentriren. Wie sich aber in Benno ein allgemein Menschliches an eine einzelne Persönlichkeit, eine für alle Zeiten geltende große Wahrheit an eine einzelne Handlung knüpft, so sollte auch durch die Entstehungsgeschichte einer sonst unbedeutenden Oertlichkeit eine weltgeschichtliche Kulturepoche veranschaulicht werden. In „Benno" sollte sich zugleich das Leben und die Gestaltung des frühern Mittelalters nach verschiedenen Seiten hin abspiegeln, und so wird man in einzelnen Gruppen und Figuren das Kirchenregiment, das Ritterthum und Städteleben, das Ordensleben in seinem Uebergang von der kontemplativen zur aktiven Richtung, oder das Hervorgehen von Klöstern aus Einsiedeleien und Aehnliches nicht verkennen."

Das Stück wurde zum Schlusse des Schuljahres 1854 von den Studirenden der Stiftsschule mit großem Beifall aufgeführt.

Was der jugendliche Sänger in der Eremus sacra in glühenden Versen ausgeströmt, hat hier die gereifte Dichterkraft des Mannes mit festem Blick und sicherer Hand in die gediegenere Form des geschichtlichen Drama's gefaßt.

So ist P. Gall der Sänger seines Klosters geworden[1]).

Ist es ein schöner, vielsagender Zug im Leben des Dichters, daß er seinen Beruf und sein Stift mit ganzer Seele umfaßte,

---

[1]) Dem gleichen geistigen Grund und Boden entsproßten auch die „Waldblumen", Legenden, Hymnen, Epigramme, Beschreibungen, Wallfahrtslieder, Sprüche und verschiedene Gedichte aus alter und neuer Zeit auf den hl. Meinrad und das Heiligthum in Einsiedeln. Er führt diese Sammlung mit den Worten ein: „Zu angemessener Begehung des so seltenen und erfreulichen tausendjährigen Festes in Einsiedeln wurden alle Kunstzweige zu Hilfe gerufen, und es haben namentlich Musik und Malerei Schönes geleistet. Die Poesie darf nicht zurückbleiben, und so bieten wir hier den Freunden dieser Kunst und zugleich unsers Heiligthums eine Auswahl alter und neuer Dichtungen" u. s. w.

so hinderte ihn dies doch keineswegs, auch der Außenwelt, Gottes herrlicher Natur ein gleich offenes Auge und Herz entgegen zu bringen.

Der Sänger der Eremus sacra, der „Gründung von Einsiedeln" hat auch die „Wanderbilder" gedichtet[1]).

Diese lehren uns den „schwarzen" Wanderer so recht von seiner heitersten Seite kennen. Ihre Entstehung verdanken sie Reisen in der Schweiz und Deutschland, die meisten jedoch der ersten Mailänderfahrt im Herbste des Jahres 1830. Sie führen uns mitten in diejenige Periode seines Lebens hinein, wo der Genius der Dichtkunst die jugendkräftigen Schwingen am freiesten und frischesten entfaltete. Wir laden die freundlichen Leser daher um so lieber ein, den 27jährigen Mönch auf dieser Reise, die man kurz und treffend seine Dichterfahrt nennen kann, im Geiste zu begleiten, als sie ihn da in seinem poetischen Treiben und Schaffen unmittelbar selbst belauschen können. Auch die Gedichte selbst erhalten, in einem kurzen Auszug der Reisebeschreibung verflochten, neuen Reiz und eine gewisse natürliche Frische.[2])

Der Tag der Abreise von Einsiedeln war der 15. September. Unser Dichter begrüßt ihn mit den Worten:

Der Wand'rer, der zur Lust will wandern,
Tritt leicht gerüstet auf die Bahn,
Gepäck und Sorge läßt er Andern,
Und reist als froher Wandersmann.

Sein Geist ist frei, sein Herze offen,
Und rein begeistert auch sein Muth,
Er zieht dahin in frohem Hoffen.
So leicht und froh in Gottes Hut.

---

[1]) Sie stehen im 1. Bdch. der Gedichte, S. 111—176.

[2]) Die Beschreibung dieser Mailänderreise füllt einen Quartband von über 200 Seiten. In der Vorrede heißt es: „Ihr, die Ihr mit Theilnahme dem Wanderer auf seinem Pfade folget, in dieser und auf dieser Wanderung ihn so wiederfindet, wie Ihr ihn im Leben gefunden habt — bleibt dem Wanderer hold."

Damals führte noch kein Dämpfer in einer halben Stunde die Reisenden von Brunnen nach Flüelen, auf dem langsamen Ruderschiffe mußte der Weg zurückgelegt werden. Als Reisegefährten erwähnt er auch einen Tessineroffizier, welcher, der Katastrophe der Julirevolution in Paris entronnen, in seine Heimath zurückkehrte. Die Eindrücke der gewaltigen Natur mischten sich mit den klassischen Erinnerungen aus der vaterländischen Geschichte. Mühsam ging es des andern Tages die romantische Gotthardstraße hinauf, die ihn noch oft in seinem Leben nach Italien führen sollte, und als er endlich bei der großartig schönen Teufelsbrücke anlangte, unter welcher der Wassersturz mächtig hinabbraust, als wollte das Meer noch ein Meer gebären, wo der Silberschaum hoch auffspritzt, da stand er lange auf einem über den Wassersturm hinausragenden Felsen, und strömte seine Gefühle in die Verse aus:

Stürzende Wolke, wohin, wohin?
Wie folgt euch taumelnd hinab mein Sinn!
Stürzende Wolken, hinab, hinab!
Was wühlt ihr euch ewig ein frisches Grab?
Was spritzt ihr den Staub zur Brücke hinan?
Sie wanket euch nicht — sie trotzt wie der Mann,
Den Verläumdung und knirschender Haß
Mit Giftschaum bespritzt ohne Unterlaß.
Tobt nur und raset und wühlt und braus't;
Bald drunten im See habt ihr ausgesaus't.
Der wölbende Steindamm aber, der steht,
Dem Wand'rer zum Trost, der darübergeht.

„Mit Mühe riß ich mich von dem erhabenen Anblick los, und weiter ging's durch das Urnerloch nach Andermatt und Hospenthal, wo Nachtquartier gehalten wurde, und dann in der Frühe des folgenden Morgens hinauf auf die Höhe des Berges. Es war das herrlichste Wetter, die frische Bergluft wehte uns entgegen, bald verschwanden die letzten Menschenwohnungen hinter uns. Nichts als

Felsen und Oede ringsum, und die Sonne noch hinter den Felsenwänden verborgen.

Geist, wie fühlst du dich gehoben!
Tempel Gottes ist da oben,
Stürme künden dir sein Wort.
Nicht befleckte Menschenhände
Bauten dieses Domes Wände,
Wölbten hoch die Kuppel dort.

Tief im Chorgewölb gen Morgen,
Hinter Pfeilern noch verborgen,
Strahlt des Tempels ewig Licht;
Staunend wirst du bald es schauen,
Schon entweicht der Dämm'rung Grauen,
Und die Sonne zögert nicht.

Sieh, wie an den Felsaltären
Schon die Leuchter sich verklären,
Alles feiert stumm und todt.
Nein — nicht todt, das reinste Leben
Fühl' ich in der Seele beben,
Denn hier oben wandelt Gott.

Wie Er dort bei Abendlüften
In des Paradieses Düften
Einsam wandelnd sich erging,
Wandelt Er im Morgenwehen
Durch des Felsendomes Höhen,
Beuge dich, o Geist! und sing':

„O vor dir will ich mit Schweigen
Tief zum Erdenstaub mich neigen,
Preis und Dank, o Vater, Dir!
Segne sie, die Millionen,
Die noch tief im Dunkel wohnen,
In den Ländern unter mir.

„Höre deines Kindes Rede,
Fließt ja hier in grauser Oede
Deines Segens reichster Quell;
Denn aus den granit'nen Hallen
Lässest Du die Ströme wallen,
Reich an Segen, frisch und hell.

„Wie sie ziehn auf deine Worte
Niedwärts durch die Felsenpforte,
Tausenden zu Nutz' und Lust,
So auch send' in reichen Wellen
Deines reinsten Friedens Quellen
Mild in jede kranke Brust!

„Daß die ganze weite Erde
Dir zum heil'gen Dome werde,
Wo der Frevel ewig schweigt;
Wo aus jedem Menschenmunde,
Wie aus jener Klüfte Schlunde,
Feierklang zum Himmel steigt."

„Auf der Höhe des Gotthard kann man noch jetzt sagen, was Schiller seinen Tell zu Parricida sprechen läßt:

Dort nehmt Ihr Abschied von der deutschen Erde,
Und muntern Lauf's führt Euch ein andrer Strom
In's Land Italien hinab.

„Ich gestehe, daß mich diese Seite des Gotthard weit mehr befriedigte, ja in Erstaunen setzte, als jene, die ich Tags vorher gesehen. Der Abhang des Gebirges ist weit höher und steiler. Rasch ging's hinunter, das Thal öffnete sich mehr und mehr, endlich lag vor uns das malerisch gelegene, mit seinen drei Schlössern im Abendgold glänzende Bellinzona. Das Stift hatte damals in dieser Stadt noch ein Kollegium, die Residenz genannt, wo sechs Patres unter einem Probst ein Gymnasium besorgten. Hier wurde der Dichter

mit offenen Armen empfangen, und der Probst, fährt er in seiner Erzählung fort, sprach zu mir dem Sinne nach etwa Folgendes:

Hic tamen hanc mecum poteris requiescere noctem,
Fronde super viridi. Sunt nobis mitia poma,
Castaneæ molles, et pressi copia lactis. [1])

„Spät in die Nacht hinein erquickte ich mich mit meinen Mitbrüdern an freundlichem Gespräche, und des Fragens und Antwortens und Erzählens war fast kein Ende.

Et jam nox humida cœlo
Præcipitat, suadentque cadentia sidera somnos.

„Der folgende Tag war der Besichtigung der Stadt und der drei Schlösser gewidmet. Eine reizende Aussicht genoß ich auf dem Urnerschloß, das von einem ansehnlichen Hügel herab die Mitte des Thales beherrscht. Den Standpunkt dieses Hügels darf ich ruhig dem Geschichtsforscher, Naturfreund, Geognosten, Politiker, Maler und Dichter zur Betrachtung empfehlen. Da ich aber besonders in der Eigenschaft als Dichter reise, so kann ich mich von demselben nicht trennen, ohne ihn mit einigen Versen zu begrüßen:

Dichter.

Sagt, ich beschwör' euch bei allen neun Musen, wo bin ich denn jetzo?
Steh' ich auf schweiz'rischer Flur, oder auf welschem Gebiet?
Schweizerisch sind wir! so ruft das Gebirg und der Strom und der See dort;
Doch der Kastanienwald paßt in's Gemälde mir nicht.

Politikus.

Deuten auf knechtisches Land die gewaltigen Burgen, so wisse:
Nur des Verbrechens Knecht schließt der Kustode hier ein.

Naturforscher.

Wollt' ich so gern den Streit entscheiden, doch ach der Tessiner
Kennet des Landes Natur blos mit dem leckeren Gaum.

---

[1]) Virg. Ecl. 1.

Geschichtsforscher.

Räthier, Hunne, Lombard und Schweizer bekämpften im Wechsel
Welschlands Thore, doch jetzt schützt sie der freiere Mann.

Dichter.

Gut, so nehm' ich denn Alles zusammen — nicht bin ich in Welschland,
Nicht in der Schweiz — das Land heißt italienische Schweiz.

In Bellenz lockte bereits der erste der italienischen Seeen, der Lago Maggiore mit dem Zauber seiner Schönheiten. Also ging es hinunter gegen Magadino durch die üppigen Maisfelder. Auf dem Wege dahin sah er zum ersten Male das von den Alten so oft benützte Bild der traulichen Vereinigung, die um die Ulme sich schlingende Rebe in natura vor sich. „Der Anblick, schreibt er, ist aber auch etwas Eigenes, und mußte auf poetische Geister, wie jene Alten waren, Eindruck machen. Dem Oekonomen aber, der aus Deutschland kommt, würde solches Négligé schwerlich gefallen.“ Dieser Kontrast zwischen Dichter und Bauer, zwischen Poesie und gemeinem Nutzen des Lebens fiel dem Wanderer so mächtig auf, daß er ihn in einem mit keckem Humor geschriebenen Gedichtchen aussprach:

Ewig entzweit mit dem Hauswirth lebt der gemüthliche Dichter,
Dieser will Blumen allein, Jener genießbares Korn.
Der sammelt nur um zu streu'n, doch Jener streut um zu sammeln.
Nektar will der Poet, aber der Hauswirth Bier.
Frisch um die Schläfe des Helden windet der Dichter den Lorbeer,
Doch in die Sauce allein braucht ihn der Oekonomist;
Adler sind ihm und Nachtigallen entsetzliche Gräuel.
„O du erhab'ner Kapaun! o mein gemästetes Kalb!“
Seht, wie sich Ulm' und Rebe umarmt! ruft freudig der Dichter,
Während der Andre ruft: „Welscher, wie bist du so träg!“
Ewig entzweit mit dem Hauswirth lebt der gemüthliche Dichter,
Denn, was dem Einen behagt, mundet dem Andern nicht.

Poetischer noch als die die Ulme umschlingende Rebe, erschien ihm aber jene, die, wie er in einigen Gegenden der Lombardei ge-

sehen, von einem Baume zum andern in Guirlanden schwebt und so die lieblichste Verzierung bildet. Auf dem Lago Maggiore sah er den ersten Dampfer, dem natürlich eine weitläufige Beschreibung gewidmet wird, aber nur in Prosa, weil der Anblick eines solchen Fahrzeuges nicht so poetisch sei, als der eines Schiffes, welches mit geschwellten Segeln dahinfährt. Die Berge senkten sich je mehr es dem Süden zuging, es zeigten sich die ersten Oelbäume. „Ich hielt sie für Weidenbäume und verstand nun, warum die Dichter von dem blassen Oelbaum sprechen. Intra kam in Sicht, das aber den Erwartungen, welche die Phantasie von dem Genua des Verbano sich gebildet hatte, nicht entsprach. Hier wurde ein Geschäftsfreund des Hauses Morel besucht, und dieser führte den Dichter in die Glasfabrik der Gebrüder Franzosini. Fabrik und Poesie sind doch recht weit auseinanderliegende Dinge; dennoch entlockte ihm der Ort, wo im zweiten Ofen die sog. Kanonen gemacht wurden, die Verse:

Wie das glüht und sprüht und knittert!
Wie der Qualm die Luft durchzittert!
Ha, in diesem Höllenreich
Werden Felsenblöcke weich!
Wie in solchen rothen Gluthen
Die geringste Makel weicht,
So wird in des Unglücks Fluthen
Engelrein der Geist gebleicht.

Seh' ich Glas, sonst so gebrechlich,
Das im Ofenschlund gemächlich
Dort der Bursch' wie Bänder biegt?
Dem es sich so willig schmiegt?
Durch des Elends Gluth gezogen
Stählet sich das Herz zur Pflicht,
Manchmal wird es wohl gebogen,
Doch gebrochen wird es nicht.

Und so ist's — nur weich und milde
Fügt das Glas sich zum Gebilde;
Im durchglühten Feuerherd
Wird der Edelstein bewährt;
Drum, wenn auch der große Meister
Seine Treuen läutern will,
Laßt euch bilden, edle Geister,
Duldet, harret froh und still!

Welch Gefäß sich hier bereite,
Weiß der Meister nur allein,
Ob er's für die Freude weihte,
Oder für den Leidenswein.
Eines wolle nicht vergessen:
Ein Juwel bewahrest du,
In gebrechlichen Gefäßen
Trägst du es dem Himmel zu.

Auch ein anderer Industriezweig, den er hier zum ersten Male sah, eine Seidenfabrik, veranlaßte das originelle und lebhafte Gedicht:

Da spinnet das Würmchen so emsig und fein
Und webt sich selber die Bahre;
Da windet und dreht sich das Fädelein
So zart und schmiegsam wie Haare.
Da rollet die Spindel, der Haspel schnurrt,
Und Alles tanzt lustig zur Seidengeburt.

O Fädelein sage, was läufst du so schnell?
„Muß eilen, im Königspalaste
Erschein' ich nun bald auf erhab'nem Gestell
Als Vorhang mit goldener Quaste;
Da wehr' ich neugieriges Sonnenlicht
Gar sorglich von fürstlichem Angesicht."

Und du, was eilst du, o Fädelein dort?
„Mein harret ein Dämchen zum Tande."
Und du? — „Bald glänz' ich im heiligen Ort
Am festlichen Priestergewande."

Und du? „Ich glänz' im Geflechte des Shawl's."
Und du? „Bald schnür' ich des Bassa's Hals."

Ei, schöne Geschäfte! so tanzt denn nur fort
Und lasset euch drehen und spinnen;
Doch hört noch, ihr Fäden, ein freundliches Wort,
Bevor ich scheide von hinnen.
Bedenkt, was ich heut euch weislich gelehrt,
Wenn dereinst euch Gott eure Wünsche gewährt.

Dann raunt den Gebietern leise in's Ohr:
„Du Reicher, in Seide gekleidet,
Verstoße den Lazarus nicht vom Thor,
Dem Gott nur Lumpen beschieden;
Dann kleidet der Herr dich im himmlischen Land
Mit unverweslichem Seidengewand!"

So zog ihn nicht nur der poetische Zauber der Natur an, selbst der Prosa des Fabrikwesens, der langweiligen Spindel wußte er eine sinnige Seite abzulauschen.

„Doch nun galt es den berühmten Borromäischen Inseln, den herrlichen Eilanden, über die ich schon so vieles gelesen und noch weit mehr gehört. Eine Barke führte mich und Herrn A. hinüber. Ich sollte durch eigene Anschauung die Widersprüche lösen, die sich in den Schilderungen derselben finden, in dem einige die verwirklichten Ideale einer glücklichen Seele, andere bloß einen abgeschmackten Tafelaufsatz in diesen Inseln fanden." Wir können ihm in die weitläufige Beschreibung dieser Herrlichkeiten nicht folgen. Viel des Geschmacklosen hatte er auf Isola Bella zu tadeln, dagegen bemerkt der angehende Aesthetiker auch: „Unter den Gemälden werde ich nie vergessen das kananäische Weib von Carraci in einem Vorzimmer des Palastes, auch die so gerühmte Kopie der heiligen Magdalena von Coreggio fand ich ausgezeichnet, obschon sie Mathison, wie alle Gemälde dieses Palastes, als erbärmliches Machwerk schildert.

Fortwährender Regen kühlte indessen die Phantasie bedeutend ab, und launig meinte er: „die Dichter thuen doch gut daran, in ihren Werken so selten regnen zu lassen. Im Morgenlande und bei den hebräischen Dichtern mag das Bild zuweilen taugen, bei uns aber ist's nichts nütze. Ich gestehe, daß ich in dieser Lage nicht gar günstig über die Anlagen dieser Insel urtheilte, denn ich gab nur zu sehr auf die geschmacklosen, nichts sagenden, oder erbärmlich gearbeiteten Obelisken, Bildsäulen u. s. w. Acht, die gleichsam die Natur versteinern. Widrig verfolgte mich auch der Gedanke an die unermeßliche Mühe, die diese Anlagen gekostet, an die Geldsummen, die da begraben sind. Ich finde indessen die größte Rechtfertigung, ja den Ruhm des Grafen Vitaliano, der dies künstliche Paradies schuf darin, daß durch diesen Gedanken unzählige Hände Arbeit, unzählige Menschen Nahrung und Unterhalt finden. Die befriedigte oder unbefriedigte Neugier der Reisenden kommt gegen diese Ansicht in keinen Betracht. . . Bevor ich die Insel verlasse, bemerke ich nur noch, daß die Lobredner derselben meist Italiener, die Tadler aber Engländer und Deutsche sind. Isola Madre hatte ich nicht mehr Zeit zu sehen, der Regen hätte ihre Naturschönheiten nur noch mehr gestört."

Dann hinüber nach Stresa, wo die Herrlichkeiten eines welschen Kamines zum ersten Male genossen und durch eine Federzeichnung, die er auf den meisten Reisen zu machen pflegte, illustrirt wurden. Von da bis Sesto Calende ist der reizendste Theil des Seees. Als wir uns Arona auf der wahrhaft kaiserlichen Simplonstraße näherten, blickte schon an einigen Stellen das Haupt der kolossalen Statue des hl. Karl von der Höhe herab. Die Zeit erlaubte leider nicht, dieselbe in der Nähe zu betrachten, dafür sandte er seinen Gruß hinauf:

Ein Knäblein steht am Ufer dort,
Wo sich Arona hebet,
Es schaut so ernst, es spricht kein Wort,
Von mildem Glanz umschwebet;

Das ist kein Kind wie andre sind —
Das ist des Borromäers Kind.

O Wunder, seht das Knäblein an,
Schnell wächst es auf zum Knaben,
Schon ist es Jüngling, bald ein Mann,
Stark, edel und erhaben!
Und wie das Kindlein wächst und blüht,
So heller ist's von Glanz umglüht.

Doch auch der Mann wächst wunderbar,
Wird größer, größer immer;
Der Knabe wird ein Riese gar,
Zur Sonne wird der Schimmer.
Nun steht er allgewaltig da
Und Alles staunet fern und nah.

Der Riese rüstet sich zum Streit;
Wie eilt der kühne Degen
Dem Tod, der Pest, dem blassen Neid
So frohgemuth entgegen!
Wie treibt er solcher Feinde Schwarm
Zur Flucht mit seinem Eisenarm.

Und wieder hebt er seine Hand,
Doch nicht mehr jetzt zum Streite,
Zum Segen über alles Land,
Dem Blinden zum Geleite,
Dem Kranken Heil, dem Lahmen Stab,
Dem armen Bruder milde Gab'.

Und als er so am Segnen war,
Hat ihn der Tod gefunden,
Die Glieder wurden fest und starr,
Die Seele war geschwunden,
Der Glanz, der lebend ihn erhellt,
Durchdrang fortan die ganze Welt.

Und wo das Kind am Ufer stand,
Da steht noch jetzt der Riese,
Und hebt zum Segnen noch die Hand
Auf eines Hügels Wiese —
Der Wand'rer, der vorüberwallt,
Sieht staunend auf die Hochgestalt.

Doch nun eilte er rasch durch fruchtbare aber langweilige Ebenen der alten Hauptstadt der Lombardei, dem Ziele lang genährter Wünsche zu. „Ich hatte mir oft geträumt, wie ich an einem schönen Tage meinen Einzug halten werde, nun war es leider Abends sieben Uhr, dunkel. Um diese Zeit ist's in den welschen Städten am lebendigsten, das Gewimmel, das dumpfe Getöse der Menge, die Beleuchtung der Magazine überwältigt, und in der prächtigsten Stimmung betrat ich die Wohnung meines Bruders Joseph." Drei Wochen brachte er in Mailand zu, das er in seinem Leben noch so oft besuchen sollte, dessen Kunstschätze er gründlich kannte. Der Dom, über welchen er später in Rom eine Abhandlung verfaßte, die auch in den katholischen Schweizerblättern (1861) erschien, nahm natürlich die erste Stelle ein. „Als ich, sagte er, das erste Mal auf dem Dome war — es war nach langer Zeit wieder ein ganz schöner, heller Tag — stiegen sehr viele Leute auf denselben, Soldaten, Reisende, Frauenzimmer, Geistliche u. s. w. Allein die meisten derselben begnügten sich, einigemal um die Gallerie herum zu spazieren und dann den Rückweg anzutreten. Das konnte mich so ärgern, daß ich einige Epigramme darüber zu Papier brachte"[1]).

---

[1]) Die Worte, welche ich dabei dem Engländer in den Mund legte, hat wirklich einer auf dem Dome zu mir gesprochen, indem er mich mehrere Male fragte, ob denn noch Niemand da hinuntergesprungen sei — das müßte doch herrlich sein und unsterblich machen. Ich bemerkte ihm, mich dünke das Sterben nicht der geradeste Weg, zur Unsterblichkeit oder zum Nichtsterben zu gelangen.

Stutzer.

Ei doch wie schön, meine Theure, wie niedlich sieht sich's hinunter!
Gehn wir zur Skala heut' Nacht? oder in's Theatro al Re?

Engländer.

Spräng' ich hinab, als Held unsterblichen Ruhm zu gewinnen,
Doch nicht ganz ohne Frucht wäre mein Reisen alsdann.

Schweizer.

Allwärts eben das Land und flach wie die Seelen der Boden!
Seh' ich der Heimath Gebirg, wird mir so wohl und so weh.

Soldat.

Jetzt Kamerad sind wir droben, jetzt gehn wir wieder hinunter.
Fünfundsiebenzigmal war ich nun schon auf dem Dom.

Cicerone.

Sehn Sie den Königspalast, das Albergo und dort das Theater,
Dort die Arena, und jetzt — haben Sie Alles gesehn.

Junger Reisender.

Gut, das muß ich mir merken, und jetzo hinunter; wir haben
Vierzehn Kirchen annoch heut auf die Seite zu thun.

Neben dem sprudelnden Humor, der aus diesen Epigrammen sprüht, klingt auch die religiöse Stimmung unseres Reisenden durch. Die vielen Thürme und Kirchen der Stadt vom Dome herab überschauend, fährt er nämlich fort: „Mit Vergnügen, finde ich in Mailand wieder, was sich bei allen großen und weisen Völkern aller Zeiten findet, daß nämlich das Höchste und Beste des Menschen, der Glaube, auch auf die höchste und beste Weise repräsentirt und gleichsam beurkundet ist.“ Eine Erinnerung an diese poetische Stimmung legte er in das vielgesungene Pilgerlied „das Bild“ nieder, in dessen zweiter Strophe das vergoldete Bild der Mutter Gottes gemeint ist, welches die höchste Thurmspitze über dem Chore des Domes krönt:

Ich sah das Bild von Gold umgossen,
Hoch über einem Marmorbau,
Im Wolkenraum von Glanz umflossen
Stand herrlich unsre liebe Frau,
Ein heller Stern aus dunkler Wolke,
Sanft lächelnd dem getreuen Volke.

In der Kunstausstellung in der Brera fand er alles zu bunt und blendend, zu weltlich und ungeistig. „Ich vermißte hier wie allwärts in neuern Kunstgebilden jene Innigkeit und Andacht, jenes Erhabene und Ernste, das in den Werken der Alten uns so sehr begeistert. Ich fand, daß in der bildenden Kunst, wie in Musik und Schauspiel, vor allem der Effekt beabsichtigt werde; denn das muß man gestehen: dem ungeübten Auge, dem großen Publikum, wie ich das wohl bemerken konnte, müssen solche in die Augen springende Farben und theatralische Stellung der Figuren mehr behagen, als die düstern, steifen Figuren der Alten. Ich spreche dies nicht aus, als ob ich's anders machen wollte; wo der religiöse Geist abnimmt, wie er allerdings in neuerer Zeit abgenommen, wird auch der Geist der höchsten Kunst allmälig verschwinden, und an seine Stelle wird ein vielfach verzweigter und im Einzelnen und Niedrigern mit größter Fertigkeit ausgerüsteter Mechanismus treten. Diese Anschauung durchweht das Gedicht „Kunst und Religion", welches H. Kurz in seiner Literaturgeschichte ein nicht unwürdiges Seitenstück zu Schlegel's „Bund der Kirche mit den Künsten" nennt.

Hold, mit jedem Reiz umgeben,
Trat im grauen Alterthum
Kunst, die göttliche, in's Leben,
Sie, der Menschen Lust und Ruhm.
Doch den holden Reizen waren
Auch der leichte Sinn der Welt,
Und die lockenden Gefahren
Und die Thorheit beigesellt.

Ach sie wollte nur gefallen,
Und Gefallen führt zum Fall!
Ihre Reize fröhnten Allen,
Und ihr Ruhm ward leerer Schall.
Feilen Lüsten preisgegeben,
Ward sie eitler Gier zum Raub;
Statt zum Himmel aufzustreben,
Sank sie schmählich in den Staub.

Und sie weinte bitt're Thränen,
Da sie ihre Schuld erkannt;
Nach dem Bessern ging ihr Sehnen,
Aber schwach war ihre Hand.
Sieh', da kommt ein Weib gegangen,
Ernst, erhaben, wunderbar,
Und die Kunst mit blassen Wangen
Streckt die Hand ihr weinend dar:

„Heil'ge Liebe, nimm mich Arme
Gnädig auf an deine Brust,
Daß mein Herz an dir erwarme —
O ich bin mir Schuld bewußt!
Dir, du Heil'ge, will ich dienen,
Dir mich weihen gar und ganz,
Denn aus deinen Engelmienen
Strahlet meiner Heimath Glanz!"

Als die Liebe freundlich nickte,
Hob die Kunst sich froh empor,
Und seit jener Zeit erquickte
Sie nicht einzig Aug und Ohr,
In der Seele tiefste Tiefen
Drang ihr reiner Balsamschein,
Und Gefühle, die dort schliefen,
Lockt sie an den Sonnenschein.

Farben sprachen, Steine sprangen,
Und das Dunkel ward erhellt;
Wundervolle Stimmen klangen,
Lebend ward die todte Welt.

Und der Mensch erkannte wieder
Seinen Werth, den er verlor,
Warf den Leib zum Staube nieder,
Schwang den Geist zu Gott empor.

O daß doch die Neuverklärte
Nimmermehr gefallen wär'!
Oder daß sie wiederkehrte
Zu dem Glauben, wie vorher!
O dann müßt es auf der Erden,
Die sich nur in Tand gefällt,
Bald auch wieder besser werden,
Und ein Himmel wär' die Welt!

Auf seinen häufigen Wanderungen durch die Stadt kam der Dichter einmal zufällig zu einem stattlichen Gebäude. Er trat ein; da kam ihm aber gleich ein ekler Gestank entgegen, hier lag ein halb nackter Soldat auf einem Strohlager, dort fluchte und spielte eine Schaar, dort (im ehemaligen Konvent) war ein Pferdestall. Es war das einst berühmte Benediktinerstift S. Simplizian, jetzt eine Kaserne. „Der schreiende Gegensatz der schönen Bauart und heiligen Erinnerungen mit der Wirklichkeit war so grell, sagte er, daß eine Ruine mir an solcher Stelle weniger traurig vorgekommen wäre. Und wer war es, der jene geistliche Stiftung so ganz und gar in Mailand vertilgte? . . . Genug:"

Wo einst in heiligen Gebeten
Die gottgeweihten Seelen flehten,
Da raſ't ein wilder Bubentroß;
Und wo die frommen Mönche lehrten,
Und für den Armen oft entbehrten,
Da weidet das Soldatenroß.

Wo den bestäubten Bücherrollen
Der Weisheit heller Born entquollen,
Und manches Kunstgebild entstand,
Da tanzen feile Buhlerinnen;
D o r t mußte Alles Gott nur dienen,
H i e r wird die Tugend selbst zum Tand.

O wohl euch, fromme Eremiten!
Ihr habt den guten Kampf gestritten,
Für eure Fehler hart gebüßt.
Und ward auch euer Werk zersplittert,
Ward euch dies Erdenloos verbittert,
Dort oben wird es euch versüßt.

Doch weh' dem neidischen Geschlechte,
Das so der Menschheit heil'ge Rechte
Mit frechen Füßen niedertrat!
Ein Richter wägt mit strenger Wage;
Es ist der Lenker unsrer Tage,
Und unerforschlich ist sein Rath.

Auch an sich ganz Unbedeutendes und Unbeachtetes im Leben und Treiben einer großen Stadt gab poetische Anregung. Am 5. Oktober war ein Blumenmarkt. „Schon von Ferne sahen wir auf dem Domplatz Leute mit Blumenstöcken durch die Straßen kommen; doch auf dem Blumenmarkte selbst, wo wir die schönsten, seltensten und mannigfaltigsten Blumen zu sehen hofften, gab es nichts als ziemlich gemeine und fast alle von der nämlichen Art. Uebrigens hat ein solcher Blumenmarkt sein Poetisches, und auch er beweist, was der alte Dichter, freilich in anderm Sinne sagt: Naturam expellas furca, tamen usque recurret; oder wie Göthe im Faust sagt: die Natur duldet kein Weißes." Diesen Widerspruch zwischen dem, wenn auch noch so schönen doch immerhin steinernen Häusermeer, in welchem der Dichter sich bewegte, und der freien, frischen Natur, der ewig jungen Freundin des Menschenherzens, kleidete er in die Verse:

Wie mein Aug' erstaunt durchflieget
Diese Gassen fern und nah!
Eine Welt von Steinen lieget
Ausgebreitet vor mir da.

Alles lächelt meinen Blicken,
Alles will mein Herz entzücken,
Da vermiß ich eines nur,
Dich, du liebliche Natur!

Zwar der blaue Himmel schauet
Auch in dies Gewühl herab,
Doch die Fluren sind verbauet
Und die Blumen welkten ab.
Aber nein, sie blühen wieder,
Und die Straßen auf und nieder
Zieht so bunt von Ort zu Ort
Ein belebter Garten fort.

Zwischen todten Marmormassen
Seh' ich holde Rosen blühn.
Wie in Häusern und in Straßen
Zierlich ihre Farben glühn!
O Natur, du ewig milde,
Deine rosichten Gefilde
Mag dein Sohn dem Licht verbauen,
Doch es wird ihm selber grauen!

Was die Fluren reichlich gaben,
Sucht er einzeln wieder auf;
Blumen muß er wieder haben,
Wär's auch nur im Marktverkauf.
Was bei Sonnenschein und Regen
Frei geblüht mit Gottes Segen,
Muß er, daß es wieder blühe,
Pflegen nun mit saurer Mühe.

Daher zog es ihn auch heraus aus den stolzen Gassen, den herrlichen Kirchen und Kunstschätzen, hinaus in die freie Natur. Sein erster Ausflug galt der berühmten Karthause bei Pavia in der Nähe des Schlachtfeldes, welches die Gefangennehmung Franz I. durch Karl V. sah. „Architektur, Bildhauer- und Malerkunst und

Mosaik wetteifern hier, die kostbarsten Stoffe in die edelsten Formen zu kleiden. Der Architektur ist dies freilich nicht immer gelungen, denn die Façade der Kirche verkündet schon die barockeste Mischung griechischer und gothischer Baukunst. Alles aber ist großartig und mit der größten Verschwendung ausgestattet. Die Altargemälde sind zum Theil von den ältesten und besten Meistern, immer noch voll Leben und Kraft. Die Freskogemälde ermüden das Auge fast. Traurig ist der Gedanke an die Verjagung der ehemaligen Besitzer dieses Heiligthums. Soll nun alles dieses nichts als eine Augenweide fremder Gaffer (worunter auch ich gehörte) sein? Diese ihrem Zweck so ganz entfremdete Herrlichkeit erinnerte lebhaft an Schiller's „Herkulanum und Pompeji," was mir den Gedanken zu folgender Parodie eingab:

Welches Wunder begibt sich? Wir glaubten uns gastlich empfangen,
Doch eine Wohnung allein ohne Bewohner ist hier.
Ist denn Alles hier todt? Wohnt unter dem Boden verborgen
Frommer Mönche Geschlecht? Kehret es nimmer zurück?
Deutsche, Franken! o kommt! o seht, die alte Karthause
Findet sich leer, und kahl steht der verlass'ne Altar!
Säule an Säule steigt der geräumige Tempel, er öffnet
Seine Hallen, o eilt ihn zu beleben herbei!
Aufgethan ist der alte Dom, es stürze durch seine
Weite Mündungen, sich betend die Menge herein!
Priester, wo bleibt ihr? Hervor! das bereitete Opfer vollende
Jetzo der Prior und ernst folge der singende Chor.
Luftig wölbt sich der Bogen des Schiffs. Erkennt ihr die Kanzel?
Was für Gestalten sind das an der bemaleten Wand?
Tragt, Ministranten, die Leuchter voran; den Beichtstuhl besteige
Richtend der Pater; gebeugt trete der Büßer vor ihn.
Reinliche Gänge breiten sich aus; mit geebnetem Pflaster
Ziehet der offene Weg neben dem Tempel sich hin.
Rauchlos ragen Kamine empor, die friedlichen Zellen
Reihn um den einsamen Hof heimlich und traulich sich her.
Oeffnet die Läden geschwind und die lange verschlossenen Thüren,

In die schaurige Nacht falle der lustige Tag.
Gehn wir zum Tempel zurück. Wie schlank die Altäre sich heben!
Wie von buntem Gestein liebliche Blumen dran blühn!
Frisch noch erglänzt die Wand von heiterbrennenden Farben.
Wo sind die Künstler, die hier froh ihre Tage verlebt?
Schwellender Früchte voll und lieblich geordneter Blumen
Fasset der muntre Feston reizende Bildungen ein.
Aus erhabenem Fenster blickt dort ein Pater hernieder,
Stehet ein Anderer dort ernst an geöffneter Thür.
Hoch dort schwebt Madonna empor, dort ruhet sie betend,
Hat sich am schlummernden Kind immer noch satt nicht gesehn.
Dort in einsamer Kluft fleht der hellgekleidete Bruno,
Dort kniet Sanct Benedikt betend in dunklem Gewand.
Knaben, was säumt ihr? Da stehn noch die goldnen Kirchengefäße.
Kommt in die Sakristei, schöpft aus dem marmornen Born.
Steht nicht das Rauchfaß hier mit schöngeringelten Ketten?
Schürt das Feuer geschwind. Küster bestell' den Altar!
Seht ihr das Meßbuch dort und die golddurchwirkten Gewänder.
Auch das Schiffchen ist hier — seht noch den Weihrauch darin.
Stecket das brennende Licht auf den zierlich gebildeten Leuchter,
Und mit glänzendem Oel fülle die Lampe sich an.
Was bedeutet der kleine Altar? O seht doch, der Künstler
Schuf hier die heil'ge Geschicht, aus Hippopotamos Zahn!
Legt den Todten in's herrliche Grab aus carrarischem Marmor.
Nein doch, öffnet es nicht, ruht ja ein Herzog darin.
Aber wo bleiben die Männer, die Alten, die hier einst gebüßet?
Hier in Demuth gelebt, Alles dem Herrn nur geweiht?
Ach sie selber sind todt, doch ihr herrliches Werk ist geblieben:
Nichts ist verloren, getreu hat's der Custode bewahrt.
Auch die Wanderer stellen sich ein, doch nicht zum Gebete.
Seht den Tempel! Warum bleiben die Priester nur aus?
Marmor glänzet und Gold, wohin du das Auge nur wendest,
Und der entseelte Stoff ward von dem Künstler belebt.
Ach die Altäre, sie stehn noch da, o kommet und bringet —
Denn vielleicht zürnet der Gott — bringet die Opfer Ihm dar!

Doch die schönen Tage der Mailänderfahrt nahten dem Ende. Am 16. Oktober hieß es heimwärts reisen. „Heimwärts! Das Wort hat einen wundersamen Klang in fremdem Lande, und wem klänge es lieblicher als dem Schweizer! Ich war übersatt von den Herrlichkeiten, die ich geschaut und fühlte wohl, daß ich mich schwer oder nie an die welschen Sitten, an den Lärm der Städte gewöhnen könnte.“

Die Rückreise ging über Como und den berühmten Larius, den schon Virgil zu den höchsten Schönheiten Italiens zählt, und der jüngere Plinius in seinen Briefen rühmt, über Chiavenna und den Splügen. Auf der Höhe dieses Passes nimmt er von seinem lieben Italien noch einen poetischen Abschied:

Holde Fluren, klare Seeen,
Land des Segens, Land der Ruh,
Von den öden Felsenhöhen
Ruf' ich Lebewohl dir zu!
Ach es eilt das Aug vergebens
Nach dem fernen Paradies,
Wo ich treu den Gang des Lebens
Eine Wunderwelt verließ!

Somariva's Myrthenhaine,
Holde Cadenabbia,
Die im Abensonnenscheine
Gestern ich entzückt noch sah;
Reichgeschmückte Traubenhügel,
Lorbeer- und Jasmingesträuch,
Auf des Geistes schnellem Flügel
Eil' ich noch einmal zu euch.

O noch einmal, trauter Nachen,
Nimm den frohen Pilger auf,
Wieg' ihn auf der spiegelflachen,
Hellen Fluth in sanftem Lauf!

Und ihr dunkeln Lorbeergänge,
Vor der Mittagssonne Stich,
Vor verhaßter Menschenmenge,
Dichte Schatten, schützet mich.

Doch, wen seh' ich plötzlich winken?
Eine riesige Gestalt
Wandelt von des Splügens Zinken
Auf mich zu, und donnert: „Halt!
Welch ein Wimmern wie von Zwergen
Schändet diesen heil'gen Ort?
Ich, der Alte von den Bergen,
Künde dir ein ernstes Wort:

„Fort mit solchen Weiberthränen,
Bergluft trockne schnell sie auf!
Laß dies unverständ'ge Sehnen,
Vorwärts richte deinen Lauf!
Wandle festen, raschen Trittes
Durch die Felsentrümmer hin,
Jede Mühsal jeden Schrittes
Bringt dir herrlichen Gewinn.

„Sieh, wie jene Heldenseelen,
Welche spät die Nachwelt preis't,
Rauhe Pfade sich erwählen;
Denn auf Rosen welkt der Geist.
Nur durch fortgesetztes Ringen
Nach dem schwererrung'nen Ziel,
Kräftigst du des Geistes Schwingen,
Adelst du des Lebens Spiel.

„Wie aus Welschlands schönen Weiten
Rauhe Alpenpfade nur
Zu der Schweizerheimath leiten,
So läuft deines Lebens Schnur.
Zu der wahren Heimath droben
Wirst du nur durch Kampf und Müh'
Muthbeseelt emporgehoben,
Wand'rer, auf, erkämpfe sie!"

Am 19. Oktober war unser Dichter wieder in seiner stillen Klosterzelle. Er selbst schreibt über diese seine Dichterfahrt: „Keine andere Reise hinterließ so tiefe und nachhaltige Eindrücke wie diese erste nach Italien. Meine Erfahrungstafel war noch eine tabula rasa, während die Phantasie durch Lektüre u. s. w. mit sogenannten Idealen und allerlei Bildern vollgepfropft war. Es war vielleicht der heiterste Herbst in meinem Leben, und noch jetzt denke ich gerne an denselben". Der Weg ist bestreut mit den duftigen Blumen jugendlicher Phantasie.

Ein gewiß nicht von Vorliebe geblendeter Kritiker, der schon genannte H. Kurz sagt im 4. Bande seiner Literaturgeschichte über diese „Wanderbilder", „daß sie zum Theil vortrefflich seien, den Charakter der Landschaften, Städte, Gegenstände scharf und sinnig fassen, und mit poetischem Sinne oft in kräftiger, selbst kühner Sprache darstellen, auch immer mit schönen und edlen Gedanken schließen."

Die Empfänglichkeit für die Eindrücke der Natur und des Menschenlebens verliert sich übrigens bei unserm Dichter nie, und kommt auch in spätern Dichtungen immer wieder zur Geltung. Welche tiefe Naturempfindung weht beispielsweise in „Klausners Nachtgesang an die Erde"? [1]) Oder in dem kerngesunden und kecken Gruß an den schmucken Mai, mit der so ungezwungen und kräftig durchgeführten Allegorie?

Ei ei, Herr Mai,
Wir grüßen ihn recht mit Vergnügen,
Denn aus den engelgleichen Zügen,
Die sein Gesicht uns widerstrahlt,
Erscheint der Schönheit Allgewalt
Ob Thal und Bergen hin,
Wie sie noch nie erschien.

---

[1]) 1. Bdch. S. 189.

Ei ei, Herr Mai,
Bei Jung und Alt so wohl gelitten,
Wer hat den grünen Rock geschnitten,
Der ihm so schmuck am Leibe steht,
Daß fast das Aug uns übergeht?
Wer hat ihm so geschickt
Die Blumen dran gestickt?

Ei ei, Herr Mai,
Er hat vorhin von Bergeshöhen
So eisigkalt uns angesehen;
Jetzt aber haucht er wundermild
In's Menschenherz und in's Gefild.
Es hat ja Jedermann
So rechte Freude dran.

Ei ei, Herr Mai,
Wo nahm er doch die Blümchen alle,
Zu schmücken seines Hutes Schnalle,
Und wo das himmelblaue Band,
Das er um seine Schläfe wand?
Wo nahm er Alles her,
Das wundert uns recht sehr?

Ei ei, Herr Mai,
Auch sehn wir wohl, sogar Frau Sonne
Sie hängt an ihm mit rechter Wonne,
Und um ihn ja recht lang zu sehn,
Beliebt sie früher aufzusteh'n,
Und blickt, so lang sie kann,
Sein holdes Antlitz an.

Ei ei, Herr Mai,
Die Vöglein pfeifen ihm zu Ehren
In Solotrillern und in Chören;
Die Bächlein rauschen lustig drob —
Und ich vergäß allein sein Lob?
Nein, nein, willkommen sei
Der Wonnemond, der Mai!

Freilich ist das Naturgefühl bei Morel gar verschieden vom Materialismus moderner sogenannter Naturdichter. Nie bleibt er bei der bloßen Natur stehen, die zu dieser Gattung gehörenden Gedichte haben immer eine über die Natur hinausdeutende Pointe. Er glaubte die Reize der Natur empfinden und besingen zu können, ohne dem Naturalismus zu verfallen, und gerade darin, daß er die Natur in ihrem wesentlichen Zusammenhange mit ihrem Schöpfer und Lenker erhält, sie als das große, hehre Buch auffaßt, worin Gott seine Größe und Majestät mit so erhabenen, unauslöschlichen Zügen eingezeichnet hat, besteht der tiefere ideelle Gehalt, der nicht zu unterschätzende Vorzug dieser Lieder. Durch diesen Wahrheitsgehalt stehen sie hoch über dem tändelnden, glatten aber hohlen Phrasengeklingel, welches in der Natur einen Himmel ohne Gott besingt, und mit seinen niedrigen Hoffnungen nicht über die Vergänglichkeit der irdischen Schönheit hinausreicht. Dieses Gegensatzes zu einer gewissen modernen Naturdichtung ist er sich selbst gar wohl bewußt, und hebt denselben in dem Gedicht „Die Naturdichter" mit aller Schärfe also hervor:

„Wie zieht ihr an, wie stoßt ihr ab,
Ihr Sänger der Natur!
Wie wischt ihr ängstlich von dem Grab
Des Schauderns letzte Spur!

Dies Heidenthum so groß und klar,
Und doch so düster klein,
Der Phantasie so reizend war,
Dem Geiste so gemein!

Wohl grad geschliffen ist die Welt,
Die ihr besitzt und gebt,
Und nichts mehr zur Vollendung fehlt,
So lang dies Leben lebt.

Der Tod — da steht der Denker still.
Gibt euer Lied da Ruh'?
Deckt auch den Tod dies Saitenspiel,
Der Schönheit Rose zu?

Nicht denken will ich, ich will schau'n,
Dem Tod in's Auge seh'n.
Dem Heiden mag an Grüften grau'n;
Ich glaub' ein Auferstehn.

Weg mit dem unheilvollen Schein,
Der unser Sein belügt;
Weg mit dem falschen Edelstein,
Der keinen Kenner trügt!

Und wär' er zehnfach schöner noch,
Mir bleibt er schöner Tand.
Es lebe Glaub' und Tugend hoch,
Trotz ärmlichem Gewand.[1])

Die Natur ist es ja sicher nicht, die dem Menschenherz, das so viel höher und edler ist, als die ganze sichtbare Schöpfung, Befriedigung zu gewähren vermag, und tiefer und wahrer ist darum jenes Gefühl, welches sich nicht in der Sehnsucht nach der Natur erschöpft, vielmehr der Natur geheimes Sehnen belauscht, und dasselbe, das große Gesetz ihres geheimnißvollen Lebens, in den Worten ausspricht:

Ist' nicht als sei die ganze Welt
Von Sehnsucht tief durchdrungen?
Der Baum sich an der Erde hält
Und hält die Luft umschlungen.

---

[1]) Cäcilia, S. 229.

Mit starkem Pulse schlägt das Meer
Dem Land, dem Mond entgegen;
Und dieser sammt dem Sternenheer
Auf wunderbaren Wegen,

Sie zieh'n mit Fakeln ohne Zahl
In scharfgemess'nen Ringen,
Als suchten sie ein Thor zumal
Zur Gottheit einzudringen. [1])

Unter P. Gall's Liedern, welche sich an die Natur anlehnen, finden sich denn auch manche, die sich durch Schwung und erhabenen Gehalt auszeichnen. Es sind vornämlich solche, welche die Natur so recht im Lichte der religiösen Idee beschauen. Man vergleiche beispielsweise „das Wunder der Schöpfung" im 1. Bändchen der Gedichte, oder auch jenes, welches unter dem Titel „Zwei Welten" den Makrokosmos der Natur dem wunderbaren Mikrokosmos im Menschen gegenüberstellt, und das als Probe dieser Gattung hier eine Stelle finden möge.

Hoch ob allen Wesen waltet
Aller Wesen Schöpfer, Gott,
Der das Sterngewand entfaltet,
Wechselnd Nacht und Morgenroth.
An der Allmacht goldnen Seilen
Läßt Er seine Sonnen eilen,
Und auf strenggemess'nem Pfad
Rollt der ganzen Schöpfung Rad.

Aber in minder gemessenen Bahnen
Jagt Er das Blut durch das menschliche Herz,
Läßt es im Streit zwischen Bangen und Ahnen
Steigen und Fallen bei Jubel und Schmerz,
Läßt uns als Geister uns selber verwalten,
Frei unsre innre Welt uns gestalten,

---

[1]) Spruchverse, S. 195.

Läßt uns, was Fluch oder Seligkeit schafft,
Eigenen Willens gefährliche Kraft.

Mächtig rollen die Planeten
Um der Sonne Gürtel her,
Sterne sieht man sich umketten,
An der Erde ruht das Meer.
Sieh, in unermess'nen Ringen
Alle Welten sich umschlingen,
Sieh, Gebirg und Gras und Baum
Drängt sich nach dem Wolkenraum.

Fliegt der Planet in geregelter Gränze,
Ach der Erstarrete fühlet es nicht;
Herrlicher sind jene reizenden Kränze,
Welche dem Menschen Geselligkeit flicht.
Knüpft sie doch Völker und Stände zusammen,
Weihet der Liebenden heilige Flammen;
Innere Wärme, gefühlt und bewußt,
Ziehet zum Höchsten die menschliche Brust.

Draußen, wo die Welten glühen,
Gilt der Regel weise Macht,
Und geordnet wechselnd fliehen
Lenz und Winter, Tag und Nacht.
Scharf und weislich abgewogen,
Kreis't der Stern am Himmelsbogen,
Ringt der Tropfen nach Gestalt,
Braus't des Meeres Allgewallt.

Aber die ordnende Weisheit nicht kennend,
Läuft sie nur blind der Erscheinungen Uhr;
Doch in dem Menschen wirkt leuchtend und brennend
Göttlicher Funke der freien Natur.
Er nur gehorcht mit Bewußtsein der Regel,
Schifft mit des Wissens erhabenem Segel
Ueber sein irdisches wanderndes Haus
Kühn in der Ewigkeit Meere hinaus.

Tod und Wandlung sind die Worte
Herrschend so in Raum als Zeit;
Auf des Erdentempels Pforte
Starrt das Wort: Vergänglichkeit.
Wie vom Baum die Blätter fallen,
Werden in des Himmels Hallen
Einst in wildem Sturmeswehn
Sonne, Mond und Stern' vergehn.

Hoch über Tod und Verwesung erhaben
Raget die menschliche Seele hervor.
Mögen sich Sonnen im Chaos begraben,
Kraftvoll schwinget der Geist sich empor,
Suchet der Heimath verheissene Zelte,
Daß ihm der waltende Richter vergelte,
Was er, zu Erdennaturen gereiht,
Schmerzlich entbehrte im Kerker der Zeit.

Und du kriechst am Staub der Erde,
Hoher, gottgeschaffner Geist!
Fühlst es nicht, das Schöpfungs-Werde,
Das dich liebend aufwärts reißt,
Und vergessend jedes Große
Fällst du aus dem Wolkenschooße
In der Lüfte Modergrab
Rasend freventlich hinab!

Rufe die Kraft in den Busen zurücke,
Die dich empor über Irdisches hebt.
Gnade und Wille erbauen die Brücke,
Die aus der Zeit in die Ewigkeit schwebt.
Willst du die Brücke dir thöricht zerstören?
Gegen dein besseres Selbst dich empören?
Treulos vergessen den hohen Beruf,
Den der allmächtige Ordner dir schuf?

Aber auch andere Akkorde schlägt unser Dichter an. Wie anspruchlos und doch so tief empfunden ist „Das sterbende Land-

mädchen?" [1]) Wie innig und gedankenreich „das todte Kind?" [2]) Welchen philosophischen Ernst athmet „Das Werdende?" [3]) Daneben ist sein Herz auch offen für die stillen Freuden des Familienkreises bei seinen Verwandten in Wyl, welchen er stets so zärtlich zugethan blieb. Man sehe z. B. das Gedichtchen „Glück der Häuslichkeit," im 2. Bändchen, S. 244.

Die Ideen Gott, Seele, Unsterblichkeit, Jenseits, Religion bleiben doch immer die Pole, um welche des Menschen Denken und Leben, sofern es auf höhern Werth und Weihe Anspruch machen will, sich drehen muß. Sie sind es auch, welche in Morel's Poesien so oft wiederkehren, und ihnen den wahren Vollgehalt geben. Mit welchem Feuer eines begeisterten Zornes erhebt er sich z. B. gegen die modernen Feinde dieser großen Ideen in dem Gedichte:

Die Zweifler.

Sie haben den Vernichtungsglauben
Mit Rosenschimmer überdeckt;
Doch bitter wie Gomorrha's Trauben
Hat mir der tolle Wahn geschmeckt.

Sie sagen, mit dem letzten Hauche
Sei unsers Daseins Ziel erreicht,
Der Rose gleich, die an dem Strauche
So schnell die Sommersonne bleicht;

Und Glauben, Sehnen, Lieben, Dichten
Sei nur ein kindischschöner Traum.
Ihr großes Schlagwort heißt Vernichten.
Die Menge horcht, und zweifelt kaum.

---

[1]) 1. Bdch. S. 255.
[2]) 2. Bdch. S. 58.
[3]) 2. Bdch. S. 222.

Wer will mit Sinnensklaven rechten,
Die nie des Geistes Hauch gefühlt,
Die ihren Seelenadel knechten,
Vom Schaum der Sinnenlust umspült?

Laßt sie! Es wird die Stunde schlagen,
Wo ihres Wahnes Schleier sinkt,
Und furchtbar wird's den Sklaven tagen,
Wenn einst des Richters Finger winkt.

Laßt sie! Ihr Wahn ruht nicht im Haupte,
Er ruht in sündenvoller Brust,
Die gerne keinen Richter glaubte,
Dieweil sie schwerer Schuld bewußt.

O Glaube, himmlisches Vertrauen,
An deinem Stabe laß mich gehn,
Und in des Unglücks Wettergrauen
Wie Eichen unerschüttert stehn!

Unsterblich wie mein Lieben dauert
Mein Leben über Gräbern fort,
Unsterblich! — Ha, der Geist erschauert,
Um keine Welt gäb' ich dies Wort!

Auffallend häufig wird die **Unsterblichkeitsidee** in mannigfacher Weise in das Gewand der Poesie gekleidet. So z. B. im 2. Bändchen „Die Sterne," S. 232; oder „Wir sind unsterblich," S. 70. Durch diese Dichtungen weht eine Kraft und Macht der Ueberzeugung, die vielleicht unwiderstehlicher und unmittelbarer zum Herzen spricht, als die größte Schärfe wissenschaftlicher Beweisführung, die sich nur an den Verstand wendet. So, wenn er im letztgenannten Gedichte, am einsamen Grabe stehend, ausruft:

So still, so still! und wie ich frage,
Von dort herüber tönt kein Laut;
Nur leis, wie halbverklungne Sage

Klingt's tief im Herzen. — Ha, mir graut!
Wie, darf ich eigner Bürgschaft trauen,
Die nur des Wunsches Siegel trägt?
Und werd ich einst in Wahrheit schauen,
Was jetzt als Traum im Busen schlägt?

Die Sehnsucht wagt mir zu versprechen,
Was sie noch nie und nimmer sah,
Sie wagt des Wissens Frucht zu brechen,
Und bringt die Welt dem Himmel nah.
Ist's Wahrheit, oder ist es Lüge?
Ja Wahrheit ist es, weil ich's weiß.
Verkünden nicht der Schwalben Züge
Des jungen Lenzes Wandelkreis?

Natur, so wahr im Vogelfluge,
So wahr wenn eine Spinne spricht,
Sie weiß für wahr von keinem Truge
Und täuscht den Letztgebornen nicht.
Und könnten ihre Blumen lügen,
Und wär' ihr Ausspruch nimmer wahr,
Und täuschte sie in Vogelflügen
Und in der Sterne Lauf sogar:

So kennt sie dennoch keine Lüge,
Wo sie aus tiefster Seele spricht;
Ob mich die ganze Welt betrüge,
Mein beßres Selbst betrügt mich nicht.
Du bist unsterblich! hallt's da drinnen,
Du bist unsterblich! hallt es laut
Empor bis zu des Himmels Zinnen,
Weh, wer dem hohen Wort nicht traut!

Der Gott, der mir's in's Herz geschrieben,
Derselbe macht das Wort auch wahr;
Er ist noch Jedem treu geblieben,
Der Ihm nicht frevelnd untreu war.

Er hat den eignen Sohn gegeben
Als Zeugen der Unsterblichkeit,
Der, als ein Bürge für das Leben
Den Tod erschlug im harten Streit.

Wohl durften ihn die Juden morden,
Der Römer siegelte sein Grab;
Dies Siegel ist zur Währung worden
Am Freibrief, den der Herr uns gab.
D'rin stehn zwei Worte, stark wie Säulen,
Sie stürzt kein Ingrimm und kein Spott.
Es steht, ob tausend Drachen heulen,
Es steht Unsterblichkeit und Gott!

Diese oben angeführten Proben von Morel's Dichtung schlagen den eigentlichen Grundton seiner Leyer, der übrigens auch aus seinen „Wanderbildern" vernehmbar genug hindurchgeklungen, mit voller Stärke an. Das allgemeine Grundgesetz, das wir beim Tonsetzer, Maler u. s. w. finden, gilt ebenso für den Dichter, auch er hat eine gewisse Grundstimmung.

P. Gall ist vorherrschend religiöser Lyriker, weil Religion den innersten Kern seines Gemüthes bildete. Daher kommt es denn auch, daß der weitaus größere Theil seiner Lieder religiöse Stoffe zum Inhalt hat. Ein flüchtiger Blick auf das Inhaltsverzeichniß der zwei ersten Bändchen seiner Gedichte sagt dies hinlänglich. Sie schließen sich an das Kirchenjahr an, und weben einen duftenden Blüthenkranz um die Feste der Kirche, um die Geheimnisse der Religion. So die ganze erste Abtheilung des ersten Bändchens. Oder sie singen von „Religion, Tod, Jenseits," wie gleichfalls die erste Abtheilung des zweiten Bändchens. Zahlreich sind ferner die Legenden vertreten. Das dritte Bändchen hat geradezu den Titel „Cäcilia," religiöse Gedichte. Eine besondere Erwähnung verdienen die vielen Marienlieder, deren manche, durch

Mitbrüder Morel's in Musik gesetzt, eine weite Verbreitung gefunden haben und zu Volksliedern geworden sind [1]).

Zu solchen religiösen Stoffen fühlte sich P. Gall immer wieder hingezogen, und man merkt es diesen Liedern deutlich an, daß hier nichts Gemachtes oder Bestelltes ist; die Geheimnisse der Religion, wie ein Dichterherz sie miterlebt und mitempfunden, treten uns aus denselben in poetischem Schmucke entgegen.

Die vorwiegend religiöse Färbung seiner Gedichte mochte denselben nun freilich nicht gerade aller Orten zur Empfehlung gereichen. [2]) Darum verdient das Urtheil des schon mehrfach erwähnten Kurz hier um so eher eine Stelle, als es wenigstens die innere Wahrheit dieser religiösen Lyrik unumwunden anerkennt in den Worten: „P. Gall ist ein gläubiger Katholik, ein katholischer Priester und Mönch, und seine Dichtungen sind vorzugsweise religiösen Inhalts mit vorwiegend katholischer Färbung... Wenn die fromme Färbung durch den Stoff geboten ist, so kann sie auch bloß die dichterische Behandlung zur Quelle haben; wenn aber die fromme Gesinnung auch solche Gedichte beseelt, die mit der religiösen Anschauung nicht nothwendig verbunden sind, so darf man mit Sicherheit voraussetzen, daß sie ein bedeutendes Element im Wesen des Dichters bildet. Dies ist bei P. Gall Morel der Fall. Was

---

1) Dahin gehören die „Marienrosen," v. P. Anselm Schubiger, und die „Festblumen", von P. Konrad Stöcklin.

2) In der „Zueignung" zum ersten Bändchen der Gedichte sagt er übrigens ganz getrost:

Ihr draußen dann, die Ihr mit Achselzucken
Den ungewohnten Sänger kommen seht,
Laßt ihn, wohl wird er nicht vor Euch sich bucken,
Doch stört er keines Namens Majestät.
Und fühlt Ihr auch vielleicht unheimlich Jucken,
Weil auf dem Titelblatt ein „Pater" steht:
Die Zeit ist groß, sie muß sich angewöhnen
Zu horchen gar verschiedenart'gen Tönen.

er auch besingen mag, die Natur, das Leben, die Kunst, überall blickt mehr oder weniger kräftig seine Glaubensinnigkeit hervor."

Als ihm Kurz im April 1868 denjenigen Bogen seines Werkes, worin P. Gall auch mit einem Holzschnitt illustrirt ist, zuschickte, kam in das Tagebuch die Bemerkung: „die Sache ist zum Verwundern billig beurtheilt, und recht geflissentlich als Gegensatz zu Redwitz herausgestrichen. Uebrigens auch hier der Mißgriff des Kritikers, daß er aus gewissen lyrischen Stimmungen in meinen Liedern unrichtige Schlüsse auf mein persönliches Verhältniß im Kloster zieht."

P. Gall machte aus der religiösen Grundstimmung seines Gemüthes nie ein Hehl. Wie er sie ganz und voll in die Welt hatte hinausklingen lassen in seinen Dichtungen, so konnte ihn auch der Spott, den er der vielen Marienlieder wegen von mancher Seite zu hören bekam, im Mindesten nicht beirren. Solchen Kritikern gab er selbst eine schöne Antwort in dem Gedichte:

An die Spötter.

Maria mit dem Kinde auf den Wolken.

Man spottet mein, daß ich, emporgerichtet
Zu deinem lichtumflossnen Wolkenthron,
So manches — wenn auch schwache — Lied gedichtet
Für dich, o Mutter, und für deinen Sohn.
Wer ist es denn, der mich so strenge richtet,
Und was berechtigt zu so bitterm Hohn?
Ich weiß es nicht und will es auch nicht wissen;
Doch solche Lieder will ich nimmer missen.

Ein Andrer leiert seinem Staubidole
Und hat ihm sein Unsterbliches geweiht;
Ein Dritter schmettert es von Pol zu Pole,
Wo der Erobrer Sieg' an Siege reiht;
Noch Andre winden Lorbeer um das hohle
Gefäß verständig kalter Nüchternheit.

Sie Alle mögen Wundersang gebären,
Doch gnädiglich auch mir mein Lied gewähren.

Für Ihresgleichen ist es nicht gesungen,
Nicht um des goldnen Dichterkranzes Preis;
Doch ist's vielleicht in manches Herz gedrungen,
Das Ueberirdisches zu schätzen weiß;
Und ist mir je ein solcher Sang gelungen,
So gilt mir Das als schönstes Lorbeerreis;
Drum werd' ich, mag die kalte Welt mich höhnen,
Auch ferner solchem Liederdienste fröhnen.

Anderseits aber gab es denn doch der Herzen genug, mit dem seinigen verwandt, in denen gerade seine religiöse Dichtung einen sympathischen Wiederhall fand, und solche schlugen nicht bloß in seiner nähern Umgebung, nicht bloß im schweizerischen Vaterlande, sondern weit über die Grenzen desselben hinaus. Zeuge davon ist unter Anderm eine Zuschrift, in welcher ihm junge Westphälinger ihre Freude über das erste Bändchen seiner Gedichte ausgesprochen hatten. Er dankte ihnen als Dichter in einer poetischen Epistel, welche wir deßwegen theilweise hieher setzen, weil er gerade in derselben das I d e a l s e i n e r D i c h t u n g am schönsten und schärfsten darstellt:

So hat die innre Stimme nicht gelogen,
Als ich mein Büchlein in die Welt gesandt,
Sie sprach von Seelen, die mir fern gewogen
Und die den Sänger an dem Lied erkannt
Und ihn geliebt. — Nein, nicht hat sie betrogen.
Begeist'rung ist der Wunder-Diamant,
Der Farbenzauber eint mit Sonnenklarheit,
Und Geister knüpft durch Dichtung und durch Wahrheit.

Nun Herzensdank für Euer Liebeszeichen,
Das Ihr dem unbekannten Sänger gebt,
Er will im Geist dafür die Hand Euch reichen,
Für Euch zur Jungfrau fleh'n, so lang er lebt.

O möchtet Ihr das Ideal erreichen,
Das mir so unerreichbar vorgeschwebt:
Der Christuswahrheit hohe Siegesfeier
Verherrlicht durch den Klang der deutschen Leier.

Die neu're Dichtung deutscher Katholiken
Gleicht fast dem Kind, das vor Herodes flieht;
Es muß in manches Ungemach sich schicken,
Wo's in der Kritik Wüstenei gerieth.
Doch hoff' ich, werdet Ihr noch einst erblicken,
Daß abermal ein Wunderwerk geschieht.
Es werden, will das Kind nur leise winken,
Egyptens Götzen all' vom Throne sinken.

Wenn P. Gall's Muse zumeist mit Ernst und Würde einherschreitet, so liebt sie doch gar oft auch Scherz und kecken Humor. Bei frohen Anlässen, Festen in und außer dem Hause, erfreute der Dichter die Gesellschaft gerne mit passenden, heitern Versen. Solche Trink- oder Tafelsprüche, oft in Form von Knittelversen aus dem Stegreif fabrizirt, sprudelten mit größter Leichtigkeit hervor, und waren zuweilen voll Salz. An Gesuchen um Sprüche, Inschriften und dergleichen für die verschiedensten Anlässe fehlte es auch nicht, und da P. Gall bei seiner gutmüthigen Dienstfertigkeit solche Ansuchen nie abweisen konnte, entstand eine reichhaltige Gelegenheitsdichtung im engern Sinne des Wortes. So verfaßte er, um nur einzelne Beispiele anzuführen, nicht bloß eine Menge solcher Verse für Pfarrinstallationen, Sekundizen, Einweihung von Schulhäusern, Kirchenfeste, Glockeninschriften und drgl., sondern auch die schweizerischen „Schlachtenbilder“ zum eidgenössischen Offiziersfest in Schwyz, 1856; [1]) die Aufschriften zu den Wappenschildern der 22 Kantone,

---

[1]) Spruchverse, S. 169.

für die Versammlung der gemeinnützigen Gesellschaft in Schwyz, im September 1858 [1]); das Festgedicht für die Schillerfeier im Rütli; Inschriften für das thurgauische Kantonalsängerfest in Arbon, 1864. Auch für die Dornacher Schlachtfeier 1871 wurde er um Inschriften ersucht, die er mit den Worten begleitete:

Es sind 400 Jahre bald
Seit dieser Schlacht;
Wer hätte je gedacht,
Daß spät ein Mönch im finstern Wald
Auf selbige Verse macht'.

Noch in seinem siebenzigsten Jahre, dem letzten seines Lebens, traf ihn, auf einem Ausfluge nach Wyl das Gesuch um Inschriften für die Versammlung des Piusvereins in Einsiedeln. „Ich benützte, sagt das Tagebuch, die Muße im Wartsaale zu Winterthur, diese Waare zu liefern. Es ist, als sei ich in der Schweiz der einzige Fabrikant derselben." Es war bei ihm nun einmal dahin gekommen, daß die Poesie ihn nicht mehr losließ, und ihm mit dem Göthe'schen Theaterdirektor zurief: Gebt ihr euch einmal für Poeten, so kommandirt die Poesie. Das begegnete ihm z. B. als er zu Herchenbach's Festbüchlein Gedichte liefern sollte. Das Werklein war schon unter der Presse, die Sache hatte die größte Eile. Der Drucker sandte unserem Dichter, der auch nicht immer poetisch gestimmt war und andere Arbeiten die Menge an der Hand hatte, einmal über das andere seinen Boten, den sog. „Laufbuben" auf das Zimmer. Da macht denn doch das Tagebuch des geduldigen Dichters einmal die etwas unwillige Bemerkung: „Schon klopft der Laufbube auf's Neue und will die zwölf Gedichte zu Herchenbach's Festbüchlein.

---

[1]) Spruchverse, S. 173.

So gebt mir auch die Jugend wieder,
Wo mir ein reicher Born der Lieder
Ununterbrochen aus der Seele quoll,

so sang Göthe schon mit 40 oder 50 Jahren."

Daß beim lyrischen Dichter der poetische Quell mit den Jahren weniger frisch und reich fließt, liegt in der Natur dieser Dichtungsart. Auch Morel verlegte sich in den letzten Jahren öfter auf das Sammeln und die Revision früherer Gedichte. „Das Alter, meinte er dann wohl, muß oft leider bei der leichtsinnigen Jugend betteln gehen."

Daß bei einem so langen und fruchtbaren poetischen Schaffen neben dem Vorzüglichern auch manches Unvollkommnere einhergeht, versteht sich wohl von selbst. Quandoque bonus dormitat Homerus. Doch haben auch solche Erzeugnisse geringeren Werthes immerhin einige Berechtigung. Treffend sagt hierüber unser Dichter:

Man ist nicht immer aufgelegt,
Vollkommenes zu schreiben,
Und doch ist oft das Herz bewegt,
Es kann nicht ruhig bleiben,
Und singt ein Lied, um sich zu heilen,
Vergißt jedoch es auch zu feilen.

Zu diesen unvollkommneren Dingen rechnet er selbst seine „Spruchverse", von denen er im Tagebuch sagt, sie seien mit Ausnahme des letzten Bogens sein schwächstes Werklein, an welchem er auch meist flüchtig und nachläßig gearbeitet habe. Was sich für und gegen den Werth und die Herausgabe dieser Sprüche sagen läßt, die auf seinen Appell von allen Seiten herkamen, aus alten und neuen Gebetbüchern, Kalendern, verfetzten Schulbüchlein, Grabsteinen, vergilbten Transparenten und verdorrten Festbogen, das hat er im Vorspruch zu denselben launig und anziehend dargelegt, und in der „Schlußbetrachtung" noch einmal also zusammengefaßt:

Einwurf.

Bescheidene Schönheit hat der Spruch,
Stellt er allein sich hin;
Doch sammelt er sich gar zum Buch,
So fürcht' ich sehr für ihn.
Ein Sträußchen Blumen läßt sich binden,
Ein Fuder wird man häßlich finden.

Antwort.

Allein gezählt, macht eine Beere
Dem edlen Weinstock wenig Ehre;
Wo sie zur Traube schön sich fügt,
Und Traube sich an Traube schmiegt,
Und reiche Wahl dem Winzer beut,
Da wird des Menschen Herz erfreut.
Dann mag sich füglich auch dazwischen
Manch unfruchtbares Blättchen mischen.

Wenn P. Gall lyrischer Dichter gewesen, so hat er sich doch auch in der dramatischen Poesie versucht. Ein solcher Versuch, „Benno, oder die Gründung des Klosters M. Einsiedeln", ist bereits besprochen worden. Es ist dieses Stück die einzige selbstständige Leistung aus dieser Gattung der Poesie, die von ihm im Drucke erschienen ist und zugleich die beste. Von den handschriftlich vorhandenen nennen wir den „Franzos im Ybrig", eine sehr derbe Posse im Styl der sogenannten Gersauerstücklein. Sie entstand schon 1824, machte hier wie anderwärts viel Aufsehen. Den Stoff entnahm er einer Erzählung des P. Meinrad Kälin aus dem Jahre 1798, in welchem die Bewohner des abgelegenen Hochthales Yberg, Kt. Schwyz, den Ueberfall der in die Schweiz eingebrochenen Franzosen fürchteten.

Zwei andere Stücke, „die Grafen von Toggenburg", und der „Vaterfluch" sind im höchsten Pathos geschrieben. Das erstere, 1827 entstanden, und in Prosa abgefaßt, ist eine Tragödie in fünf Akten. „Der Vaterfluch", eine Schicksalstragödie in vier Akten und in gereimten Trochäen, wurde 1828 gedichtet. Kurz zuvor hatte

er Müllner und Grillparzer gelesen, und dem Genre, welches diese Männer damals in Aufnahme gebracht, gehört auch der „Vaterfluch" an, welcher zugleich mit Schillers Räubern viel Aehnlichkeit hat. Das Stück ist so schauderhaft, daß P. Gall es später nicht mehr aufführen lassen wollte, und es als eine Verirrung der Phantasie bezeichnete. Sonderbar ist die Veranlassung zu demselben: „Ein Pater aus dem Kloster Wettingen wünschte auf die Fastnacht eine lustige Komödie. Ich wollte auch ein Lustspiel schreiben, aber statt dessen fiel mir der Plan zu dieser Tragödie ein."

Ist unsere Schilderung des Dichters auch etwas lange geworden, so wird der Leser der Morel'schen Gedichte doch noch manchen Zug zur Ausmalung des Bildes hinzufügen können.

Der treffliche Bone sagt einmal: „die Spiegelgewalt ist das Wesen eines Dichters; der Dichter ist ein Spiegel, in dem das Kleinste wie das Größte zur reinen Anschauung kommt; aber er hört darum nicht auf ein Mensch, d. h. ein sittliches Wesen zu sein, und unerläßlich bleibt für ihn die Anforderung, einen sittlichen Unterschied unter den Objekten zu machen und demjenigen seine Spiegelkraft zu entziehen, von dessen Anschauung die sittliche Würde sich abwendet, mag die dichterische Formbildung auch noch so sehr von dem Reize der Wahrheit begleitet sein."

Dieser Anforderung ist unser Dichter vollständig nachgekommen. Es sind immer nur sittliche Objekte, hohe, reine Ideale, die er auf den Spiegel seiner Seele einwirken läßt, und in seinen Liedern wiederspiegelt, die Schönheit und Erhabenheit der Natur, als Gottes Offenbarung, die höchsten Ideen, welche des Menschen Geist zu fassen vermag, mit allem, was das Menschenherz in Lust und Leid, Hoffen und Bangen durchzittert.

Religion und Humanität stehen bei ihm im schönen, ideegemäßen Einklang, und selbst der mehrerwähnte Kurz sieht sich zu dem Geständniß

genöthigt: „Je ungewöhnlicher und überraschender es ist, einen Mönch als Dichter auftreten zu sehen, um so erfreulicher ist eine solche Erscheinung, wenn wir in dem Dichter auch den Menschen lieben lernen, der in den engen Klostermauern ein weites und warmes Herz für alles wahrhaft Menschliche bewahrt hat.“ Freilich blickt aus diesen Worten das fade Vorurtheil noch allzu deutlich hervor, daß eigentlich in der Regel die „engen Klostermauern“ das „wahrhaft Menschliche“ unerbittlich ausschließen, die Regungen der edlen Gefühle der Natur im Menschenherzen unterdrücken, und daß eine Ausnahme von diesem Gesetze des Fluches eine um so größere Ueberraschung sei. Unser Dichter hat sich im vertrauten Kreise über dieses Urtheil zum öftern, indessen mehr scherzend als bitter geäußert, und es geradezu als Beweis dafür angeführt, wie doch sonst so helle Köpfe dergleichen Grillen nicht los werden können. Und der Dichter der „Wanderbilder“ dürfte hier ein kompetenter Richter sein; hat er doch Menschen und Menschenleben in einem Umfang kennen gelernt und beobachtet, wie es vielen, die außerhalb der „engen Klostermauern“ leben, nicht vergönnt gewesen.

P. Gall konnte mit Befriedigung auf seine Dichterlaufbahn zurückblicken. Die Poesie hat den Vorzug, daß sie überall ein gerne gesehener Gast ist; sie hat auch seinem Namen in weiten Kreisen Achtung verschafft. Wenn er seine Gedichte mit dem Wunsche in die Welt hinaussandte:

Geht, ihr stillbescheidnen Lieder,
Nicht in's gold'ne Prunkgemach,
Steigt zur armen Hütte nieder[1]),
Hallt in Thal und Bergen nach.

---

[1]) Eine kleine Illustration hiezu findet sich im Tagebuche von 1869. P. Gall fuhr eben auf dem Dampfschiff nach Zürich. Unter den Passagieren befand sich auch eine schlichte Bauersfrau aus dem einsamen Alpthale am Fuße des Mythen. Diese kam mit dem Dichter in's Gespräch und äußerte eine große Freude, ihn kennen zu lernen, da sie schon vieles von ihm gelesen habe. Sie nannte dabei einige Gedichte, die ihr besonders gefielen. „Das, fügt er bei, hätte ich aus dem „Alpeli“ nicht zu hören vermuthet.“

so ist dieser Wunsch reichlich in Erfüllung gegangen. „Ich bemerkte, gesteht er selbst unter'm 24. Juli 1867, daß ich durch meine Gedichte bekannter bin, als durch Geschichte und andere Leistungen. Auch bei Besuchen, die man mir macht, um mich kennen zu lernen, fallen die Gedichte, besonders die Marienlieder, mehr in's Gewicht." Als die Verlagshandlung Schultheß in Zürich die „schweizerische Volksbibliothek" herausgeben wollte, schrieb sie an unsern Dichter: „Natürlich darf in diesem Werke Ihr verehrter Name nicht fehlen, wir wünschen vielmehr von Ihren schönen Gedichten einen geräumigen Platz von 48—50 Seiten eingenommen zu sehen. Auch möchten Sie uns selbst die aufzunehmenden Gedichte bezeichnen."

P. Gall gehört keineswegs zu den Fürsten der Dichtkunst, seine Muse ist gar bescheiden; aber vieles von dem, was sie gesungen, mag immerhin einen hohen und bleibenden Werth beanspruchen.

Doch wir werden Anlaß haben, im weitern Verlauf unserer Darstellung noch die eine und andere poetische Blume unsers Dichters einzuflechten; jetzt wollen wir ihm auf ein anderes Feld seines geistigen Schaffens folgen.

III.

Der Polyhistor.

Bibliothek. Archiv. Münzkabinet. Bibliothekarreisen. Mehrung der Bibliothek. Literarische Spenden an Andere. Eigene Arbeiten. Kataloge und Sammelwerke. Vaterländische Geschichte.

Ich erinnere mich, bemerkt P. Gall einmal, über Lavater gelesen zu haben, wie sich in ihm zwei Extreme vereinigten, große Phantasie und Gefühl bis zum Wunderglauben, poetische Stimmung und Produktion, und daneben eine extreme Verwerthung des materiell Wirklichen, was seiner Physiognomik den Ursprung gab. So habe auch ich neben aller Lust zu Poesie, Kunst und allem Phantastischen und Phantasiereichen eine unbändige Freude am Trockensten, Reelsten, unfruchtbar Scheinenden, z. B. Numismatik, Handschriften, Inkunabeln, Katalogen aller Art, Urkunden und Urkundenregistern.

Der gleiche Mann, den wir eben erst auf seiner heitern Dichterfahrt nach Mailand begleitet haben, wanderte mit nicht geringerem Vergnügen während nahe an die vierzig Jahre in das Gebiet, welches ihm 1835 durch seine Ernennung zum Stiftsbibliothekar zugetheilt worden war. Er folgte in dieser Stellung seinem frühern Lehrer, P. Meinrad Kälin. „Seine Ernennung verdankte er wohl zunächst dem Umstande, daß er kurz zuvor den Musikkatalog gefertigt hatte. Sie brachte ihn in eine fieberhafte Aufregung, und er wollte gleich Anfangs alles im Sturm erobern. Ein Lieblings-

buch wurde ihm Ebert's Lexikon, in welchem er oft bis tief in die Nacht hinein studirte. Vor allem zogen ihn die Seltenheiten und Alterthümer, Handschriften und Inkunabeln an, auf die er von jetzt an sehr viel Zeit verwendete und dabei unvermerkt eine Menge literarischer Kenntnisse gewann." Ohne jegliche Anleitung mußte er sich in das neue Fach hineinarbeiten. Zuerst galt es eine vollständige Kenntniß der Bibliothek zu erwerben, was beim Mangel eines Katalogs keine Kleinigkeit war. Zum Glück hatte er sich in frühern Jahren unter den Büchern, zu denen ihm, wie wir bereits wissen, schon als Frater der Zutritt offen gestanden, umgesehen; dann kam ihm auch sein enormes Gedächtniß als lebendiger Katalog gar trefflich zu Statten. So konnte er schon 1840 eine Geschichte der Bibliothek im Serapeum erscheinen lassen[1]).

Diese erste Publikation begründete seinen Ruf in den gelehrten Kreisen, machte zuerst auf die Bibliothek im Stifte aufmerksam, und trug ihm die werthvolle Bekanntschaft von Forschern ersten Ranges, wie Mone, Pertz, Böhmer ein, mit welchen er dann einen fortwährenden literarischen Verkehr unterhielt. Für Pertz bearbeitete er das Leben der hl. Ulrich und Wolfgang, wofür ihm in den Monumentis Germaniæ der Dank der historischen Gesellschaft ausgesprochen wird; für Böhmer, der ihn schon 1837 in Einsiedeln besucht hatte, besorgte er Auszüge aus Manuskripten.

1839 wurde der Bibliothekar auch noch zum Archivar ernannt, und ihm damit das mit der Bibliothekarwissenschaft verwandte Fach des Urkundenwesens übergeben. Auch im Archiv hatte er, als er seine Schweizergeschichte bearbeitete, schon etwas Umschau gehalten. Jetzt aber warf er sich mit gewohnter Hast auf die schriftlichen Denkmäler früherer Zeiten, suchte gleich alles nach seiner Auffassung zu vereinfachen, an den gehörigen Ort zu stellen und

[1]) Serapeum, Zeitschrift für Bibliothekarwissenschaft, Handschriftenkunde und ältere Literatur, herausgegeben von Naumann in Leipzig.

legte auch eine kleine Bibliothek für Diplomatik und Schweizergeschichte an. Damit wurde er naturgemäß in das Gebiet der geschichtlichen Forschung hineingezogen; das Interesse für Bibliothek und Archiv ging bei ihm jetzt zusammen. Dazu kam noch die Obsorge für das Münzkabinet, welches ihm zwar schon 1825 übergeben worden war, dem er jedoch erst seit 1837 eine größere Beachtung schenken konnte.

Gleich von Anfang wandte er seine Thätigkeit vorherrschend dem wichtigsten Theile einer Bibliothek, den Manuskripten zu. Gerade zur Zeit, als er sein Amt antrat, nahm die exakte Forschung welche auf der Sichtung und Benützung der Handschriften ruht, einen neuen Aufschwung. Dieses schwierige Studium betrieb er mit ungeduldigem Eifer, und erwarb sich durch sorgfältiges Durchgehen und Vergleichen der hiesigen Handschriften bald den Ruf eines tüchtigen Kenners. Zu seinen Lieblingsbeschäftigungen gehörte das Ablösen von Pergamentblättern auf alten Deckeln von Manuskripten und Inkunabeln. Das Tagebuch von 1838 sagt hierüber: „Bei der Durchsuchung des Codices machte ich viele angenehme Entdeckungen, die mir mehr Freude machten als das meiste in meinem Leben.“ Im Archiv fand er Fragmente des Livius, welche er selbst mit den Ausgaben verglich und dann an Sauppe in Leipzig schickte, der sie bei seiner Ausgabe des römischen Geschichtschreibers benützte.

Sein erstes Augenmerk war die Erstellung eines guten Handschriftenkatalogs. Er bearbeitete denselben mehrfach, zuerst weitläufig mit genauer und eingehender Beschreibung der einzelnen Codices in dem großen Hauptkatalog in zwei Foliobänden. Später (1859) fertigte er einen alphabetisch geordneten, dann noch einen kürzern nach Fächern in einem Bande. Auch die neuern Papierhandschriften wurden katalogisirt. Auf diese Arbeiten, die er mit einer bei ihm sonst nicht gewöhnlichen Ausdauer betrieb, hielt er sehr viel und meinte, „der Handschriftenkatalog sollte mit Gottes Gnade von allen seinen schriftlichen Arbeiten die nützlichste

und bleibendste werden, weil er eine große Anzahl Schriften, deren Verfasser oder Inhalt bisher unbekannt gewesen, habe ermitteln können." Es gereichte ihm daher zu keiner geringen Genugthuung, als der berühmte Kanonist Dr. Maaßen in Wien, in seiner Bibliotheca latina juris canonici manuscripta (Wien 1867) auf Seite 198—208 eine gründliche Beschreibung der wichtigen hieher bezüglichen Codices der Stiftsbibliothek gab, und dabei Morel's Katalog einen „mustergültigen" nannte. „Das freute mich von Wien her zu hören.[1]) Arbeiten dieser Art, so viel aufopfernde Mühe und gründliche Kenntnisse sie erfordern, machen freilich nach außen wenig Schein, und können nur von Fachmännern richtig gewürdigt werden.

P. Gall blieb den Manuskripten bis zum Ende treu, und noch im letzten Lebensjahre wurde dem bewährten Fachmanne aus der Stiftsbibliothek in St. Gallen, für welche ein Generalkatalog der Manuskriptensammlung erstellt wurde, ein Theil der Codices zur Prüfung und Sichtung übersandt. Diese Arbeit, welcher er sich trotz eines Augenübels mit größtem Interesse hingab, war ihm „wahres Jagdvergnügen, wenn auch nur geringes Wild zu erlegen war."[2])

---

[1]) Als er im Mai 1866 Halm's Verzeichniß der ältern Manuskripte lateinischer Kirchenväter in den Bibliotheken der Schweiz zu Gesichte bekam, meinte er, Einsiedeln sei darin doch gar zu wenig berücksichtigt. Also wurde gleich ein Nachtrag an die k. k. Akademie in Wien geschickt, der auch wirklich in die Sitzungsberichte aufgenommen wurde. So lag ihm die Würdigung der seiner Obhut anvertrauten Sammlung am Herzen.

[2]) Der Amtsbericht des kath. Administrationsrathes des Kt. St. Gallen (1873, S. 48) sagt über die Theilnahme P. Gall's an der katalogarischen Arbeit für die St. Gallische Stiftsbibliothek: „Leider hat der unerbittliche Tod die bewährte Beihilfe eines ebenso sachkundigen als dienstgefälligen Fachmannes, in der Person des hochw. Herrn Rektor P. Gall Morel in Einsiedeln, der Vollendung jener Arbeiten entzogen, nachdem er sich bei Durchsicht und Prüfung der alten kostbaren Codices bereits ein Augenübel erholt hatte. Seine verdankenswerthen Revisionen und Ergänzungen eines Theiles der Vorarbeiten für den kritischen Katalog, namentlich der liturgischen Handschriften, kommen dem neuen Werke

Nächst den Manuskripten erfreuten sich die Inkunabeln seiner Fürsorge. „Mit den Inkunabeln, sagt das Tagebuch von 1843, habe ich unverhältnißmäßig viel Zeit verloren oder doch verwendet, und ich betrieb dieses Fach mit einer wahren Leidenschaft.“ Bald nach seinem Amtsantritte hatte er auch schon doppelte Kataloge über die Inkunabeln angefertigt, und sich in diesem Fache einen Namen gemacht. Noch im eben genannten Jahre kündigte ihm der Alterthumsforscher Dr. Sprecher in Basel seinen Besuch an, um von ihm über alte Drucke belehrt zu werden“, und äußerte dann nachher brieflich seine Befriedigung, sowie sein Erstaunen über die außerordentliche Menge von alten Bibeln in der Stiftsbibliothek.[1]) Den Inkunabeln galten dann wieder die letzten Arbeiten des Bibliothekars, der noch sechs Tage vor seinem Tode in das Tagebuch schrieb: „Einen lange gehegten Plan nehme ich wieder auf, nämlich unsere reiche und merkwürdige Inkunabelnsammlung genauer zu beschreiben.“ Doch diesen Plan durchkreuzte eine höhere Hand.

Aber auch auf diesem Gebiete beschränkte er sich nicht auf die Schätze, die ihm zur Hut und Verwerthung anvertraut waren sondern wollte sich auch auswärts umsehen.

---

wohl zu statten. Unsere Stiftsbibliothek hat jenem gelehrten Benediktiner, dem geistigen und leiblichen Sohne St. Gallens, auch noch in andern Richtungen Manches zu danken, Manches, „was er in dem Reich der Todten oft verwundert fand,

Wenn er ob bestaubten Rollen
Lange Nächte saß,
Und des Zeitensturmes Grollen
Ach so gern vergaß.“

[1]) „Es ist gewiß, heißt es in dem Briefe weiter, daß die Klöster unendlich mehr für die Wissenschaft, namentlich Theologie und Philologie thaten, als man glaubt. Waren sie nicht im Mittelalter die Zufluchtsstätten und zwar fast die einzigen, wie eines bedrängten Herzens, so auch der obdachlos umherirrenden Wissenschaften, ihre Pfleger und Bewahrer? Um so undankbarer erscheint mir unser Geschlecht, das in wildem Uebermuthe, in frecher Verletzung der Rechte jedes Besitzes, auch diese alten Asyle angreift und zu vernichten strebt.“

Es fallen in die Jahre 1835—1848, in welchen er sich ganz vorzüglich auf Bibliothek und Archiv verlegte, und deßhalb die poetische Thätigkeit etwas in den Hintergrund drängte, diejenigen seiner Reisen, welche man im Gegensatz zur Dichterfahrt und der später zu erwähnenden Kunstreisen, Bibliothekarreisen nennen kann. Wir finden ihn da fast Jahr für Jahr auf literarischen Streifzügen begriffen.

Die dreitägige Erholung, welche die Kapitularen von Einsiedeln jeweilen im Herbst im Schlosse Pfäffikon am Zürchersee zubringen, benützte er zur Durchforschung der Kirchenladen und Archive in den nahe gelegenen Ortschaften, Freienbach, Wollerau, Altendorf, Rapperschwil. Aus dem Archive letzterer Stadt zog er 1844 die Regesten dortiger auf Einsiedeln bezüglichen Urkunden vor 1526, die später für sein Regestenwerk gedruckt wurden. Die Bibliotheken und Archive der damals noch zahlreichen schweizerischen Klöster, deren Schätze später durch die Aufhebung so vieler derselben in die Kantonsbibliotheken wandern mußten, wurden auch nicht vergessen. Im Jahre 1838 finden wir ihn im Benediktinerstift Muri, Kt. Aargau, im Cisterzienserkloster St. Urban, Kt. Luzern, in der Bibliothek zu Solothurn, die er bei einer spätern Reise, 1844 neuerdings durchging, wie auch die Siegelsammlung bei Chorherr Glutz. Die Regesten des Klosters Pfäffers, Kt. St. Gallen, hatte er 1844 exzerpirt; — 1845 kam die Reihe an die thurgauischen Klöster, Fischingen, Ittingen, Kreuzlingen, Münsterlingen. Die Regesten des letztern wurden mit ziemlicher Vollständigkeit gesammelt. Hier wie in Konstanz verzeichnete er auch eine Menge wichtiger Handschriften, und machte beim Freiherrn von Laßberg auf der Meersburg, der ihm einen Codex zum kopiren mitgab, einen Besuch. Im Auftrage des Bischofs von Chur nahm er im gleichen Jahre in Luzern die Ausscheidung des ehemaligen konstanzischen Archivs vor. Die berühmte Stiftsbibliothek in St. Gallen kannte er aus öfteren Besuchen gründlich, und besonders aus ihr brachte

er viele Auszüge als Beute nach Hause. Umfangreiche Analekten lieferten dann wieder das Frauenkloster Seedorf, Kt. Uri; die Abteien Engelberg, Kt. Unterwalden; Dissentis, Kt. Graubünden; ferner Säckingen, Reichenau, besonders aber die altehrwürdige Benediktinerabtei Rheinau, Kt. Zürich. Auch die Bibliotheken der schweizerischen Kapuzinerklöster mußten sich seine Visitation gefallen lassen. Was irgendwie Werthvolles in den kleinern Bibliotheken der zum Stifte gehörigen Besitzungen (Statthaltereien) zu finden war, mußte in die große Stiftsbibliothek wandern. So kam es, daß P. Gall bei seinen häufigen Besuchen, namentlich auch in den schweizerischen Frauenklöstern, ein zwar sehr gerne gesehener, aber auch etwas gefährlicher Gast war, weil er immer etwas, was für deren Bewohner keinen, für ihn aber oft einen großen Werth hatte, aufzuspüren und mitzunehmen wußte.[1])

Daß auch die Bibliotheken in den schweizerischen Hauptstädten, wie später die in München, Wien, Rom u. s. w. in ausgiebiger Weise benützt wurden, braucht wohl kaum gesagt zu werden.

Von allen, hauptsächlich im bibliothekarischen und archivarischen Interesse unternommenen Reise ist die zweite Mailänderreise im Herbst 1841 die merkwürdigste. Sie führte wieder über den Gotthard. Diesmal gab es nun schon vier Postwagen voll Reisende, ein großer Fortschritt gegenüber 1830, wo wöchentlich ein Mal der Kourier hinüberfuhr, und nur einen einzigen Passagier mitnehmen konnte. Aber auch aus unserm jugendlich schwärmerischen Dichter war inzwischen ein leidenschaftlicher Bücherjäger geworden. Statt in Bellenz wieder die Schlösser zu besteigen und in dem Genusse

---

[1]) Das erinnert an etwas, was ihm in München begegnete. Er besuchte dort den alten Görres und sagte ihm, daß er soeben aus der großen Staatsbibliothek komme. So, erwiederte dieser ganz trocken, sind Sie auch in der großen Räuberhöhle gewesen. -- Diese Bibliothek ist nämlich aus den Sammlungen ehemaliger Klöster zusammengeraubt. So arg hat es nun freilich unser Bibliothekar nicht getrieben, indem er immer nur erlaubte Mittel anwandte.

der schönen Natur zu schwelgen, wurde nun die Bibliothek der Residenz mit eben demselben Interesse untersucht, und dabei ein Vellejus von 1520 erbeutet. [1]) In Mailand zogen zwar die Kirchen, die Kunstausstellung in der Brera, musikalische Genüsse und drgl. immer noch an; dagegen machte er sich auch ernstlich an die Bibliotheken. Reichen Gewinn lieferte die in Casa Trivulzi, [2]) welche er aus besonderer Begünstigung benützen durfte. In der Ambrosiana konnte er auf besondere Empfehlung aus der Korrespondenz des heiligen Karl Borromäus den auf Einsiedeln bezüglichen Brief dieses für die Geschichte der Schweiz so wichtigen Kirchenfürsten kopiren, auch aus Montfaucon's Katalog einige Auszüge machen. Dann kam die Reihe an die Antiquare, die librarii, die in der Contrada della scala die meisten beisammen wohnen. „Es war die Zeit meines stärksten Bücherfiebers," sagt das Tagebuch.

Eine Abwechslung brachte ein Ausflug nach Venedig, welches er in diesem Jahre zum ersten Male sah, und wo er daher neben der Bibliothek auch den übrigen Merkwürdigkeiten und Kunstschätzen, namentlich der venezianischen Malerschule, seine volle Aufmerksamkeit schenkte. Was Wunder, daß bei dieser für ihn neuen und eigenartigen Herrlichkeit der alten Dogenstadt die Poesie auf einen Augenblick ihr altes Recht wieder geltend machte, und die trockene literarische Jagd mit ihrem Zauber unterbrach! Vom großen Damme Malamocco aus wollte er das Meer sehen, und fuhr mit zwei Gondolieren über die Lagunen hinaus. Die Rückfahrt am Abend war unbeschreiblich prächtig, und seine Stimmung, mit der schönen Erinnerung an seine hoch über dem Meeresspiegel liegende Zelle, spricht sich in den tiefempfundenen Versen aus:

---

[1]) Diese ganze Bibliothek konnte er später nach der gewaltsamen Aufhebung des Kollegiums der Stiftsbibliothek einverleiben.

[2]) In diesem Hause wohnte damals der durch seine rücksichtslose Energie so verschrieene General Haynau. „Er ist ein poetischer Kopf, und vor allem Bewunderer von Schiller's Wallenstein, mit dessen Loos er später einige Aehnlichkeit hatte."

Ruhig, wie der Blick des Weisen,
Wie die Unschuld tief und klar,
Stellst du in gewalt'gen Kreisen
Dich dem Blick des Wand'rers dar.
Unermess'ne Wasserzone,
Nimm vom kleinsten Erdensohne,
Der vor dir nur stammeln kann,
Dieses Lied's Begrüßung an!

Tausend, zweifach tausend Schritte
Ueber deinem blauen Zelt,
Schuf er in des Waldes Mitte
Früh sich eine kleine Welt;
Von den Höhn herabgestiegen,
Wollt' er dir entgegenfliegen,
Dich umschlingen mit dem Blick —
Und ihm ward das schöne Glück.

Erdenschranken sind gefallen,
Denn das Auge schweift umher,
Suchet nach den Bergen allen,
Berge sieht es keine mehr.
Inseln, Städte, Berg' und Bäume
Sanken in des Abgrunds Räume;
An der Erde Ziel geführt,
Steht der Wandrer tief gerührt.

Ein unendlich Wesen lebet,
Weil unendlich unbegränzt
Erd' und Himmel vor mir schwebet,
Von der Liebe Blick beglänzt.
Des Unendlichen Gedanke
Trat aus seiner Erdenschranke,
Mit der äußern kleinern Welt
Hat die innre sich vermählt.

Geist, wie lang hast du gerungen
Nach dem Bild der Ewigkeit!
Endlich ist der Wurf gelungen,
Und geschlichtet ist der Streit.

Wende nie den Blick zurücke
Nach dem armen Erdenglücke;
Groß und edel, sanft und mild
Mache dich dies Wunderbild.

An des Merres tiefen Schlünden,
Wo der Stab des Pilgers ruht,
Will ich's kühn und klar verkünden
Durch die unermess'ne Fluth:
Mag das Meer des Lebens stürmen,
Woge sich auf Woge thürmen —
An des Glaubens Anker hängt
Meine Barke sturmbedrängt.

Nun zurück den Blick nach Norden,
Nach dem schönen Inselkranz!
Sanfter Abend ist's geworden,
Milder wird der Sonne Glanz,
Und die Gondel wiegt sich wieder
In Lagunen auf und nieder.
Sonne, sinke nur hinab,
Meiner Sonne droht kein Grab!

Doch dieser poetische Anflug schwand mit dem Abschied von der zauberischen Lagunenstadt, und machte wieder dem Bücherfieber Platz.

In Verona bot die Dombibliothek mit ihrem großen Schatze an Handschriften aus dem ersten Jahrtausend hohen Genuß. Zufällig machte er in derselben die Bekanntschaft mit dem Podestà der Stadt, Grafen Orti-Manara, welcher ihn mit außerordentlicher Gefälligkeit zu sich in den Justizpalast einlud und interessante literarische Mittheilungen machte. Durch dessen Empfehlung fand er auch in Brescia beim berühmten Archäologen Labus die beste Aufnahme, und konnte unter dessen Anleitung die Bibliothek und Antiquitätensammlung durchgehen. Auch die Handschriftenjagd rechnet

er zu den glücklichen, da ihm Johann de Muris, Marchetti di Padua u. s. w. (von 1404) in die Hände liefen. In Bergamo, wo eben Messe war, stürzte er sich, um mit seinen eigenen Worten zu reden, eigentlich in das Gewühl des welschen Volkslebens, streifte besonders den Buchläden nach, kaufte zwei Manuskripte, und Vasari, vita dei Pittori.

Dabei sammelte er überall mit großem Fleiße Notizen über Bibliotheken, Archive, seltene Handschriften u. drgl. in den oberitalischen Städten. Nach kurzem Aufenthalt in Mailand ging es wieder heim über den Gotthard.

Er selbst zeichnet diese Reise mit den Worten: „War die Mailänderfahrt (1830) mehr eine heitere, humoristisch-sentimentale, so war dagegen diese mehr eine forcirte, literarische; für die Bibliothek brachte ich gute Ausbeute mit. Ich konnte auf derselben deutlich merken, wie sich Stufe und Richtung der Bildung mit den Jahren ändert. Manches was früher den größten Effekt gemacht, wie z. B. das Marionettentheater, kam mir jetzt fade und langweilig vor, dagegen sah ich an den Gebäuden eine Menge architektonischer und plastischer Schönheiten, die mir früher gleichgültig waren."

Einen der interessantesten Funde, der seinem Namen besonders auch in der Philologenwelt einen guten Klang verschaffte, machte er 1840 in der Probstei St. Gerold, im Vorarlberg, einer Besitzung des Stiftes. Beim Durchsuchen der dortigen Bibliothek entdeckte er nämlich auf zerstreuten Blättern die berühmt gewordenen Horazfragmente aus dem X. Jahrhundert. P. Gall nahm die Blätter nach Hause, reinigte und ordnete sie sorgfältig, und als bald darauf der bekannte Philologe J. K. Orelli aus Zürich den Codex sah, wurde er darüber „so entzückt, daß er sich nicht enthalten konnte, den schmutzigen Kerl mehrmal zu herzen und zu küssen." Der bekannte Horazforscher Dr. Kirchner in Schulpforta hatte das Manu-

skript zur Einsicht erhalten, und es in seinen Novæ quæstiones, als Codex Morellianus getauft.[1])

Auf allen seinen Reisen hatte P. Gall immer ein scharfes Auge auf die innere und äußere Einrichtung der Bibliotheken, und suchte die in diesem Punkte gemachten Beobachtungen für die Stiftsbibliothek bestmöglich zu verwerthen. Diese zu mehren, die Hauptlücken darin nach und nach auszufüllen, sie in Stand zu setzen, allen billigen Anforderungen nicht bloß in den theologischen und geschichtlichen Fächern, in welchen sie von jeher am besten bestellt gewesen, sondern auch in den naturwissenschaftlichen, philologischen u. s. w. entsprechen zu können, dahin zielte unablässig sein Streben.[2]) Und dasselbe war vom besten Erfolge gekrönt. Wir können uns hier natürlich auf das Detail, das für die Leser kein Interesse hätte,

---

[1]) Der Codex enthält: Od. l. IV, 11, v. 10 seq.; 12; 13. Ars. poet.: v. 75—158; 201—242; 411—453, letztere verstümmelt. Satir. l. II., 5, v. 3—86; 6, v. 61—99 (halbzeilig), 103—117; 7; 8, v. 1—36, 84—95.

Epist. l. I. 1, unvollständig; 2—17 vollständig; 18, v. 1—31, 32—73, unvollständig, 74 seq.; 19 (v. 46 und 47 fehlen); 20, (v. 17 und 18 fehlen). l. II. 1, des. v. 8—9, 29—30, 155, 176—218, 261—290 (halbzeilig); 2, v. 1—31 (halbzeilig), 74—115 (drittelzeilig), reliqui des.

Orelli hatte den Codex in der zweiten Auflage seines Horaz als Codex Einsiedlensis Sec. X. bezeichnet, und mit Rücksicht auf sein erwähntes Entzücken etwas kühl lacera quædam fragmenta genannt. Joh. Georg Baiter aber, der die dritte Orellische Ausgabe des Horaz (1852) besorgte, läßt dem Codex und dessen Auffinder in der Vorrede die gebührende Würdigung zu Theil werden, so auch der neueste Herausgeber des römischen Dichters, O. Keller in Tübingen.

[2]) Für das philologische Fach erwarb er unter Anderm aus dem Nachlaß von J. K. Orelli eine Reihe werthvoller Sachen. Werke über alle Gebiete der Naturwissenschaft wurden besonders seit der Erweiterung der Stiftsschule fortwährend angeschafft. Mehr noch geschah hierin allerdings von den Professoren der betreffenden Fächer, und Besucher der Bibliothek dürfen daher nicht übersehen, daß gerade die wichtigsten und neuesten literarischen Erscheinungen aus diesem Gebiete, für den Schulgebrauch in den Privatbibliotheken stehen. Wie bedeutend diese letztern für einzelne Zweige der Wissenschaft oft sind, zeigt z. B. diejenige des 1867 verstorbenen Professors der Geschichte, P. Karl Brandes, welche 2,300 Bände der neuesten und gediegensten Literatur enthielt. Eine ähnliche Bedeutung für Aesthetik und Literatur hatte Morel's Privatbibliothek.

nicht einlassen, und beschränken uns einfach auf die kurze aber vielsagende Notiz im Tagebuch vom 3. Januar 1868, welche lautet „Seit meinem Antritt der Bibliothek, im Oktober 1835, hat dieselbe etwa 26,000 Bände erhalten, jedenfalls mehr als vorher da waren.“ Diese Zahl spricht deutlich genug.

Wohl zu statten kamen ihm hiebei seine ausgebreiteten persönlichen Beziehungen zu Schriftstellern des In- und Auslandes, seine eigene schriftstellerische Thätigkeit, die Mitgliedschaft vieler gelehrter Vereine, deren wissenschaftliche Organe dadurch der Stiftsbibliothek zugingen. Auch die Verbindungen des Stiftes als solches brachten vielfachen Zuwachs an seltenen Prachtwerken, welche auf Kosten von Regierungen gedruckt, nicht durch den Buchhandel sondern nur auf dem Wege der Schenkung erhältlich sind. Welche Freude für unseren Bibliothekar, wenn er dann z. B. das große Perret'sche Werk über die Katakomben, die Iconographie ancienne, die Monumente von Niniveh, die Korrespondenz Napoleon I. und dergleichen der Bibliothek einverleiben konnte!

Auch bei Besuchern der Bibliothek, welche selbst Schriftsteller waren, oder so oder anders über literarische Sachen zu verfügen hatten, nahm er gerne die Gelegenheit wahr, auf gewisse Lücken in der Sammlung hinzuweisen, und so den bescheidenen und vielfach glücklichen Bettler zu spielen. Auf solche Weise erhielt die Bibliothek werthvolle und seltene Beiträge aus den verschiedensten Ländern Europa's. Austausch, Ankauf von Privatbibliotheken und drgl. waren wieder andere Mittel zur Aeuffnung der literarischen Schätze.

Siebenunddreißig Jahre lang gingen so alle Anschaffungen und Schenkungen an Büchern durch seine Hände, ein Umstand, der es sehr begreiflich erscheinen läßt, daß er die Bibliothek durch und durch kannte. Seine Liebe zu derselben schien mit den Jahren immer mehr zuzunehmen, und gerade während seiner letzten Lebenszeit hielt er sich noch mehr als früher in derselben auf, wußte ihr immer wieder neue, interessante Seiten abzu-

gewinnen. So sagt eine kurze Notiz im Tagebuch von 1865: „Die Bibliotheca botanica von Poitzel, die ich heute erhalten, läßt mir keine Ruhe. Ich schlage alles nach, was für dieses Fach hier vorhanden ist."

Seinem Wirken als Bibliothekar wollte er endlich in würdiger Weise durch Anfertigung eines vollständigen Katalogs die Krone aufsetzen. Den Plan dazu hatte er schon 1862 gefaßt, auch hin und wieder Vorarbeiten gemacht. Ernst wurde es indessen erst 1871 bei Anlaß einer Reparatur und eines theilweisen, sehr vortheilhaften Umbaues des Bibliotheksaales. Doch hiezu reichte er nicht mehr aus. Die Krankheit, welche ihn so schnell hinwegraffte, hatte er sich gerade bei dieser Arbeit geholt, welche er nun einer jüngern Kraft zur Vollendung überlassen mußte.

Faßt man alles zusammen, was P. Gall von 1835 bis 1872 auf diesem Felde gethan hat, so mag sich mit Grund die Frage nahe legen, ob nicht gerade sein Hauptverdienst in seinem Wirken für die Bibliothek zu suchen sein dürfte.

Die gründliche Kenntniß der Bibliothek setzte ihn in Stand, die Schätze derselben im allgemeinen wissenschaftlichen Interesse nutzbar zu machen. P. Gall gehörte nicht zu den engherzigen, selbstsüchtigen Gelehrten, er war ein uneigennütziger Freund der Wissenschaft, voll Dienstgefälligkeit gegen Andere, stets bereit mit den Schätzen der Bibliothek wie mit dem Reichthum seines eigenen Wissens literarische Bestrebungen zu unterstützen. Und hiebei hat er nie auf den religiösen, politischen oder sonstigen Standpunkt derjenigen gesehen, die in solchen wissenschaftlichen Anliegen an ihn gelangten. Und solche hat es unzählige gegeben. Wir müssen uns hiebei selbstverständlich auf wenige Beispiele beschränken, und wählen absichtlich nur solche aus, welche zugleich eine Vorstellung von dem polyhistorischen Wissen des Mannes zu geben geeignet sind, und

zeigen, wie man sich in allen möglichen Sachen an den gelehrten Bibliothekar in Einsiedeln wandte, ihm damit eine so allseitige Kenntniß zutraute.

Da wünscht ein Geschichtsforscher in Zürich Auskunft über die Verläßlichkeit von Faßbind's Geschichte des Kts. Schwyz. Für Abbe Fl. in Genf soll er eine Uebersicht der bedeutendsten Handschriftensammlungen in der Schweiz, mit Nachweis, wo die Kataloge derselben ganz oder theilweise gedruckt sind, schreiben. Ein Lehrer aus Huttwil, Kt. Bern, will Notizen zur Geschichte dieses Ortes. Pfarrer Zehnder in Winterthur erhält Beiträge zur Rheinfallliteratur [1]). Der Germanist Dr. Ettmüller in Zürich frägt an, ob er glaube, daß in irgend einem Kloster Tessins longobardische Schriftdenkmäler können erhalten sein; wenn ja, welches die ältesten Klöster seien, wo man solches vermuthen könnte. Unter den Männern, deren Unterstützung er das Gelingen seines Werkes „Deutsche Mystiker des XIV. Jahrhunderts“ wesentlich zu danken habe, führt der berühmte Sprachforscher Franz Pfeifer auch unsern Bibliothekar auf. Der Geschichtsforscher Gerold Meier von Knonau schreibt ihm 1850: „Sie sind der einzige Schweizer, der mich in meinen mühsamen bibliographischen Arbeiten unterstützt.“ Ein Bekannter in Genf verlangt für einen Professor an der französischen Universität l'état actuel de la philosophie, et la liste exacte des philosophes catholiques, qui ont de la réputation en Allemagne. Dr. Becker in Basel ersucht um Beiträge zur alemannischen Sprachforschung. Dr. Stanz in Bern erhält für seine große, artistisch-historische Beschreibung des St. Vinzenzen Münsters in Bern Erklärungen über Symbolik an demselben. Schon vorher hatte sich der Herausgeber des bernerischen

---

[1]) In seinem Antwortschreiben heißt es: „Sie haben mir durch Ihre reichhaltige Zusendung Schätze erschlossen, die mir bisher noch unbekannt waren . . . Gerne wollte ich meine Ansicht von der Naturschen der Mönche des Mittelalters zurücknehmen, wenn ich Spuren von echter Naturpoesie in literarischen Reliquien jener Zeit fände.“

Neujahrsblattes von 1857 um Entzifferung der Inschrift auf dem Chorglöcklein des Dominikanerklosters an ihn gewandt, mit dem Bemerken: „Vergebens habe ich mich in Bern, sowohl bei Kollegen geistlichen Standes, als auch bei andern Freunden mittelalterlicher Archäologie nach der Erklärung erkundigt.“ P. Gall gab dieselbe in einem Briefe, der auf S. 8 des erwähnten Blattes abgedruckt ist. Der hochverdiente Forscher Ferdinand Keller in Zürich schreibt ihm: „Glauben Sie mir, ich habe wenigstens noch 500 Bitten, Wünsche, Aufgaben, Angelegenheiten aller Art an Sie in meinem Tagebuch angemerkt. Wenn Sie alle Aemter und Pflichten abschütteln, werden Sie in Ihrem Leben mit mir nicht fertig werden.“

Auch an Komik fehlte es bei solchen Gesuchen nicht. So wenn z. B. Dr. Girtanner in St. Gallen von dem Bibliothekar Auskunft über das Vorkommen des Bartgeiers im Kt. Schwyz verlangt; oder Professor Rüttimeier in Basel über Abstammung des Hornviehs und dessen Zusammenhang mit dem Pfahlbautenvieh, Notizen über Größe, Farbe, Beschaffenheit der Haare und Hörner des Viehs in frühern Perioden. Da mochte der gelehrte Bibliothekar doch wohl in den Haaren gekratzt haben!

Daneben regnete es Bitten aller Art: aus Wien um Beiträge zu einem katholischen Schulblatt, zur Theilnahme an der katholischen Literaturzeitung, zur Mitarbeit beim deutschen Volksblatt in Stuttgart, an der neuen Ausgabe des Freiburger Kirchenlexikons, um Rezension von Gedichten, um Einführung angehender Schriftsteller in die literarische Welt, und was dergleichen Sachen mehr sind.

Da ist es wahrlich nicht zu verwundern, wenn das Tagebuch schon hin und wieder die Klage vernehmen läßt, daß er auf solche Weise doch gar zu sehr an eigenen Arbeiten gehindert werde. Auch spielte ihm seine Gutmüthigkeit wohl auch etwa einen Streich, so z. B. in Mittheilung von Manuskripten, deren Veröffentlichung durch Andere, wie er meinte, ihm vom Publikum mit Recht übel vermerkt werden könnte.

Bei alle dem fand er indessen doch immer Zeit, aus den Schätzen der Bibliothek reichen Stoff zu eigenen Arbeiten zu entheben. Auch hier würde es selbstredend zu weit führen, wenn wir auf Einzelheiten eingehen wollten, und wir können höchstens in einer Note die wissenschaftlichen Fachschriften aufzählen, in welche er seine oft sehr werthvollen Aufsätze über verschiedene Zweige der Wissenschaft und Kunst gegeben hat.[1] Dagegen müssen wir mit einigen Worten einer Sammlung gedenken, welche er in den Jahren 1866—1868 unter dem Titel: „Lateinische Hymnen des Mittelalters, größtentheils aus Handschriften schweizerischer Klöster, als Nachtrag zu den Hymnensammlungen von Mone, Daniel u. A.", bei Gebr. Benziger erscheinen ließ. Wie schon der Titel sagt, ist diese Arbeit theilweise eine Frucht seiner früher erwähnten Reisen, während allerdings die Stiftsbibliothek das Meiste dazu beisteuerte. Er fing die Sammlung schon in den dreißiger Jahren an, 1840 waren bereits etwa 180 Stücke beisammen, also zu einer Zeit, wo die gelehrte Forschung diese verschollenen Dinge des „finstern Mittelalters" noch keiner Aufmerksamkeit würdigte, ein Umstand, der besonders hervorgehoben zu werden verdient. P. Gall hatte indessen mit der Herausgabe seiner Sammlung zu lange gezögert, und so geschah es, daß ihm die schon genannten protestantischen Gelehrten in diesem Fache zuvorkamen, wodurch der größte Theil seiner Arbeit verloren ging und er nur noch einen Nachtrag liefern konnte[2].

---

[1]) Solche Fachschriften sind: die Sitzungsberichte der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien; das Serapeum; historisch politische Blätter; Neues schweizerisches Museum; Annalen der poetischen Nationalliteratur, von Weller; Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit; Anzeiger für schweizerische Geschichte und Alterthumskunde; Archiv für schweizerische Geschichte; Geschichtsfreund, Organ des Vörtigen hist. Vereins; Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte; Archiv für die schweizerische Reformationsgeschichte; Katholische Schweizerblätter für Wissenschaft und Kunst; Monatshefte für Musikgeschichte; Cäcilia, von Oberndorfer; Literarischer Handweiser; Pastoralblatt für Süddeutschland und die Schweiz.

[2]) Mone's Sammlung erschien 1853—55; der thesaurus hymnologicus von Daniel 1855—56.

Das Werk hatte ihm unendlich viel Mühe gekostet durch Herstellung eines guten Textes, Ermittlung der Verfasser, wo solches möglich war, kritische Noten, und er meinte selbst, es sollte bleibenden Werth haben, während alles andere, was er geschrieben, etwa die Regesten ausgenommen, schneller vergessen sein würde.

Unter den Gründen, die ihn zur Herausgabe der Sammlung bestimmten, führt er neben den Aufmunterungen von Seite Mone's und Anderer, besonders den Umstand an, daß sich auch in diesen sprachlichen Alterthümern der Geist des Landes, der Zeit, der Geistesrichtung und überhaupt aller Lebensbeziehungen abspiegle und fügt dann bei: „Ist es nun beinahe zur Mode geworden in „vaterländischen Museen" alle Arten von alten und alterthümlichen Gegenständen bis auf die unbedeutendsten Scherben aufzustoppeln und über Gebühr anzustaunen, so werden auch diese geistigen Reliquien der Aufbewahrung würdig erachtet sein." [1]) Solche Lieder lassen allerdings, wie er a. o. bemerkt, in der Form Manches zu wünschen, es ist aber mit denselben wie mit den Gemälden aus der altdeutschen Schule, sie sind andächtig, voll Gehalt, Innigkeit, kerniger Frömmigkeit, Perlen der wahrsten und erhabensten Poesie. Das ist freilich einer Zeit wie die unsrige, welche einen unchristlichen Geschmack hat und auf den Mechanismus der Form mehr hält, als auf den innern Goldgehalt, schwer begreiflich zu machen. Aber weil es sich hier um Reliquien des spezifisch christlichen Geistes handelte, lag ihm die Aufbewahrung derselben um so mehr am Herzen, und er gedachte damit einen Beitrag zu jener christlichen Renaissance zu liefern, welche, im Gegensatz der heidnischen im Humanismus, das Verständniß und die Würdigung einer großen, glaubensreichen Vergangenheit namentlich auch in den gelehrten Kreisen der modernen Gesellschaft wieder anzubahnen geeignet ist.

In naher Verwandtschaft zu dieser Arbeit steht eine andere

---

[1]) Vorwort S. IV.

die er 1869 bei Manz in Regensburg unter dem Titel herausgab: „Offenbarungen der Schwester Mechthild von Magdeburg, oder das fließende Licht der Gottheit, aus der einzigen Handschrift des Stiftes Einsiedeln.“ Er schickte derselben eine umfassende Einleitung voraus, in welcher Sprache, Form, Geschichte der Handschrift, Verfasserin und Inhalt des Buches kritisch beleuchtet werden und die Hoffnung ausgesprochen wird, damit einen schönen Beitrag zur Kenntniß älterer deutscher Literatur geliefert zu haben. Auch glaubt er den epischen Gehalt des Werkes, als Dichtung betrachtet, ziemlich hoch anschlagen zu dürfen. Noch im gleichen Jahre ließ er auch eine Uebersetzung der Handschrift in jetziger Schriftsprache erscheinen.

Was der gelehrte Bibliothekar zunächst aus den Schätzen der ihm anvertrauten Sammlungen im Drucke herausgegeben ist aber nur ein sehr kleiner Theil dessen, was er im Laufe eines langen Lebens mit Bienenfleiß aufgespeichert, und in seinen katalogarischen Arbeiten und Sammelwerken zusammengetragen hat. Zum Verständniß seines Wirkens ist ein kurzer Blick auf diese Arbeiten unerläßlich.

Schon 1863 hatte er alle Fragmente, die er seit Jahren gesammelt, in 12 Bänden, nach den Materien geordnet und gebunden, der Handschriftensammlung einverleibt. Einzelne Kataloge, darunter die schon erwähnten über die Manuskripte, Inkunabeln, Musik, waren schon früher vollendet, andere, wie die auf Kunstgeschichte, Literatur, Schweizergeschichte u. s. w. bezüglichen, von denen noch die Rede sein wird, wurden fortgeführt, und gerade in den letzten Jahren, wo der Sammlergeist mit dem zunehmenden Alter auffallend in den Vordergrund trat, wurden neue angelegt und vollendet. Ihre Zusammenstellung würde so ziemlich einen Katalog seines gesammten Wissens, der Fächer, die er umspannte, des geistigen Reichthums, den er besaß, bilden, und einen Einblick in die

gewaltige Arbeitskraft, die hier thätig gewesen, gewähren. Nur wer selbst diese Sammelwerke, mit den tausenden und tausenden von geschichtlichen Notizen, meist in einzelnen Zettelchen auf den Folioblättern dieser Bände aufgeklebt, einsehen kann, mag eine richtige Vorstellung von dem polyhistorischen Wissen dieses Mannes gewinnen. [1])

---

[1]) Wir geben hier wenigstens eine kurze Uebersicht über diese handschriftlich hinterlassenen Kataloge und Sammelwerke, nach Fächern geordnet.

a. Bibliothek.

Die in diesem Abschnitt bereits besprochenen Kataloge der Handschriften, Inkunabeln und Anschaffungen, wozu noch der Katalog der von ihm gegründeten Schulbibliothek kommt.

b. Münzkabinet.

1. Catalogus Nummothecæ antiquæ Monasterii Einsiedlensis.
2. Notizen zur Münzsammlung.

c. Kunst.

α. Musik.

1. Katalog der im Musik-Archiv des Stiftes Einsiedeln aufbewahrten Musikalien.
2. Alphabetischer Katalog des Musik-Archives der Kapellmeisterei in Einsiedeln.
3. Katalog der Musik-Abtheilung der Bibliothek des Stiftes Einsiedeln.
4. Musiker der Schweiz.

β. Kupferstich.

1. Katalog der Kupferstichsammlung, nach Stechern geordnet.
2. Katalog der Kupferstichsammlung, nach Malerschulen.
3. Verzeichniß christlicher Bilder im Stifte, nach Wessenberg geordnet.

γ. Literatur.

1. Schweizerdichter, alphabetisch geordnet.
2. Verzeichniß der im Stift Einsiedeln befindlichen Denkmäler altdeutscher und mittelhochdeutscher Literatur, doppelt geordnet, alphabetisch und nach dem Inhalt.

δ. Kunstgeschichte.

1. Zur Musikgeschichte von Einsiedeln.
2. Zur Kunstgeschichte in Einsiedeln.
3. Kunst und Künstler in Einsiedeln.
4. Einsiedler Künstler und Kunstsammlung.
5. Alphabetisches Verzeichniß der Kunstsachen in Einsiedeln.

Es muß schon bei einem Blicke auf die bloßen Titel dieser Arbeiten auffallen, mit welcher erschöpfenden und bis in's Kleinste gehenden Vollständigkeit P. Gall alles zusammengetragen hat, theils was sich im Stifte an Büchern, Handschriften, Musikalien, Gemälden, Kupferstichen, Bildwerken, Raritäten u. s. w. vorfindet, theils was auf die Geschichte derselben Bezug hat. Nichts in den weiten Räumen, was für ihn gleichgültig gewesen, jedem Gegenstande, den Andere vielleicht nie eines Blickes würdigen, weiß er seinen Platz anzuweisen, eine geschichtliche Notiz an denselben zu knüpfen. Das sonst so trockene Geschäft des Sammelns bot neben dem wissenschaftlichen auch noch andern Genuß. Zum Verzeichniß aller Mitglieder des Stiftes von seinem Ursprung bis jetzt, welche auf dem literarischen Gebiete etwas gethan haben, sammt allen gedruckten und den meisten ungedruckten Werken, macht er die Bemerkung: „Dies führte mich zu sehr angenehmen Entdeckungen; denn unter den 165 Skribenten, die da perodiren, ist doch ein und der andere, der etwas

---

d. Geschichte.

α. Klostergeschichte.

1. Notizen zur Geschichte des Klosters Einsiedeln.
2. Scriptores Monasterii Einsiedlensis inde ab anno 863 usque 1863.
3. Verzeichniß aller gedruckten Werke von Einsiedler Kapitularen.
4. Kurzes Verzeichniß der im Kloster Einsiedeln gedruckten Bücher.
5. Scriptores Ordinis S. Benedicti.

β. Schweizergeschichte.

1. Verzeichniß der Schriftsteller aus den V Orten.
2. Verzeichniß der geistlichen Personen aus Einsiedeln.
3. Verzeichniß der geistlichen Personen aus der Gemeinde Wyl.
4. Alphabetisches Verzeichniß neuern Städteabbildungen in der Bibliothek zu Einsiedeln.
5. Portraits von Schweizern und die Schweiz betreffenden Personen, die sich im Stift finden.
6. Ansichten der Schweiz alphabetisch geordnet.

e. Verschiedenes.

Analecta; itinera literaria, 3 Bände Folio. Eine Sammlung sehr kostbarer Kalligraphia.

leistete. Vieles ist verloren, noch Mehreres anonym, indem die meisten aus Demuth Anonymität lieben." Diese Klasse von Verzeichnissen hat allerdings zunächst nur eine lokale Bedeutung für das Stift selbst, die Kunst- und Literargeschichte desselben, kann aber in dieser Hinsicht nicht hoch genug angeschlagen werden. P. Gall hat damit eigentlich grundlegende Arbeiten von bleibendem Werthe geliefert, das Material herbeigeschafft, übersichtlich geordnet, und sich damit ein unvergängliches Andenken gesichert.

Andere Theile dieser Sammlungen dürfen auch einen über die engen lokalen Grenzen hinausreichenden geschichtlichen Werth beanspruchen, wie z. B. das Verzeichniß von schweizerischen Dichtern, welches auf 100 Folioseiten 725 Namen enthält, mit Angabe der Quellen, historischen Notizen über diese Dichter, Aufzählung ihrer Werke, so weit er sie ermitteln konnte. Aehnlich verhält es sich mit dem Verzeichniß der Musiker in der Schweiz. Beim Verzeichniß von Ansichten der Schweiz, die sich im Stifte theils in einzelnen Blättern, theils in Büchern befinden, im Ganzen etwa 6000 Stück, bringt er besonders auch die ästhetische und kulturhistorische Bedeutung in Anschlag. Auch für die Geschichte der Kartographie, wie für Spezialgeschichte sind sie wichtig. So kommen z. B. allein von der Stadt Zürich 200 Bilder aus den verschiedensten Zeiten vor. Ebenso schlug er die Portraitsammlung nicht bloß im künstlerischen sondern auch im geschichtlichen Interesse hoch an.

Alle diese Kataloge machen es endlich noch mehr erklärlich, wie er, bei einer solchen Uebersicht und Beherrschung eines reichen Materials, nach so vielen Seiten hin Beiträge aus den verschiedenen Gebieten der Kunst und Wissenschaft zu geben im Stande gewesen. Er brauchte oft nur in diesen Verzeichnissen nachzuschlagen, und aus ihnen, wie aus gefüllten Vorrathskammern dasjenige herauszugreifen, was in Wirklichkeit weit auseinander lag, hier aber durch jahrelangen Fleiß zusammengetragen war.

Die zuletzt erwähnten geschichtlichen Sammlungen führen uns nun naturgemäß auf das Gebiet der Geschichte, beziehungsweise der vaterländischen Geschichte selbst hinüber, für welche P. Gall Zeitlebens ein so reges Interesse bewahrt hat. Unter der Mönchskutte schlug immer ein warmes Herz für das Vaterland. Die Periode seines Lebens, in welcher er auf diesem Felde am meisten arbeitet, sind die letzten dreißiger und dann besonders die vierziger Jahre.

Zuerst gab er im Verein mit P. Athanasius Tschopp eine Schweizergeschichte in zwei Theilen heraus, wovon der erste, von Tschopp verfaßt, 1836, der zweite, von ihm selbst bearbeitet, 1838 in Luzern bei Gebr. Räber erschien. Dieselbe ist indessen keine Frucht selbstständiger gelehrter Forschung, sondern blos ein Auszug theils aus einzelnen Quellenschriften, theils aus größern Geschichtswerken. „Die Dinge schlicht und redlich so zu erzählen, wie sie sich ereignet und wie es sich für die Jugend und das Volk sie darzustellen schickt", wird im Vorwort als der Zweck des Buches bezeichnet. Er selbst hat die Mängel dieser Erstlingsarbeit am besten eingesehen, und im Tagebuch sich darüber also ausgesprochen: „Die Schweizergeschichte bearbeitete ich mit Widerwillen, aber mit großem Nutzen für mich, da ich dadurch in der Literatur derselben heimisch wurde, die Methode ist gefehlt; weil ich nämlich das Romanhafte von Zschokke vermeiden wollte, fiel ich in's Pedantische. Jetzt wollte ich sie anders schreiben, wären nicht der Abfassung derselben andere Hindernisse in den Weg getreten." Aufforderungen hiezu ergingen öfter an ihn, so noch in den letzten Jahren seines Lebens eine solche von der Erziehungsdirektion des Kantons Schwyz, welche in den anerkennendsten Ausdrücken abgefaßt ist [1]), die er jedoch ablehnend beantwortete. Zu

---

[1]) „Die wissenschaftliche und pädagogische Welt verehrt in Euer Hochwürden einen Fachmann, der für diese Aufgabe die nothwendigen Eigenschaften in seltenem Maße vereinigt." Schreiben des H. Präsidenten des Erziehungsrathes, Jos. von Hettlingen, vom 10. Januar 1867.

den oben angedeuteten Hindernissen dürfte, neben seinen vielen andern Beschäftigungen, besonders jene vollständige Revolution zu rechnen sein, welche auf diesem Gebiete durch die bahnbrechenden Forschungen Kopp's eingeleitet wurde, und die traditionellen Anschauungen über die erste Zeit des Schweizerbundes, wie sie bisher, gestützt auf Tschudi, Joh. Müller u. A. allgemeine Geltung hatten, gänzlich auf den Kopf stellte. Auch P. Gall war selbstverständlich in diesen Umgestaltungsprozeß hineingezogen worden, wenn schon seine friedliebende und poetische Natur, welche am nüchternen Kritizismus wenig Gefallen fand, ihm in dieser brennenden Frage immer eine gewisse Rückhaltung und Mittelstellung anwies.

Als die werthvollste aller seiner geschichtlichen Arbeiten bezeichnet er selbst seine Regesten der Benediktinerabtei Einsiedeln. Dieselben eröffnen in ehrenvoller Weise den ersten Band des großen Werkes: „Die Regesten der Archive in der schweizerischen Eidgenossenschaft. Auf Anordnung der schweizerischen geschichtforschenden Gesellschaft herausgegeben von Theodor v. Mohr, Chur, 1851." Sie erschienen übrigens gesondert schon 1848, als Festgabe des Bibliothekars zur 9. Sekularfeier der Engelweihe,[1]) und geben Auszüge aus 1261 Urkunden, vom 27. Oktober 946 bis 14. August 1526, mit 42 Nummern Nachtrag und der Reihenfolge der einsiedlischen Aebte von 934—1526. Der Verfasser führt seine Arbeit mit den Worten ein: „Die Veröffentlichung des folgenden ausführlichen Verzeichnisses der Urkunden des Stiftes Einsiedeln möchte Manchem bedenklich erscheinen in einem Zeitpunkt, der überhaupt den Klöstern ungünstig ist, und wo Beweise genug vorliegen, daß man

---

[1]) Daher der vollständige Titel: DCCCC Jahre nach der wunderbaren Einweihung der Gnadenkapelle von M. Einsiedeln, beim Beginne des X. Jahrhunderts der Wallfahrt zu diesem hl. Orte, im Jubeljahre der Engelweihe widmet dies Verzeichniß der ältern Einsiedlerurkunden seinem hochwürdigsten Abte und Vater, Heinrich IV., und allen seinen Mitkapitularen und Mitbrüdern der Verfasser.

alles von diesen Instituten und deren Geschichte bekannt Gewordene öfter zu deren Anklage als Vertheidigung benützt. Auch der Unterzeichnete machte sich nur nach mancherlei Ueberlegungen an diese Arbeit, fand aber doch zuletzt, die Wahrheit habe auch hier das Licht nicht zu scheuen. Bei denkenden Köpfen und fühlenden Herzen wird gerade eine rein urkundliche Darstellung des Lebens und Strebens der Klöster in alter Zeit manchen Zweifel lösen, manches Vorurtheil beseitigen, manchen Tadel mildern. Zudem schien es gerathen, eben in einem Zeitpunkt, wo der alle geschichtliche Denkmale zerstörende Geist der französischen Revolution wieder die Oberhand gewann, die werthvollen in einzelnen Blättern niedergelegten Nachrichten aus alter Zeit wenigstens dem wesentlichen Inhalte nach durch den Druck zum Gemeingut zu machen und so vor gänzlicher Vernichtung möglichst zu schützen."

Eine kleinere Festgabe spendete er neben Anderm auch 1861 zur Feier des Millenariums des Stiftes: Die Legende von St. Meinrad und von dem Anfange der Hofstatt zu den Einsiedeln. Es ist ein Faksimile dieses in Holztafeln geschnittenen Büchleins (Xylograph), von dem man nebst dem Exemplar in der Münchner Hofbibliothek nur noch das im Stift Einsiedeln kennt. Beigegeben sind noch, nebst dem Faksimile des ältesten Kupferstichs der Engelweihe von Meister E., Abbildungen des Klosters und der Marienkapelle aus frühern Jahrhunderten, des Marienbildes nach Photographien u. s. w., sowie Erläuterungen.

Die abgerundetste und am meisten in sich vollendete geschichtliche Arbeit gab er 1863 heraus: das Leben des Nationalrathes Joh. Joseph Müller in St. Gallen.[1] Da dieser Stoff in die allerneueste Zeit fiel, in das durch politische Leidenschaften

[1] Der vollständige Titel lautet: Das Leben des Johann Joseph Müller, Nationalrath, Kantonsrath und Kassationsrichter in St. Gallen, mit einer Zugabe aus dem Leben seines Bruders Joh. Bapt. Müller, von P. Gall Morel. St. Gallen, Verlag von Köppel, 1863.

erregte Leben der Partheien eingriff, so war die Aufgabe, welche dem Verfasser hier gestellt war, eine sehr delikate. Das Tagebuch bemerkt daher ausdrücklich, wie es auch im Vorwort angedeutet wird, daß er die Arbeit nur sehr ungern über sich genommen, weil es fast unmöglich schien, daß er nicht nach der einen oder andern Seite anstoßen mußte. An Verdrießlichkeiten, namentlich bei Bearbeitung des dritten Buches, hat es dann wirklich nicht gefehlt. Auffallend ist freilich, daß ein Mönch das Leben eines Politikers, ein friedlicher, dem Treiben der Welt entrückter Gelehrter, die bewegte Laufbahn eines Staatsmannes schildert; und doch war P. Gall hiezu vielleicht nicht der ungeeignetste Mann. Außer und über den Partheien stehend, durch Zeitschriften, freundschaftliche Verbindungen, öftere Besuche in dem Heimathkanton, Fühlung mit den dortigen Verhältnissen und Persönlichkeiten bewahrend, bot er am meisten Garantie für eine objektive, ruhige, nicht durch politische Rücksichten gefärbte Auffassung und Darstellung. Diesen Eindruck wird das Buch auf jeden unbefangenen Leser machen, und es darf unbedingt den bedeutendsten geschichtlichen Arbeiten Morel's beigezählt werden.

Mit dem regsten Interesse betheiligte er sich stets an den historischen Vereinen. Als am 30. September 1840 die strebsamsten und tüchtigsten Forscher vaterländischer Geschichte zur Gründung der schweizerischen geschichtsforschenden Gesellschaft in Baden zusammentraten, fand auch er sich unter diesen ersten Gründern ein. In das Organ dieses Vereins, das „Archiv für schweizerische Geschichte," gab er einzelne Beiträge, so in den dreizehnten Band (1862) ein „Kurzes Verzeichniß päpstlicher Briefe, welche die Bisthümer betreffen, zu denen das jetzige Gebiet der Schweiz gehörte, mit Ausnahme von Genf, Como und Mailand, gezogen aus dem Vatikanischen Archive 1853." Es ist bekannt, wie

schwer dieses Archiv zugänglich ist, und P. Gall macht auch im Vorwort, in welchem er über die weltberühmte vatikanische Sammlung sehr interessante Aufschlüsse gibt, auf diesen Umstand aufmerksam, und unterläßt nicht über seine Befugniß zur Veröffentlichung dieses Verzeichnisses wie zur Verständigung hinzuzufügen: „Marini— der damalige päpstliche Archivar — den ich hierüber befragte, machte, nachdem er mein Manuskript durchgesehen hatte, keine Schwierigkeiten. Wer sich an der Handlungsweise der Päpste stoßen will, wird nach pikanterem Stoffe greifen, als ihn diese Blätter bieten; der unpartheiisch Forschende wird bei Allem Zeit und Umstände berücksichtigen; der Katholik wird sich freuen der großen Sorgfalt, welche zu allen Zeiten der heilige Stuhl dem kleinen Gebiete auch unserer Heimath, wie dem großen Ganzen widmete, mir wenigstens schwebte bei dieser geringen Arbeit immer das große, majestätische Bild päpstlichen Wirkens im Mittelalter vor, das sich bis in die entlegensten Thäler, die kleinsten Ortschaften und geringfügig scheinenden Verhältnisse ihrer Bewohner erstreckte."

Die allgemeine schweizerische Gesellschaft gab den Anstoß zur Gründung des kleinern geschichtsforschenden Vereins der V Orte.[1]) P. Gall hat an dem Zustandekommen desselben einen hervorragenden Antheil genommen, indem er die hiefür nothwendige Korrespondenz besorgte. Das gewünschte Ziel wurde am 10. Januar 1843 in Luzern erreicht, wo sich der Verein unter dem Präsidium von Eutych Kopp konstituirte. P. Gall war schon auf dem Wege dorthin gewesen, hatte aber eines fürchterlichen Schneesturmes wegen an der Alpbrücke wieder umkehren müssen. Mit dem folgenden Jahre 1844 erschien der erste Band des Vereinsorgans, der

---

[1]) Wenn auch beide Gesellschaften bald ihre eigenen Wege gingen, drückte doch der langjährige hochverdiente Präsident der erstern, Prof. Georg von Wyß, in einem Briefe an P. Gall den Wunsch aus, durch ihn mit den Fachgenossen der innern Schweiz in Verbindung zu sein.

Geschichtsfreund, in welchen Morel als erste Gabe das wichtige liber Heremi, oder Annales Einsiedlenses majores einrücken ließ. [1]) Er blieb auch in der Folge bis zu seinem Tode einer der thätigsten Mitarbeiter am Geschichtsfreund, und lieferte für denselben, abgesehen von vielen kleinern Sachen die bedeutenderen Abhandlungen: Ueber Leben und Schriften des Dekans von Einsiedeln, Albert von Bonstetten, 1845; Johann von Schwanden, Abt in Einsiedeln und seine Zeit, besungen von Meister Rudolf von Radegg, 1854; Ueber den ersten und zweiten Kapellerkrieg, 1856; Das geistliche Drama in Einsiedeln vom XII. – XIX. Jahrhundert mit Rücksicht auf die V Orte; Rudolph von Liebegg, Chorherr in Beromünster und Konstanz u. s. w., ein Beitrag zur Literaturgeschichte der V Orte im Anfange des XIV. Jahrhunderts, 1866; die Geschichte der Burg Pfäffikon am Zürichsee, 1872. Er war Mitredaktor des Organs und besorgte lange dessen Korrektur.

Fast immer war er auch beim jährlichen Vereinsfeste persönlich anwesend, und wenn die Versammlung im Kanton Schwyz gehalten wurde, brachte er regelmäßig eine Abhandlung als Festgabe mit. Dahin gehören einige der oben genannten Aufsätze. Nicht nur dies. P. Gall nahm im Vörtigen Verein überhaupt eine einflußreiche und wichtige Stelle ein. Allgemein geachtet als Gelehrter, dabei ein Mann von friedfertigem Wesen, allem Schroffen und Einseitigen abhold, war er ganz dazu angethan zwischen den verschiedenen Richtungen, die sich im Vereine geltend machten als Vermittler aufzutreten, und wohl auch zum Theil persönliche Dissonanzen in Harmonie aufzulösen; so durch seine humoristischen Trinksprüche auf den Jahresfesten in Gersau und Stans, weßhalb ihn einer seiner vertrautesten Freunde in einem Briefe von 1865 den „Bruder Claus des Vereins" nennt.

---

[1]) Dieses sogenannte Einsiedlerbuch, dessen Handschrift im Archiv des Stiftes liegt, bildet die Hauptquelle der Chronik von Tschudy für das elfte und zwölfte Jahrhundert.

Den schönsten Triumph feierte er in dieser Beziehung am 9. September 1868, beim 25 jährigen Jubiläum des Vereins in Luzern, wo er folgenden Toast über das frühere Zanken und spätere Friedenschließen im Vereinsleben, alles mit persönlichen Anspielungen gewürzt, ausbrachte:

Ich will üch singen und sagen von einem hochzit guot,
Daz hielten ze Lucerne mit frischem fröhlichen muot
Vil wakere gesellen, da fünfundzwanzig iar,
Sit si den bund gevestnet, vorbigegangen war,

Den bund di alten ziten mit flisse zu durchgân,
Us briefen unde rodlen daz alte zuo verstân.
Sie waren us fünf orten, Schwyz, Unterwaldnerland,
Zug, Uri und Lucerne, von alters har bekant.

Si kamen bi dem suochen nach alten mären gar
Us lûter lieb und ifer einander in daz har;
Da huob sich scharpfer urluog und trefenlich gefecht,
Im strît fiel manicher riter und knap und edelknecht.

Recht sam die Hunnenreken so sluogen si im zorn,
Der riter Kyd von Brunnen, der sties darbi in's horn.
Er war vor vilen iaren gefaren in's welsche land,
Jetzt hängt der alte degen sin heerhorn an die wand.

Doch keiner fochte *sneller* als einer von Lucern,
Der swanc daz swert so kuenlich, es lühtet sam ein stern.
Er hatte scharpfe sporen, sin schild war pergamen;
Hüt hat er triumfiret, die friedenpanner wehn.

Wer ist der wakre kämpe mit loken silbergrau?
Der haut unmassen tapfer, daz ist der Liebenau.
Er haut gar guote streiche für einen guoten strit,
Für Küniginne Agnes und für den Winkelried.

Für den hat ouch gefochten bi einer alten eich
Her Bölsterli von Sempach mit manichem guoten streich,

Er fund us wurzelstücken und andern warzeichen vil
Die stat, die langgesuochte, wo Winkelriede fiel.

Ihm stuod getrü zur sîten ein chorherr nügewicht,
Her Lütolf, rîch an mären und mancherhand geschicht.
So fochten andre vile gegen und für den Tell:
Herr Aebi, Kopp und Müller und Lusser, Kotig, Bell.

Ein alter videlære, ein fröhlicher gesell
Vom gozhus Einsidellen, der bruoder Gamurel,
Der hat im finstern walde gefidelt zu dem strît,
Jetzt isst und trinkt er aber bim frohen hochgezît.

Man war des strîts verdrüssig und hat uf disen tag
In der guoten stat Lucerne gerüstet ein gelag;
Ein silbern hochgezîte wird hüt gefîret dort,
Daz muoz ufs nü verchnüpfe zuo fründschaft die fünf ort.

Es war da wol gesorget, daz keiner litte not;
Die *Fischer* und die *Müller*, die sorgen für fisch und brot.
Wer sol den aber schenke bi der tafelrunde sîn?
Der *Herzog* von Ballwile kredenzt Hizchilcherwîn.

Vil fründe sind gekommen von Uri und von Swiz
Und us dem Zugerlande, verdrüssig alles strîts;
Und wie vor alten zîten îlt Unterwaldnerland
Und löscht hie zu Lucerne fründnachbarlich den brand.

Uf soliches iubiliren lost manicher hoher gast,
Von herzogen und fürsten und frîhern ein ganze last;
Von Prüssen und Engellande die küniginnen zehand
Die luogen zuo dem feste als rechte Luogisland.

Sie luogen zuo dem feste, wo seltsame waffe gilt:
Die gabel wird zum gere, der teller wird zum schild;
Zum helme wird der humpen, das tischlachen zum panier,
Und nur zu frid und freude bruelt hüt der Uristier.

Achtig für redlichs suoche und alte bundestreu
Und warheit in der Minne sì unser feldgeschrei,
So werden die fünf orte behalten ehr und macht:
Der *Wahrheit in der Minne* sì unser hoch gebracht.

„Das flüchtig entworfene Gelegenheitsstück, sagt das Tagebuch, machte außerordentliche Wirkung; lieber aber als der stürmische allgemeine Beifall und das Heranstürmen der Gesellschaft zum Gesundheittrinken war es mir, daß jahrelange Gegner mit einander wieder das Glas anstießen, und einer mir zum Danke, daß ich das zu Stande gebracht habe, die Hand drückte."

Morel's Stellung zur brennenden Frage der neuern schweizerischen Geschichtsforschung haben wir schon bei Besprechung seiner Schweizergeschichte angedeutet. Er ist auch später aus dieser ruhigen, mehr beobachtenden Haltung nicht herausgetreten. Sein geistiges Wesen war nicht dazu angethan, durch beharrlich fortgesetzte mühsame Forschungen, nach Art eines E. Kopp u. A., ein neues System aufzubauen, dagegen war er — ein aufrichtiger Freund der Wahrheit — stetig zur Hand, einzelne Bausteine für das Gebäude einer objektiven Geschichte herbeizuschaffen. Selbst nicht Parthei, konnte und wollte er darum nach allen Seiten gerecht werden. Gar schön hat er sich über diesen Punkt in einem Aufsatze, welcher den ersten Jahrgang der„ katholischen Schweizerblätter" eröffnet, mit folgenden Worten ausgesprochen: „Der Stoff (für die Geschichte) ist wenigstens, wo er die Zeit vor der Reformation betrifft, ein großartiger, und bleibt ein solcher, so viel auch immer das scharfe Messer der Kritik die Vergoldung der Sage vom alten ehernen Monumente abschaben mag. Der Liebhaber des Wahren wird an dem Erzbilde nur um so mehr Freude haben. . . ." „Die Geschichte, wo sie sich vom mißverstandenen Patriotismus frei zu machen weiß, wird mit größerm Eifer sich der Forschung hingeben, da der Forscher zum voraus weiß, daß er das Resultat seines Fleißes auch seinem Volke vorlegen darf. Und findet er dunkle Stellen

und Schattenpartien, die diesem Volke nicht gerade zur Ehre gereichen, er wird sie nicht verheimlichen, sondern zur Warnung und Belehrung an's Licht ziehen wollen und auch dürfen. Der echte Geschichtforscher will keine Wahrheit auf Kosten eines andern. Diesen echten Patriotismus ehren wir darum nicht sowohl in den Geschichtschreibern, welche nur den Panegyrikus der Schweiz schreiben, sondern vor allem in denen, welche in neuerer Zeit als echte Republikaner der schweizerischen Geschichtsforschung eine bessere Bahn eröffneten. Sie sind vielfach verkannt, sogar als Vaterlandsverräther gebrandmarkt worden, aber mit Unrecht."

Dem Vörtigen Verein wandte P. Gall die Früchte seiner Forschungen mit Vorliebe zu, doch unterstützte er auch gerne andere geschichtsforschende Gesellschaften der deutschen und französischen Schweiz wie des Auslandes, und stellte deren Mitgliedern Material zur Verfügung. Daher erklärt es sich, daß er von so vielen derselben als Mitglied aufgenommen wurde. Wir nennen, neben dem Vörtigen Verein und der allgemeinen schweizerischen geschichtsforschenden Gesellschaft, den historischen Verein von St. Gallen, die geschichtsforschende Gesellschaft in Graubünden, die historische Gesellschaft von Thurgau, die Société d'Archéologie et d'histoire in Genf, das Institut national in Genf, die Gesellschaft für katholische Wissenschaft und Kunst in Luzern, die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, das germanische Museum in Nürnberg.

Als P. Gall im Herbst 1859 auf einer Reise nach Basel kam, wo eben die schweizerische geschichtsforschende Gesellschaft tagte, wurde es neben G. von Wyß, Burkhard und Hidber in's Komite gewählt. Für den internationalen archäologischen Verein, welcher im Herbste 1869 in Basel zusammentreten sollte, dann aber wegen des ausgebrochenen Krieges unterblieb, erhielt er vom Festpräsidenten, Professor W. Vischer, eine Einladung in das Comite als Vertreter der innern Schweiz. Zur Jahresversammlung des historischen Vereins des Kantons Thurgau (5. September 1866 auf Schloß

Sonnenberg) lud ihn der Präsident mit dem Ansuchen ein, „durch einen Vortrag die Gesellschaft nicht nur momentan zu beleben, sondern derselben auch einen Zuwachs an Mitgliedern zu verschaffen."

P. Gall genoß überhaupt als Forscher auf dem Gebiete der Geschichte und Alterthumskunde eines weit über die Grenzen der Schweiz hinausreichenden Rufes, und das nicht bloß in katholischen, sondern auch in akatholischen Kreisen, denen die meisten der erwähnten gelehrten Gesellschaften angehören. Das könnte vielleicht der Vermuthung Raum geben, als habe er diese Anerkennung durch theilweise Akkommodation, oder durch Abschwächung seiner gläubigen, spezifisch katholischen Anschauungen gegenüber entgegengesetzten Ideen erkauft. Das ist aber eben so wenig der Fall, als — wie wir bereits gesehen — bei seiner Poesie. Gegentheils brachte er auch seinen gelehrten, andersgläubigen Freunden gegenüber, seine religiöse Ueberzeugung voll und energisch zur Geltung. Einen sehr instruktiven Beleg hiefür finden wir unter Anderm in seinem Briefwechsel mit dem als Geschichtsforscher rühmlich bekannten Gerold Meier von Knonau in Zürich, welcher ihm 1851 den Text zum „Schweizerblatt" zur Beurtheilung zugeschickt hatte. Diesem erwiederte er in einem Schreiben vom 21. Dezember desselben Jahres wörtlich Folgendes: „Den Text zum Schweizerblatt sende ich hiemit zurück. Den historischen Ueberblick dürfte ich unbedenklich unterzeichnen, kann aber denselben nicht ganz mit dem kulturgeschichtlichen in Einklang bringen. Die Zerrissenheit und Schwäche der Schweiz, die als Folge der konfessionellen Trennung in dem erstern beklagt wird, stimmt nicht zu dem Panegyrikus der Reformation im andern. Da Sie mich auffordern, offen meine Ansichten auszusprechen und Redaktionsveränderungen vorzuschlagen, so möchte ich die Stelle „die Eidgenossen aber u. s. w." weglassen, weil in dieser Fassung zu unklar ist, was unter päpstlichen Plänen zu verstehen ist. Der Schluß dieser Stelle könnte etwa heißen: „In einzelnen Fällen

suchten die Eidgenossen von sich aus die Zucht unter der gesunkenen Geistlichkeit wiederherzustellen."

„Die Sitten= und Kulturgeschichte der Periode 1481 — 1652 ist ganz vom protestantischen Gesichtspunkte aufgefaßt, was ich einem Protestanten nicht verübeln kann. Sich darüber zu verständigen, ist wohl in einem Briefe nicht möglich. Hier nur wenige flüchtige Bemerkungen, die Sie dem Katholiken auch nicht verübeln wollen. Reformation halte ich für nützlich und nothwendig. Es muß auch in der Geschichte Jahrzeiten und Donnerwetter, und Heilung und Krankheiten geben. Reformation war zu Anfang des XVI. Jahrhunderts nöthig und von Tausenden gewünscht. So weit gehen wir einig. Die erfolgte Reformation aber ist mir nicht die rechte, sondern erscheint mir als eine verfehlte, gewaltsame Kur, durch welche zwar gewisse Uebel entfernt werden, der Mensch aber (ich meine hier die Gesellschaft) ein fast unheilbarer Krüppel bleibt, wie solches Helvetia, Germania, Europa in Figura beweist. Die Kur war einseitig, weil sie von einem Theil des niedern Klerus ohne Rücksicht auf den hierarchischen Verband, und von der weltlichen Gewalt durchgeführt wurde. Sie war gewaltsam, denn das Evangelium ist durch keine Kapellerschlacht in die Welt gekommen. Die Regierungen hatten mit dem Grundsatz cujus regio illius et religio eine Macht beansprucht, die über alle Grenzen geht, und ein Ansehen derselben voraussetzt, das nicht erst durch die Reformation erworben wurde, wie Sie schreiben, sondern schon vorhanden sein mußte, sonst hätten nicht gewisse Gegenden 4 bis 5 mal die Religion mit ihren Herren ändern müssen. Daß die Reform so guten Boden fand, möchte ich nicht, wie viele katholische Geschichtschreiber thun, nur aus äußern Ursachen, obschon diese auch mitwirkten, herleiten, sondern aus dem wirklichen Bedürfniß nach Heilung. Von tiefem Nachdenken und Ueberzeugung und Erwägung war bei den Massen keine Rede, wie aus der Art der

Einführung der Reform und aus ihrem plötzlichen und totalen Erstarren nach vollendeter Gährung erhellt. . . .

„Zwingli!? eine bedeutende Gestalt in der Geschichte, und durchaus nicht mit gewöhnlichem Maßstabe zu messen. Ich kann mich nun einmal der Ansicht nicht verwehren, in ihm neben glänzenden Eigenschaften und kolossaler Willensstärke die unvereinbarsten Widersprüche zu finden, unter denen der freien Forschung und des größten Glaubenszwanges oben an steht. Von seiner Sittlichkeit hatte ich bis jetzt folgende Ansicht. Er war nicht Cyniker, das Sinnliche der Cupido war bei ihm größern Leidenschaften (oder, wenn Sie wollen, Zwecken) untergeordnet, besonders nachdem er einmal als Reformator aufgetreten war und eine Frau hatte. Vorher aber ist er auch vom Strome hingerissen worden, worüber ich gar nicht als Richter sprechen möchte . . . Seinen Brief an Utinger kann ich nicht als Plagiat (falsum) ansehen, wenn ich auch die Urschrift nie sah. Wie gesagt darum verdamme ich Zwingli nicht, möchte ihn aber auch nicht als Heiligen und auserwähltes Rüstzeug Gottes kanonisiren . . .

„Das Aufblühen der Wissenschaften und Schulen in Folge der Reform ist mir mehr als problematisch, hierüber und über unsere Streitfrage hat Möhler einen schönen Aufsatz über die Zeit gleich vor der Reform. Wenn ich die Periode von 1440 — 1540 mit der von 1540 — 1640 vergleiche, so gestehe ich, daß ich in Bezug auf Kunst, Wissenschaft, Handel, Erfindungen, Schulen u. s. w die erste weit vorziehe."

Solche offene, vertrauliche Aeußerungen zeichnen zugleich mit völliger Klarheit den Standpunkt, welchen P. Gall in Auffassung der vaterländischen und der Geschichte überhaupt eingenommen. Unpartheiische Werthung der Thatsachen und Personen, Anerkennung des Guten wie des Fehlerhaften auf der einen und der andern Seite, Ruhe und Gemessenheit im Urtheil sind ihm stets eigen.

Dabei aber auch jene wohlthuende wissenschaftliche Sicherheit, welche einzig ein der schwankenden Subjektivität entrückter, objektiv gültiger Maßstab der Beurtheilung zu geben vermag.

Nur wer sich auf den Mittelpunkt gestellt,
Auf Golgatha, vom Licht der Welt umflossen,
Versteht die alte wie die neue Welt,
Den andern bleibt ihr ew'ger Geist verschlossen.

IV.

Der Aesthetiker.

Anlage. Erste Arbeiten auf dem Gebiete der Aesthetik. Antritt der Professur 1848. Die Kunstreise nach Wien 1850. Die Romfahrt 1852—1853. Grundanschauungen des Aesthetikers. Die Pariserreise, 1855. Arbeiten zur Geschichte der Kunst. Das Musikfach.

Wie sich beim Kristall die Blättchen in schöner Regelmäßigkeit um den Kern herum lagern, so entdecken wir auch im Geiste Morel's einen Kristallisationskern, welcher die Strahlen seines polyhistorischen Wissens zur innern Einheit sammelt. Es ist dies die Wissenschaft des Schönen, die Aesthetik. Er selbst, sonst immer so bescheiden, macht doch im Tagebuch einmal die Bemerkung, daß ihm durch Anlage und Neigung gerade zur Aesthetik einige Befähigung gegeben sei. Die Natur hat P. Gall zum Aesthetiker gemacht, ihn ausgestattet mit einem ungemein feinen und empfänglichen Sinn für alles Schöne in Natur und Kunst, so daß er dasselbe gleichsam instinktartig herausfühlte und unmittelbar erfaßte. Dieser ästhetische Sinn, — man könnte ihn eine Art divinatio der Kunst nennen — läßt sich fast ebenso wenig, als die poetische Ader, durch kalte Regeln ersetzen.

Wie wenig es brauchte, um den schlummernden Genius des Kunstsinnes bei Morel zu wecken, haben uns die paar ästhetischen Vorträge von P. Meinrad Kälin im Jahre 1820 bereits gezeigt.

Sie waren die einzige Anleitung, die er in diesem Fache genoß, in welchem er ganz vorzüglich als bahnbrechender Autodidakt im Stifte dasteht. Aber die Anregung war auf einen äußerst fruchtbaren Boden gefallen. Dies haben wir schon bei der Dichterfahrt nach Mailand vielfach bemerken können, und wenn auch die andern bisher erwähnten Reisen zunächst andern Zwecken galten, hatte er doch auch auf denselben immer ein offenes Auge für die Schönheiten der Natur und Kunst behalten. Im Stifte selbst wurden ihm alle Kunstsammlungen übergeben, und es ließ ihm keine Ruhe, bis er dieselben nach seinem Sinne gehörig geordnet hatte. Bald waren für die Kupferstichsammlung doppelte Kataloge erstellt, einer nach Stechern, der andere nach Malerschulen geordnet. Diese Arbeiten, wie auch die Einrichtung eines eigenen Kunstkabinets, die Ordnung der Gemäldesammlung, fallen in die ersten vierziger Jahre.

Nicht geringern Eifer als für die Bibliothek bekundete er für die Mehrung dieser Schätze. So meldet das Tagebuch aus dieser Zeit, bald wie er in Wyl Gähwiler's Nachlaß an Kupferstichen kaufte, dann wieder in St. Gallen neun Stück Passionsgemälde. Am 17. Juni 1844 ist er in Luzern, um die zu versteigernde Gemäldesammlung eines Herrn Albusini zu besichtigen. Mit seinem langjährigen Freunde Dr. Greith (jetzt Bischof in St. Gallen) trifft er am 20. in Einsiedeln ein, hilft am 21. Morgens (Sonntag) im Beichtstuhl aus, und ist am Abend des gleichen Tages schon wieder in Luzern, wo er 22 Stück Gemälde kaufte

So zog er allmälig außer der Poesie und Literatur, von welcher schon die Rede gewesen, auch die übrigen Künste, Baukunst, Plastik, Malerei, Kupferstecherkunst, sowie die Musik, der noch ausführlicher gedacht werden muß, in den Kreis seiner ästhetischen Forschungen.

Den rechten Aufschwung brachte indessen erst das Jahr 1848, in welchem er die Professur der Aesthetik übernahm. Jetzt konnte er sich eingehender und systematischer mit einem Fache befassen, das er bisher nur für sich betrieben hatte, und welches

seiner eigensten innern Neigung so ganz zusagte. Er kam damit in sein wahres Element hinein, die Vorarbeiten konnten jetzt alle verwerthet, der Bau dieser Wissenschaft allgemach der Vollendung näher geführt werden.

Seine Vorträge über Aesthetik eröffnete er mit einer Anrede über Werth und Bedeutung dieses Faches, die im Drucke erschien, und in welcher er seine Anschauungen in gewohnter Manier mehr kurz andeutete, als ausführlicher darlegte und begründete. Er weist zuerst auf die Schwierigkeiten des Faches hin, und sagt: „Aesthetik, die wir hier vorläufig als Wissenschaft des Schönen bezeichnen, behandelt gerade den Stoff, der sich schon seiner Natur nach dem Verstande und dessen Formen zu entziehen scheint, so zwar, daß rein Schönes durch verständige Zergliederung sogar seine Weihe und Kraft zu verlieren droht . . . Dazu kommt, daß diese Wissenschaft — selbst noch eine ganz junge Disziplin, die kaum ihr erstes Jubiläum gefeiert hat — zum ersten Male ihrem ganzen Umfange nach hier vorgetragen wird; dann der Umstand, daß der Lehrer selbst nur Liebhaber, nicht Künstler ist, während nur ein echt gebildeter Künstler, Tüchtiges über Schönheit und Kunst zu sagen vermag." [1]) Hierauf gibt er eine Uebersicht über das Fach selbst und fährt dann fort: „Der Umriß ist ein sehr flüchtiger, und wird

[1]) P. Gall ist als Dichter selbst schaffender Künstler. Als 1844 der Gemäldereſtaurateur Martin Pfizer aus Tyrol im Kloster arbeitete, begann Morel auch zu malen, „und, sagt das Tagebuch, oft beschlich mich der Wunsch: wärest du doch ein Maler geworden. Das Malen gewährte mir große Freude, und in wenig Tagen hatte ich schon einige Fertigkeit erlangt." Die Beziehung zwischen Theorie und Praxis, Aesthetiker und Künstler betont er in dem Wortspiel:

Kunstrichter.

Von Können stammt die Kunst,
D'rum ist's wie blauer Dunst,
Wenn Leute, die das Können missen,
So viel von Kunst zu reden wissen.

Ged. 2. Bdch. S. 313.

wahrscheinlich im Verlaufe unserer Studien mannigfach modifizirt werden, indem, wie ich hoffe, durch die Behandlung des Stoffes selbst, dieser immer klarer vor die geistigen Augen treten soll. Eines steht mir indessen fest und unerschüttert: Diese Wissenschaft nimmt nach dem alten Sprüchlein:

Mit Gott fang an, mit Gott hör auf,
Dies ist der schönste Lebenslauf —

ihren Anfang vom Göttlichen, von dem als von einer Sonne alle Radien ausgehend, die verschiedenen Kunstgebiete beleuchten, wie dann gegenseits auch der Reflex des Göttlichen aus allen diesen Gebieten wieder zu einem Strahle sich eint und zu Gott zurückführt; und zwar nicht nur im Allgemeinen zu dem Gott, wie ihn etwa der Weltweise denkt, sondern wie ihn der Christ, und namentlich der katholische Christ, denkt, glaubt und anbetet.

„Die Aesthetik ist nicht bloß als profane Wissenschaft zu betrachten, sondern als Vorhalle zur Theologie, in welcher die Liturgik als angewandte Aesthetik des Religiösen keinen unbedeutenden Platz einnimmt. Wie denn auch die heilige Schrift eine Sammlung ist der herrlichsten Kunstwerke verschiedener Art, und hinwieder in der Kirchengeschichte das Leben der Heiligen, diese verkörperte fortlaufende Offenbarung, und das Kirchenleben überhaupt die Grundlage bildet zu einer vollendeten Kunstsymbolik."

Die Grundlage, auf welche P. Gall in diesem ersten Vortrag das Gebäude der Aesthetik gestellt, ist bei allen sonstigen Modifikationen einzelner Theile unerschüttert geblieben, und gerade von diesem festen Standpunkte aus hat er in der Folge um so freier und unbefangener Umschau gehalten auf dem weiten Gebiete des Schönen.

Noch hatte er nicht die geistige Selbstständigkeit und Reife, welche ihm später eigen geworden; er lehnte sich vielfach an die Schriften von Fiker, Deutinger, Thiersch u. A. an. Das sollte

indessen bald anders werden. Es gibt Wissenschaften, die sich ganz gut im einsamen Studierzimmer erlernen lassen, wie etwa Mathematik, Philosophie u. s. w. Nicht so die Aesthetik. Gehört es doch gerade zum Wesen des Schönen, daß es in die Erscheinung tritt. „Das Schöne, sagt P. Gall, ist Ausdruck einer Idee in entsprechender Form.“ Nur Anschauung des Schönen in Natur und Kunst, nur eigene reiche Erfahrung kann den Sinn für Schönheit, das richtige Urtheil über das Schöne, kann den Aesthetiker ausbilden. An Anlaß hiezu hatte es P. Gall schon bisher, wie wir wissen, nicht gefehlt; doch erst seit seiner Ernennung zum Professor dieses Faches beginnt seine völlige Durchbildung, und dies ganz vorzüglich durch diejenigen seiner Reisen, welche als Kunstreisen bezeichnet werden können. Sie fallen sämmtlich in die Zeit seiner vollsten Manneskraft, und das Tagebuch macht auch hiezu, wie früher mit Bezug auf Literatur die Bemerkung: „Ich sah mich um in vielen Gebieten des Schönen, und machte selbst mannigfache Versuche. Ich muß es als ein glückliches Schicksal ansehen, daß es mich mit dem Schönsten und Besten erst spät bekannt werden ließ.“

Eine solche Bekanntschaft brachte gleich das Jahr 1850. Abt Heinrich sandte ein jüngeres Mitglied des Stiftes, zur weitern Ausbildung in den Naturwissenschaften, in das durch seine Leistungen auf diesem Gebiete berühmte Benediktinerstift Kremsmünster, in Oesterreich. So erhielt P. Gall Anlaß zu seiner Reise nach Wien (2. Sept. bis 16. Okt.). In Eile rüstete er sich, wie das Tagebuch sagt, durch alle ihm zu Gebote stehenden Hilfsmittel auf diese Reise, und besonders auf die Kunstschätze. Der Weg ging über Ulm, wo dem Dom sorgfältige Beachtung gewidmet wurde. Es war der erste große gothische Bau, den er in Deutschland sah. [1])

---

[1]) Anläßlich dieses Besuches erwähnt das Tagebuch eine Anekdote. Sebastian Brunner, der bekannte Humorist, fragte beim Besuche dieses Tempels den

In Augsburg wurde schnell der liebe Christoph Schmid besucht, den er aber seit 1836 sehr gealtert fand. Im deutschen Athen an der Isar war sein erster Gang in die Pinakothek, welche zu sehen ihm bei seiner süddeutschen Reise 1836 noch nicht vergönnt gewesen „Das war nun ein Schmaus erster Qualität," meinte er. Vier Tage wurden auf die Besichtigung der Kunstschätze verwendet. In der Pinakothek durchging er die Kupferstichsammlung, besonders die Mappen von A. Dürer, ließ sich auch die Einrichtung der Riesensammlung genau erklären. Zum ersten Male sah er auch „die Engelweihe des Meisters G. E. von 1466," ein Xylograph, von welchem, außer dem Exemplar im Stift Einsiedeln, nur das in München bekannt ist. Bei Oberst Schultheß wurde eine Münzsammlung durchgesehen, welche besonders an Münzen aus der Schweiz und von geistlichen Fürsten einen großen Reichthum hatte.

Eine Menge alter Bekanntschaften wurden in diesen Tagen erneuert, neue geknüpft. Am 11. September ging es weiter nach Deggendorf, und von da nach einem Abstecher in das von König Ludwig hergestellte Benediktinerkloster Metten, auf der Donau abwärts bis nach Linz. Von hier wurde Kremsmünster zu Wagen erreicht. Da gab es bereits reiche Ausbeute in der Gemälde- und Kupferstichsammlung und im Musikarchiv, wo Auszüge aus dem Kataloge gemacht wurden.

Am 18. fuhr er in die alte Kaiserstadt an der Donau ein, und fand bei den Benediktinern im Schottenstifte die freundlichste Aufnahme. Des folgenden Tages und nach einem Besuche bei Hofrath Dr. Hurter und dem Nuntius Viale Prelà, wurden erst die Handschriften, Inkunabeln, Münzen im Schottenstift selbst durchgangen, dann ging es an die städtischen Sammlungen. Das Antikenkabinet sah er unter Anleitung von

---

Küster, ob es darin auch leicht zu predigen sei. — Versuchen Sie es — . Brunner bestieg die Kanzel und sprach mit lauter Stimme: „Mein Haus ist ein Haus des Gebetes, ihr aber habt eine Räuberhöhle daraus gemacht! — Habt ihr das verstanden? — O, Herr Pfarrer, Sie predigen ganz verständlich."

Bergmann und Arneth; in der berühmten Ambraserſammlung, von der er ſagt, daß ſie allein ſchon eine Reiſe nach Wien verdiene, und im Belvedere waren Hurter und Bergmann die trefflichſten Ciceroni. Im Belvedere, wo des Schönen nur allzu viel, notirte er Vieles, was zur Erweiterung und Berichtigung im Gebiete der Kunſt dienen mochte. „Corregio iſt gut, d. h. koſtbar vertreten; aber wehe, wer ihn nur aus dieſen letztern Stücken, und nicht aus ſeinen echten Meiſterſtücken in Parma beurtheilt. Rubens iſt hier größer als in München und vielleicht auch Dürer in ſeiner Trinità. Titian dürfte mit ſeinen Nuditäten in ein Cabinet réservé flüchten." Mehr als die Gallerie Lichtenſtein entſprach ihm die Gallerie Eſterhazy. Hier lernte er namentlich die ſpaniſche und franzöſiſche Schule kennen. Auch die Venetianer und Florentiner, und von ihnen wieder beſonders Guido Reni, Corregio, Titian, müſſe man hier ſuchen. Bei der Abtheilung der ſpaniſchen Gemälde, von denen er vorher noch gar nichts wußte, hatte er wahrhaft entzückende Momente Nach der ihm eigenen Art fixirte er mit zwei, drei Worten den Charakter einzelner Stücke, welche durch eigenthümliche Vorzüge oder Wichtigkeit für die Kunſtgeſchichte ſeine Aufmerkſamkeit erregten. Die meiſten Maler, ſagt er, haben doch ihre beſtimmte Manier und das beſtimmte Maß ihrer Figuren, ſo daß ſie in der Gallerie leicht herauszufinden ſind.

Wenn er der Malerei ſein beſonderes Augenmerk zuwandte ſo blieben andere Zweige der Kunſt, und die vornehmſten Merkwürdigkeiten der großen Stadt deßwegen nicht unbeachtet. Bibliotheken, Glyptothek, Münzkabinet, Theater, muſikaliſche Produktionen, monumentale Bauten, Auer's Staatsdruckerei mit allen ihren zum Theil auch in das Kunſtgebiet einſchlägigen Errungenſchaften der Neuzeit, kamen an die Reihe; vor andern auch das Mineralkabinet, wo ihm die Ordnung nach Farben, Magnetismus, Elektrizität, Einfluß auf die Sinne auffiel, und das er unter allen Wienerſammlungen am öfteſten ſah, weil er kurz vorher Vieles auf die

eigene kleine Sammlung der Petrefakten aus der Gegend von Iberg verwendet hatte. Staunte er hier auch über die Schätze allererster Größe, so freute es ihn doch, „so viele von jener Art hier nicht zu finden." An Ausflügen in die Umgegend der Stadt fehlte es ebenfalls nicht, und auf der Rückreise, die über Linz, Salzburg, München ging, wurden besonders auch die österreichischen Klöster, wie Mölk, St. Florian, Lambach u. s. w. im ästhetischen und wissenschaftlichen Interesse ausgebeutet.

So kehrte er von dieser ersten Kunstreise mit großem Gewinn nach Hause. In einem Briefe aus Wien, unmittelbar vor seinem Abschiede von der Kaiserstadt äußert er: „Die Hauptsammlungen besuchte ich drei bis vier Mal, und zog den größten Nutzen aus den Gemäldegallerien. Auf der ganzen Reise lächelte mir die Aesthetik hold zu; für Baukunst, Plastik, Malerei, Dramatik, Musik fand ich zum Glück einige der größten Meister und Musterwerke, die existiren."

Die Frucht dieser Reise machte sich sofort in seinen ästhetischen Vorträgen bemerkbar. Mit größerer Sicherheit und Selbstständigkeit als zuvor wurden nun in den zwei folgenden Schuljahren die einzelnen Zweige der Kunst behandelt, die reichen Erfahrungen in ausgiebigster Weise verwerthet. „Es braucht, wie er schreibt, immer wieder einige Zeit, um die Masse geistigen Nahrungsstoffes, die auf solchen Reisen schnell aufgenommen wird, zu verdauen und durch einen Assimilationsprozeß zum Eigenthum zu verwandeln." Dieser Prozeß vollzog sich bei ihm in den zwei Jahren, die zwischen dieser ersten Kunstreise und der zweiten, noch wichtigern, nach Rom mitten inne liegen. Er konzentrirte in denselben seine geistige Kraft vornehmlich auf sein Lieblingsfach, die Aesthetik, prüfte neuerdings die Grundlagen des in den zwei vorhergehenden Jahren gelegten Systems, arbeitete dasselbe nach allen Seiten aus, und gelangte dadurch in jenes Stadium der Entwicklung, welches die große italienische Kunstreise so fruchtbar machen sollte.

Was die erste Mailänderreise für den Dichter gewesen, das ist die Reise nach Rom für den Aesthetiker geworden. Sie bezeichnet den Glanzpunkt seines gesammten geistigen Lebens, den Höhepunkt seiner ästhetischen Durchbildung, und beansprucht deßhalb als ein Hauptzug im Lebensbilde Morel's eine ausführlichere Darstellung [1]

P. Gall hatte, wie wir wissen, Italien schon mehr als einmal gesehen „Aber, sagt das Tagebuch der Römerfahrt, ich fühlte gar wohl, daß Norditalien nur der Vorhof dieses Landes ist, und ich hätte gar so gerne das gelobte Land der Kunst, die Siebenhügelstadt mit ihren Wundern gesehen." Dieser Wunsch war so lebhaft, daß er bereits 1831 eine bezügliche Bittschrift an den damaligen Abt Cölestin abgefaßt, dieselbe aber dann wieder in sein Pult verschlossen hatte. Damals hatte er auch bereits, was sein Herz bewegte, in dem schönen Gedichte „Sehnsucht nach Rom" niedergelegt in den Worten:

Schon wall' ich lange durch das Leben,
Gott schenkte mir des Guten viel,
Doch unbefriedigt blieb ein Streben
Nach einem großen, schönen Ziel.
Mir winkte lockend fern im Süden
Das Zauberbild der Wunderstadt,
Die manchen Kranken, Lebensmüden
Mit frischer Kraft verjünget hat.

---

[1]) In einem Schulprogamme vom Jahr 1854, betitelt „Italien und die neuere Kunst", schreibt P. Gall am Schlusse: „Dann können wir auch den Wunsch nicht unterdrücken, es möchte durch die so sehr vervollkommneten Verbindungswege die Kommunikation mit dem schönen Süden immer mehr erleichtert werden, so daß der nordische Wanderer mit größerer Leichtigkeit zur Anschauung der unvergleichlichen Meisterwerke gelange, die Italien in so großer Menge besitzt." Dieser Wunsch ist nun durch die Gotthardbahn in einer Weise, von der Morel beim Niederschreiben obiger Zeilen noch keine Ahnung hatte, der Erfüllung nahe gerückt, und deßhalb dürften seine Notizen aus der Romfahrt auch für die Zukunft noch von Interesse sein.

Oft wenn ich bei dem Künstler weile,
Und preise seines Pinsels Kunst,
Dann spricht er: Freund, nach Rom hin eile,
Dort lächelt aller Musen Gunst.
Und wenn ich bang die Priester frage
Nach Christi vielgeprüfter Braut,
Dann heißt es tröstend: nicht verzage,
Die Kirche ist auf Rom gebaut.

Und forsch' ich in bestaubten Blättern
Was Großes je gesehn die Zeit,
Spricht überall in goldnen Lettern
Das Buch von Roma's Herrlichkeit.
So winden Glaube, Kunst, Geschichte,
Den Ruhmeskranz der heil'gen Stadt,
Die oft der Herr zum Strafgerichte,
Zum Segen oft erkoren hat.

Drum denk' ich mich an Freundes Seite
So gern in das ersehnte Rom.
Schon sehen wir aus Nebelweite
Sankt Peters wunderbaren Dom;
Schon ragen Kuppeln und Paläste
Der Wagen rollt durch's Marmorthor.
Hier Tempel, dort die Kaiserveste,
Hier springt ein Obelisk empor.

Des Kapitoles Stufen laden
Zum Gang, den mancher Cäsar ging.
Hier rauschen Brunnen gleich Cascaden,
Dort winkt des Colliseos Ring.
Zum Grab jedoch der Glaubensboten
Vor Allem such' ich mir die Bahn;
Denn frisch bei diesen großen Todten
Facht inn're Lebensgluth sich an.

Aus dunkler Katakomben Hallen
Strömt helles Glaubenslicht hervor,
Und aus der stillsten Tiefe schallen
Der Wahrheit Worte laut an's Ohr —
Was träum' ich eitle Traumgestalten?
Zurück zur starren Wirklichkeit!
Du, heil'ge Vorsicht, mögest walten,
Du hast für Alles Ort und Zeit.

Und die Vorsicht hat gewaltet. Abt Heinrich faßte im Frühling des Jahres 1852 den Entschluß, P. Gall in Geschäften des Klosters nach Rom zu senden, und ihm zugleich ein volles Jahr zum Studium der dortigen Kunstschätze zur Verfügung zu stellen. Unser Aesthetiker hatte auf eine solche Hoffnung längst verzichtet, um so freudiger war jetzt die Ueberraschung. In aller Stille wurden sofort die geistigen Vorbereitungen zur Reise getroffen. [1]) Unter den vielen Reisebeschreibungen, die zu diesem Zwecke gelesen wurden, erschien ihm immer noch die von Stolberg als eine der gründlichsten und lehrreichsten, während der ungebändigte Haß gegen das Christliche in so vielen andern seinen Unmuth im höchsten Maße erregte.

Am 5. Oktober schlug die Abschiedsstunde; der Dichter feiert sie mit dem Liede:

Nun lebewohl, mein Schweizerland,
Noch einmal Hand und Gruß!
Noch einmal, Heimath, Gruß und Hand,
Indem ich scheiden muß.

---

[1]) Das Tagebuch der Romfahrt, dem wir die ganze Darstellung entnehmen, reicht vom 5. Okt. 1852 bis 6. Okt. 1853. Als Motto trägt es eine Strophe aus dem Carmen seculare des Horaz:

Alme sol, curru nitido diem qui
Promis et celas, aliusque et idem
Nasceris, possis nihil urbe Roma
Visere majus!

Ja komm nur, Sonne, zünde mir,
Die Felsenleuchter an;
Als gutes Zeichen dank' ich dir
Dies Licht auf meiner Bahn.

Wohin denn geht mein rascher Lauf?
Was späht der Wandrer aus?
Zwei Brudergräber such' ich auf
Und ein verlassnes Haus. [1])

Doch auch erinnrungsreiche Spur
Aus schöner früher Zeit,
Die Zauber südlicher Natur,
Durch Poesie geweiht.

Und mehr als das, St. Peters Dom
Eröffnet mir sein Thor,
Das heiß ersehnte ew'ge Rom
Steigt bald vor mir empor.

O, Alles das ersetzt mir nicht,
Was mir die Heimath gab.
Doch Muth! es legt die ernste Pflicht
In meine Hand den Stab.

Nun vorwärts! nochmal Gruß und Hand,
Noch einmal Hand und Gruß!
Mich leitet in das Wunderland
Ein guter Genius.

Die Reise ging über Wyl, Chur, den Splügen, wo er dem Telegraphen noch ein poetisches Grüßchen an die Seinen aufgibt,[2]) dann über Chiavenna und den Comersee nach Mailand. Hier

---

[1]) Der jüngere Bruder, Johann, ist in Neapel, der ältere, Joseph, in Mailand begraben; das verlassene Haus ist das Joseph's in Mailand.

[2]) Cäcilia, S. 100.

wurde schnell die Kunstausstellung besichtigt, bei welcher er bezüglich der Gemälde ganz seine frühere Ansicht bestätigt fand: „Genre, Landschaft, Portrait, und einige historisch sein sollende Sujets aus Romanen nahmen fast allen Platz ein. Von großen, religiösen Gemälden ist wenig zu sehen. Das Publikum gruppirte sich am dichtesten vor einigen sentimental aufgefaßten Portraits und etwas massiven Genrestücken.“ Ein ähnliches Urtheil fällt er auch über die Theatermusik, während die Dekorationen wunderschön seien und Wien und München weit zurücklassen.

Von Mailand schlug er den Weg nach Genua ein, wo neuerdings die Kirchen besichtigt wurden, und wo ihm auch der Uebergang der Malerei in die Skulptur, wie er sich in der Stiftskirche zu Einsiedeln findet, diesmal besonders auffiel. Auf der Ville de Marseille schiffte er sich am 14. nach Civitavecchia ein. Das Schiff legte unterwegs in Livorno (portus Herculis) an. „Diese Stadt mit ihren 90,000 Einwohnern, worunter 20,000 Juden, ist so recht als der Typus der verflachten, ganz nur in zeitlichen Interessen versunkenen Neuzeit in dieses, sonst an Erinnerungen besserer Zeiten so überreiche Italien hineingestellt. Vollkommen freie Religionsübung, darum gar keine Religion, wenigstens keine äußere Darstellung derselben; keine einzige merkwürdige Kirche, keine Kunstsammlungen und historische Denkmäler, deren sich sonst in Italien jedes Städtchen rühmt; keine wissenschaftlichen Anstalten und Sammlungen, so daß man hier über dem Haben alles wahre Sein vergessen zu haben scheint.“

Zur Entschädigung machte er einen kleinen Abstecher nach dem nahen Pisa, das man mittelst Eisenbahn in drei Stunden erreicht. „Der Weg führt durch eine weite, ganz unangebaute Ebene, an deren Ausgang sich die Berge nähern, und mit ihnen die große, verödete, aber für Geschichte und Kunst so merkwürdige Stadt. Auf dem Domplatz ist das Merkwürdigste, was Pisa hat, alles nahe zusammengerückt, nämlich nebst dem Dome selbst der Battisterio,

der Campo santo, und der Campanile oder hängende Thurm. Diese unvergleichlichen Bauten aus dem XII. und XIII. Jahrhundert, die für die Kunstgeschichte des Mittelalters zu den wichtigsten gehören, versetzen um so eher in jene große, fruchtbare Zeit, da sie so einsam stehen und ringsum Stille herrscht. Besonders die Kanzel im Battisterio setzte mich in Erstaunen. Die Darstellung des Todes, der Hölle und des Weltgerichts auf dem Campo santo gegehört zu dem Gräßlichsten, was man sehen kann, und übersteigt weit die Grenzen des Schicklichen. Es ist zu bemerken, daß dieser Kirchhof mit seinen vier Hallen zugleich ein Museum antiker und mittelalterlicher Denkmäler und ein Wunder der Baukunst ist. Viele jener antiken Denkmäler dienten den pisanischen Künstlern des Mittelalters zum Vorbild bei ihren neuen Schöpfungen.

„Der Dom, aus dem XI. Jahrhundert, im byzantinischen Styl erbaut, mit seinen sehr merkwürdigen Bronzethoren, muß Jeden, der für echte Schönheit Sinn hat, ergreifen und erheben. Der Campanile, oder hängende Thurm, 1194 erbaut, gehört trotz vieler schöner Einzelheiten und der eleganten Zeichnung doch in's Reich des Bizzarren. Schon beim Eintritt steigt unheimliches Gefühl aus den Füßen in den Kopf, weil man sich auf der schiefen Ebene des Bodens in einem so festen, großartigen Bau nicht zurechtfindet. Es fühlt sich hier recht klar, wie wichtig die senk- und wagrechte Linie für Grundformen der Architektur ist. Von der Höhe des Thurmes hat man eine reizende Aussicht über Pisa und dessen Umgegend, fühlt aber auch recht lebhaft, wie diese Stadt, gleich Venedig, eine gefallene Größe ist.“

Am 16., dem Namenstage von P. Gall, warf die Ville de Marseille vor Civitavecchia die Anker aus. Der Dichter widmet der ersten Stadt Latiums, die sein Fuß betrat, folgende Strophen:

In Rom, so spracht ihr, soll ich Virgil lesen,
Da werd ich Roma's Wesen erst verstehen.
Da habt ihr Recht, ich hab' es schon gesehen,
Bevor ich in der ew'gen Stadt gewesen.

Aeneas stieg hinab in's Reich der Larven,
Um dort von seines Reiches Glanz zu hören,
Auch ich war unter finstern Geisterchören,
Da mich die Musen in dies Mauthnest warfen.

Hier sah ich sie, die seelenlosen Seelen,
Die Barcajoli, Osti, Vetturini;
Die Postillone, Bettler und Facchini,
Hier lernt' ich Paoli und Bajocchi zählen.

Und als der siebenfache Styx durchschwommen,
Da dankt' ich Gott und seinen Heil'gen allen.
Es war am Namensfeste von St. Gallen,
Am Tag, da ich in's ew'ge Rom gekommen,

Da stieg ich mit Aeneas froh zu Tage,
Und fuhr mit Eilpost in Evanders Mauern,
Und was ich hier fand wird mir ewig dauern;
Vergessen aber ist die kurze Plage.

Nacht war's, als der Aesthetiker in die ewige Stadt einfuhr, wie es Nacht gewesen, als der Dichter vor zweiundzwanzig Jahren in Mailand eingezogen.

Schöner blauer Himmel lockte ihn früh aus seinem Dachstübchen im Hotel Cesari, nahe bei Piazza di Colonna. Der erste Gang war in eine benachbarte Kirche, wo er seine geistlichen Pflichten erfüllte, und Gott für die glückliche Reise innigst dankte. Schon am ersten Vormittag wurden eine Reihe von Kirchen besucht, und dabei der Eindruck gewonnen, daß die Kirchen Rom's vielfach in einem mehr oder weniger reichen und geschmackvollen, oder geschmacklosen Styl der Renaissance erbaut seien. Zuerst galt es sich einzurichten. Bei den Benediktinern von San Callisto fand er brüderliche Aufnahme, und suchte dann Bekannte auf, die ihm für seine Zwecke an die Hand gehen konnten. Gute Dienste leistete ihm in dieser Beziehung der verstorbene Domprobst Decurtins in

Chur, damals Kaplan der Schweizergarde, welcher überall die Wege zu bahnen verstand. [1]) Kardinal d'Andrea, für den er die Geschichte der Nuntien in der Schweiz geschrieben, und der frühere Nuntius Macciotti erwiesen sich ihm sehr gefällig, ebenso der jüngst verstorbene P. Theiner. Herzliche Aufnahme und heimathliche Luft fand er bei den Germanikern, einen weitern verwandten Freundeskreis beim deutschen Buchhändler Spithöver, bei welchem deutsche Gelehrte und Künstler jeden Sonnabend zusammenkamen, und aus dessen Schaufenstern ihn gleich beim Eintritt sein Regestenwerk begrüßte. Ein willkommener Gefährte war ihm auch der österreichische Benediktiner und Geschichtschreiber P. Beda Dudik aus Raigern, welcher gleichzeitig in Rom historische Studien machte, und ihn später auf der Reise nach Neapel begleitete. [2])

---

[1]) So führte er ihn einmal am 6. September in die Villa Albani. „Der Einlaß ist schwer zu erhalten; aber mein Mentor Decurtins kennt keine Hindernisse, er half auch mir durch, wie früher dem Hofrath Hurter. Auch diesen, als er mit Decurtins vor dem Parkgitter erschien, wollte man nicht einlassen. Da ergrimmte aber der Mentor und rief: Was dem Duca di Klopstock wollt ihr nicht öffnen! — Darauf tiefe Riverenza und der Duca spazierte ruhig hinein."

[2]) Von diesen Männern haben Kardinal d'Andrea und P. Theiner später viel von sich reden gemacht. Ueber erstern, der nachgerade eine so klägliche Rolle gespielt, von der ihn glücklicherweise der Tod bald erlöste, enthält das Tagebuch von 1868 die Notiz: „Mit diesem Manne hatte ich sehr vielen Verkehr, und er bevorzugte mich mehr, als mir lieb war. Er war ein eitler, beschränkter Mann, und wer ihn näher kennt, dem mußte es lächerlich vorkommen, daß man aus seiner Opposition gegen Antonelli Kapital gegen das Papstthum machen wollte. D'Andrea verbreitete nur den Schein, und suchte überall durch bessere Talente, die er protegirte, sich selbst Glanz zu verschaffen."

Ueber P. Theiner enthält das Tagebuch der Romfahrt folgende Stellen: „Bekanntschaft mit Theiner, der mich wie einen alten Freund aufnahm. Er gab mir seine neueste Schrift über Clemens XIV. zu lesen. Er rechtfertigt diesen Papst vollkommen, wobei freilich die Jesuiten schlecht wegkommen. Das Werk wird großes Aufsehen machen." Ferner unterm 19. Februar: „Lese in Theiner's Clemens XIV. Es ist unglaublich, wie viel in Rom über dies Buch debattirt wird, und schon deßwegen ist's nöthig, etwas darin zu lesen, denn die Meisten urtheilen, ohne gelesen zu haben. Da ich mit dem Verfasser selbst

Ueberhaupt hatte er sich als routinirter Reisender in der ewigen Stadt bald so zurecht gefunden, daß er die Merkwürdigkeiten und Kunstschätze derselben, die zudem, mit Ausnahme einiger Basiliken, ziemlich nahe beisammen sind, leicht erreichen konnte. So begannen denn gleich, nachdem er schon am 25. Okt. eine Audienz beim Papste erhalten hatte, die Streifzüge in die verschiedenen Kirchen, Kunstsammlungen aller Art, Ateliers von Künstlern, Bibliotheken, Archive u. s. w. Wenn er sich hiebei auch besonders Platner's als Führers bediente, so arbeitete er doch selbstständig, und häufte in seinen kurzen Notizen schnell eine Masse werthvollen Materials zusammen. Bereits unter'm 14. Februar kommt auch schon die Klage vor: „Nun wird's mir immer schwerer, von meinem Aufenthalt in Rom Rechenschaft zu geben; denn wie man die See immer tiefer findet, je weiter man hineingeht, so geht es auch mir in Betrachtung dieser Stadt." „Ein für allemal sei indessen bemerkt, daß ich mich nicht in äußere, schon tausend Mal wiederholte Beschreibungen der Gegenstände einlasse, sondern mehr den subjektiven Eindruck derselben, das Bild aus der camera obscura meiner Seele, wiederzugeben suche."

---

darüber oft zu sprechen Anlaß habe, so erlaube ich mir auch, ihm Ausstellungen zu machen, die er gutwillig annimmt. Mir gefällt im Grunde das Buch so wenig, wie alle frühern Werke von Theiner. Doch ist es seiner Dokumente wegen immerhin eine wichtige Erscheinung. Theiner erhält von Zeit zu Zeit Briefe aus der Ferne in ganz verschiedenem Sinn, namentlich gehen die Meinungen der französischen Bischöfe über sein Buch weit auseinander." Später heißt es: „Auch in Theiner's Ganganelli las ich Vieles, und rede jetzt fast täglich mit dem Autor darüber, über den sich jetzt ein wahrer Sturm von Invektiven ergießt. Das Werk ist allerdings wichtig, und die Jesuiten selbst sollten über manche Partien desselben froh sein, wie z. B. daß es sich herausstellt, daß Clemens nicht vergiftet wurde."

Es scheint leider richtig, daß sich der Antagonismus gegen die Jesuiten bei P. Theiner zur fixen Idee ausgebildet hat, und P. Gall macht im Tagebuch vom 7. Juli 1869 die vielsagende Bemerkung: „Ich fange an, Theiner als einem Doppelgänger zu mißtrauen."

Aber gerade diese subjektiven Eindrücke des Aesthetikers sind für unsere Darstellung vom größten Werthe und wir wollen daher wenigstens einige derselben, nach Materien geordnet, hier zusammenstellen. Beginnen wir mit den Kirchen, an welchen die ewige Stadt einen so großen Reichthum besitzt.

Wir wissen bereits, daß der erste Eindruck, den dieselben auf unsern Ankömmling in Rom machten, nicht der günstigste gewesen, und auch noch später äußert er, daß er das weltberühmte Staunen über dieselben nicht theilen könne.[1]) Die meisten seien über einen Leist geschlagen, mehr prächtig als schön, modernisirt und fast sämmtlich kleine Petersdömchen. Nur in den Basiliken sei Einzelnes aus religiöser Ehrfurcht vom Altem noch bewahrt. Doch modifizirte sich dieses Urtheil mit der Zeit bedeutend, und der St. Petersdom z. B. wird ein „unerschöpfliches Wunderwerk" genannt. Unter den größern Kirchen hatte für ihn besonders Maria Maggiore immer neuen Reiz. „Oft, sagte er, gehe ich auf meinen Wanderungen durch die Stadt in einige der Kirchen, am liebsten am Abend, und finde dann immer neue Nahrung für Herz und Geist. Es ist so eine Art praktischen Kurses von Kirchen- und Ordensgeschichte, wobei auch das Nationale und Welthistorische, und versteht sich das Aesthetische eine Rolle spielt. Gewisse Kirchen spiegeln so recht gewisse Glanzperioden dieses oder jenes Ordens ab. So St. Ignazio al Gesu das Ende des XVI. und den Anfang des XVII. Jahrhunderts, mit ausschließlicher Beziehung auf die Jesuiten; so St. Maria sopra Minerva das XIV. und XV. Jahrhundert

[1]) „Das erste, was ich über St. Peter sage, gelte nur als Bericht und nicht als Urtheil. Darf ich es sagen, daß mich St. Peter, als Gebäude nämlich, in den Abbildungen fast mehr zur Andacht stimmte, als in der Wirklichkeit. Es ist ein heiteres, helles, geschmackvoll geschmücktes, sehr rein und sauber gehaltenes Gebäude des neuen italienischen Styls — die Kirche in Solothurn durch ein starkes Vergrößerungsglas angeschaut." „Die Sirtina ist dunkel und ganz übermalt, allerdings wichtig für die Kunstgeschichte, aber vorherrschend heidnisch und an's Kolossale grenzend."

mit der Glorie der Dominikaner; Araceli und die Kapuzinerkirche die Blüthezeit der Mendikanten. Das Nationale spricht laut in S. Luigi de' Francesi, in der deutschen Kirche Dell' Anima, in der spanischen Montferrato, der griechischen. Hier sind besonders die Grabmonumente sprechend und belehrend, und man begegnet da manchen bekannten Namen. Die Franzosen als Monumentenliebhaber haben es in ihrer Kirche am weitesten getrieben und zwar in neuester Zeit. Schade, daß nicht auch die Schweizer eine eigene Kirche hier haben." Als eine der merkwürdigsten Kirchen für die Kunstgeschichte bezeichnet er St. Maria del Populo, mit dem Beisatze, nie hätte er geglaubt, daß die Skulptur im XV. Jahrhundert so Hohes geleistet, wie es sich in den Grabmälern dieser Kirche zeigt.

Doch die eigentlichen Kunstgenüsse boten erst die Gemälde- und Antikensammlungen, durch welche Rom stets die wahre Hochschule der Aesthetik bleiben wird. In diesen Gallerien weilte er Tage lang. „Trete ich in eine derselben, sagte er, so finde ich gewöhnlich eine Anzahl alter Bekannter, die ich durch unsere Kupferstichsammlung schon lange kenne, und es ist dann, wie auch Göthe bemerkt, als ob man einen Freund, den man bis jetzt nur aus der Korrespondenz kannte, nun auch von Person kennen lernt. [1])

[1]) Wenn eine solche vorhergehende Bekanntschaft bei Gemälden sehr vortheilhaft ist, so hat dieselbe nach seiner Ansicht in Bezug auf andere Merkwürdigkeiten der Kunst und Natur doch auch ihre Schattenseite. „Es ist ein großes Unglück, daß wir das meiste Große, Schöne und Merkwürdige der Welt und besonders Italiens von Jugend auf durch so viele Abbildungen kennen. Diese Schattenbilder setzen sich im Kopfe fest, und kommt man dann an Ort und Stelle, so geht das Vergleichen des Wirklichen mit diesen vorgefaßten Begriffen an und stört den rechten Genuß. Manchmal ist die frühere Vorstellung falsch und man muß sie berichtigen, manchmal versprach man sich zu viel und man ist wieder getäuscht, und steht sie auch, wie es meistens der Fall ist, unter der Wirklichkeit, so muß man zuerst das frühere Bild verdrängen, was meistens keine leichte Arbeit ist. Hätte ich nie etwas von der Peterskirche und der Kolonnade davor gewußt, ich glaube, ich wäre vor Staunen und Ueberraschung

Jeder der **römischen Gallerien** erkennt er ihre eigenthümlichen Vorzüge zu. Die Gallerie Colonna besitzt vor andern schöne Porträts und Landschaften, auch einige ältere religiöse Stücke. Die Gallerie im Palaste Corsini nennt er eine wahrhaft königliche Sammlung. „Die Gallerie Barberini hat zwar keine 30 Stücke, aber einige sehr schöne und berühmte, wie die Sklavin von Tizian (prachtvoll), Adam und Eva von Domenichino in seiner schönen, runden, edlen Form und dem unvergleichlichen Kolorit. Giotto zeigt sich hier in allem als origineller, tief fühlender Künstler. Die Gallerie Doria ist prachtvoll, hat aber doch auch viel Dekorationsgemälde. Der Vorzug der Gallerie Borghese besteht in der Auswahl des Vorzüglichsten aus der römischen Schule, die man wohl schwerlich in einer andern Sammlung so wie hier studiren kann."

„Das Kleinod der Sammlung ist die „Grablegung" von Raphael, das liebste und schönste Gemälde, das ich je gesehen habe, und über welches Stunden lang zu reden wäre. Besonders genial ist in diesem Original der Kontrast des todten Christuskopfes mit dem lebensfrischen des Mannes hinter ihm, der die Leiche trägt. Der Christuskopf ist unbeschreiblich schön, und dieser Ausdruck auch schwerlich von einer Nachbildung zu erreichen. Ebenso der Kopf der Magdalena. Nur Johannes ist etwas schwächer. Eine Harmonie des Kolorits ist über das Ganze ausgegossen, die für den Stoff fast zu hell ist. Die Modellirung und Abrundung der Glieder ist wie die Zeichnung vollkommen. Dieses Bild, das Raphael mit 25 Jahren malte, bildet für mich den fühlbarsten Uebergangspunkt von der ältern zur modernen Kunst. Was mußte aber alles vorausgehen, daß ein solches Werk möglich wurde! Sarto's Mo-

---

in Ohnmacht gefallen, und ebenso ist es mit dem Forum und einigen andern Merkwürdigkeiten. So ist's auch mit Statuen und Kunstwerken, und so sind unter den liebsten Bildern, die ich mit nach Hause nahm, mehrere von solchen Dingen, die ich vorher noch nie abgebildet sah."

donnenköpfe sind alle fast wohllüstig, die Francia's fein; die Da Vinci's haben große Augen, tiefe Schatten in den Mundwinkeln, geringeltes Haar, viel Adel, aber Einförmigkeit. Der zehnte Saal enthält die venetianische Schule; wer sie in Venedig gesehen, findet hier einige gute Nachklänge. Doch wehe dieser Schule, wenn man sie in dieser Gallerie und neben den erwähnten Werken studiren und werthen sollte. Doch sind einige ausgezeichnete Sachen, wie auch solche aus der bolognesischen Schule hier. In der Gallerie auf dem Kapitol nimmt sich Romulus und Remus von Rubens unter seinen welschen Nachbarn sonderbar aus; es ist eben Rubens der deutsche Michel Angelo."

Den Hauptgenuß gewährten indessen die Gallerie im Vatikan und Raphaels Stanzen und Tapeten. „Erstere ist neu und klein (40 Nummern), und doch die erste der Welt. Mehr als die Hälfte der Bilder kannte ich schon aus Kupferstichen, die aus den Stanzen und Tapeten fast alle. Am merkwürdigsten für die ganze Kunstgeschichte ist wohl die Zusammenstellung der Verklärung Christi und der Himmelfahrt Mariä, beide von Raphael, im gleichen Saale aufgestellt. Letzteres die höchste Blüthe frommer, inniger, himmlischer mittelalterlicher Kunst, erstere schon das Grandioseste des neuen, neu-altklassischen, weltlichen Styls. Wie konnte ein Mensch in so kurzer Zeit zwei solche so verschiedene Werke schaffen! Tapeten und Stanzen gehören schon ganz zur neuen Epoche, und was ich von Raphael immer dachte, fand ich bestätigt, er ist der größte Zeichner. Mehr noch als die Stanzen zogen mich die Tapeten an, deren einige, z. B. der Kindermord, einen erschütternden Eindruck machten. Die Bibel Raphael's in den Loggien und die sie umgebenden Arabesken sind eben offenbar unter dem Eindruck des klassischen Alterthums entstanden, und man kann sich aus Abbildungen einen richtigen Begriff davon machen, was bei den oben genannten Gemälden weniger der Fall ist, denn im kleinen Kupfer-

stich geht besonders der Ausdruck der Köpfe verloren. Das fand ich auch bei Da Vinci's Abendmahl, wo der Christuskopf in keinem Kupferstich sich ausgedrückt findet."

Den allgemeinen und unterscheidenden Eindruck, den die Maler der alten Schule überhaupt auf ihn machten, spricht er vielfach und so auch bei Betrachtung eines hl. Petrus, welcher die Schlüssel erhält — das Gemälde von Cavalucci befindet sich in der Sakristei zu St. Peter — mit den Worten aus: „Wie tief doch diese alten Meister fühlten!" Dieser Charakterzug frappirte ihn noch mehr, als er dagegen die beständige Kunstausstellung neuerer Gemälde bei Porta del populo besuchte, wo in Landschaft und Genre allerdings Ausgezeichnetes zu sehen war, und daneben in einzelnen historischen Stücken, wie z. B. bethlehemitischer Kindermord, Judith, Sündfluth, die Vorliebe zum Schauerlichen, ohne welches die Gegenwart nun einmal nicht leben zu können scheint, gar so schroff hervortrat.

Seine Notizen aus den römischen Gallerien sind ungemein reichhaltig, und zeugen von einer außergewöhnlichen Sicherheit und Fertigkeit in Beurtheilung von Künstlern und Kunstwerken der verschiedensten Schulen; nur Schade, daß solche abgebrochene Bemerkungen, die oft mit einem einzigen Worte den unterscheidenden Charakter eines Malers fixiren, zur Mittheilung sich nicht eignen.

Verkehrte er in den Gallerien mit der Kunst und den Künstlern der Vergangenheit, so studirte er in den Ateliers die Leistungen und Richtungen der damals in Rom lebenden Maler und Bildhauer.

An der Spitze dieser Jünger der Kunst, welche fast alle Ausländer, größtentheils Deutsche sind, stand der berühmte Maler Overbek, eine lange, hagere Gestalt mit ausdrucksvollem Gesichte, den P. Gall öfter in seiner Wohnung besuchte, obschon er dazumal in seinem Studio nur wenige und kleinere Arbeiten hatte. Wollte

ich, sagte das Tagebuch über ihn, bemerken, daß er mir eine etwas krankhafte Natur zu sein schien, so könnte ich leicht mißverstanden werden. Riedel, der bereits europäischen Ruf genoß, liebte am meisten Genre, er malte alle seine Bilder vom hellsten Sonnenschein beleuchtet, was einen herrlichen Effekt machte. Auch in den beiden Rhoden, Vater und Sohn, fand er treffliche Meister, ersterer stark in Landschaft, letzterer, ein Geistesverwandter von Overbek, malte ganz im Sinne der frommen, vorraphaelischen Schule. Flatz nennt er einen Deschwanden höherer Potenz und hofft noch viel Freude mit ihm zu haben.

In der Plastik konnte er gerade den Kampf beobachten, der zwischen der christlichen und heidnischen Richtung entbrannt war. Die letztere überwog namentlich bei den italienischen Künstlern. Rühmend gedenkt er deßwegen des Bildhauers Giacometti, eines sehr bescheidenen Mannes, der sich durch die Gruppe des Judaskusses im christlichen Sinne hervorthat. Er sei unter allen hiesigen italienischen Künstlern (Maler und Architekten nicht ausgenommen) der einzige, der christlichen Sinn liebe und verrathe. „Traurig genug, daß es nur einer ist, aber: unus est ne desperes.“ Im Atelier des amerikanischen Bildhauers Crawford sah er nebst dem Modell zum Washingtondenkmal viele andere Skulpturen, in welchen im Ganzen das Heidnische überall vorherrschte, die Ausführung mehr reizend und zierlich als groß und erhaben war.

Die bessere christliche Richtung vertraten dagegen besonders Deutsche; so Achtermann, der ganz im Geiste Deschwandens eben an einer Kreuzabnahme mit fünf Figuren arbeitete, ein Werk über welches sich der Künstler mit dem Aesthetiker lange besprach. Steinhäuser wirkte im gleichen Geiste; fast nichts auf Bestellung machend, folgte er in seinem Schaffen nur der freien Begeisterung. Am meisten interessirte unsern Kunstkenner der schweizerische Bildhauer Imhof aus Uri, der eine eigenthümliche Mittelstellung zwischen beiden genannten Richtungen einnahm. Er meißelte am liebsten

Stücke aus dem alten Testamente, wie z. B. Rebekka, Ruth, Samson, Judith. Eine Agar, zu deren Füßen der dürstende Ismael liegt und eine Schale emporhält, fand P. Gall besonders schön; nur Schade, fügt er hinzu, daß Imhof mit der Religion sonst nicht viel zu thun hat, und daß also bei ihm die Wahl seiner Stoffe mehr einem feinen Kunstsinne als der Ueberzeugung von dem höhern Werth der religiösen Idee zuzuschreiben ist. Unter den profanen Stücken dieses Meisters sah er einen Kampf zwischen den Knaben Merkur und Amor. Die Liebe unterliegt, das Interesse siegt, und Imhof meinte damit so ungefähr das Wesen unserer Zeit ausgedrückt zu haben.

Als Resultat seiner Wanderungen in die Ateliers der römischen Bildhauer gewann P. Gall indessen doch die Ueberzeugung, daß in der Skulptur das Christliche immer mehr zu Ehren komme, und unsere Zeit derjenigen des vergangenen Jahrhunderts hierin weit voraus sei.

Wie sehr er nun einerseits diese bessere Richtung mit seinen Sympathien begleitete, so freudig anerkannte er anderseits die unsterblichen Schöpfungen des klassischen Meißels, die ihm in Rom so vieler Orten, besonders aber in der Vatikanischen Sammlung in der großartigsten Weise gegenüber traten. „Apollo und Laokoon, sagt er einmal, sind Dinge, welche die Neuzeit noch nie erreicht hat. Gegen das, was ich in den Sälen der alten Bildwerke gesehen, ist eben alles, was ich bisher aus diesem Fache kannte, nur Spielzeug. Es gibt indessen auch da gewisse Lieblingsstücke, die man jedesmal wieder gerne sieht, so der Sarkophag mit den Darstellungen aus der Ilias und dem Thierkreis daneben, der Faun aus Rosso antiko, der sogenannte sterbende Fechter. Letzterer macht einen erschütterden Eindruck und ist tief empfunden, obschon es im Grunde eine gemeine Natur ist, die hier mit Tod und Ehrgefühl ringt. Die Lage des Verblutenden ist glücklich gewählt, und die Senkung des Kopfes trägt viel zur großen Wirkung bei,

denn die Phantasie hilft dem Auge, das nicht in's ganze Gesicht sieht, nach. [1]) Es bestätigt sich auch da, daß Gegenstände oder Motive, die nicht flüchtig vorüberschweben, sondern neben innerer Bewegung eine äußere Ruhe und Stetigkeit zulassen, tiefer zu Gemüthe dringen. Die Steinigung des heiligen Stephanus von Giulio Romano (dessen Karton im Lateran ist) bewirkt ein flüchtiges Erstaunen, während das Gemälde im Pantheon, die um den todten Stephanus versammelten Jünger, wenigstens mir viel tiefer zu Herzen ging. In dieser Hinsicht ist Raphael besonders lehrreich, und es besteht in dieser größern Ruhe auch ein großer Vorzug der ältern deutschen sowohl als italienischen Schule. In Plastik und Architektur ist natürlich diese Ruhe noch viel nöthiger."

Daß er in der Hauptstadt der alten Welt auch mit den Vertretern des geistigsten Kunstzweiges, der Sprache, Umgang gepflogen, war nahe genug gelegen. Die ihm so bekannten Gestalten der klassischen Meister des Wortes hatten in dieser Umgebung zumal einen doppelten Reiz. „Die Geschichtswerke des Tacitus und Livius, namentlich

---

[1]) Im Jahre 1852, wo P. Gall den „sterbenden Fechter" gesehen, hielten die Franzosen, welche die Hauptstadt der Christenheit der italienischen Revolution unter Garibaldi entrissen hatten, Rom besetzt. An diesen Umstand knüpft der Dichter folgende Reflexionen:

Träumend durchzog ich die Säle im Kapitolinischen Hause,
Wo in des Meißels Gebild Leben und Seele sich regt.
Aber vor Allem sucht' ich mir auf den „sterbenden Fechter."
Siehe, da stehen vor ihm Galliens Krieger geschaart.
Zwar nur Gemeine sind's, der Sergeant liest laut aus der Guida,
Was da, gelahrt und beredt, über den Sterbenden steht.
Aber die krieg'rische Schaar, mit den Käppi's und grauen Kaputen,
Gaffet das Kunstwerk an, horchend dem Wort des Sergeants.
Seltsames Bild! o, wie haben so ganz die Zeiten gewechselt!
Kapitolinische Burg, Beute der Gallier du!
Sage, wo waren die Gänse am Tag der großen Entscheidung?
Gänse, sie waren wohl da, schnatterten mächtig im Chor;
Doch kein Camillus erschien, um die Feinde mit Kraft zu bekämpfen.
Noch trägt die Wage das Schwert, mit des Erdrückers Gewicht.

die ersten Bücher des Paduaners erhielten in diesen Tagen, wo auf dem Forum Romanum gerade die Basilika Julia entdeckt wurde, eine um so größere Lebendigkeit und Anschaulichkeit. Zu Sallust bemerkt er, wie wenig doch Schüler das Schöne und Große in ihm zu verstehen im Stande seien. Unter den Werken des Statius — des gelehrten Dichters, und auch für Gelehrte, namentlich Archäologen sehr brauchbar — gibt er immer noch der Achilleis den Vorzug. Phädrus, dessen Fabeln er auch hervorzog, charakterisirt er als einen gutmüthigen Kameraden, der sich viel zu viel um seine Kritiker kümmere, zuweilen einen Anflug von Humor habe, sonst aber ziemlich gemein sei. Catull dagegen ist ihm der feine Paini des alten Rom, der so recht in jene Gesellschaft des Horaz, Varius u. A. taugt. Zum 23. März sagt das Tagebuch: „Ich las dieser Tage die Satiren des Horaz, von denen ich einige erst jetzt zu verstehen glaube. Was das für ein leichtsinniger, lustiger Patron und Gesellschafter war. Ich glaube, wer ihn versteht, versteht auch die Zeit des Augustus und den nothwendigen Untergang des Reiches — und damit versteht man auch einen guten Theil des heutigen Roms. Die Paini (Stutzer) z. B. sind prächtig beschrieben in Od. III, 24:

Du aber, Rom, ja du, mein Italien, blutest ermattet,
Liegst wie der sterbende Held auf dem zerbrochenen Schild.
Nein doch, es war kein Held, der kühn sich damals erhoben,
Freiheit zu schützen und Recht gegen die rohe Gewalt,
S'war ein gemeiner Sklav, eine Gladiatorennatur bloß,
Welchen des Galliers Speer tödtend zu Boden gestreckt.
Drum das Traurigste ist, daß ein Glück dieser blutige Sieg war,
Hätte „der Fechter" gesiegt, doppelt wehe dann uns!
Das aber ist's, was tief und scharf in die Seele mir schneidet,
Daß nur das eiserne Schwert jetzo die Völker regiert.
Ach, dieser „Fechter", er zeigt nicht allein mir Italiens Schicksal;
Alles, was edel und gut, blutet zu Boden gedrückt.
Wie das Commando gebeut, so müssen die Geister sich regen,
Und der Soldat gafft dumpf den sich Verblutenden an.

. . . Nescit equo rudis
Hærere ingenuus puer,
Venarique timet; ludere doctior,
Seu Graeco jubeas trocho,
Seu malis vetita legibus alea.

Er selbst singt mit Bezug hierauf in „Rom's Merkwürdigkeiten":

Eher bewund're ich jetzt,
Daß sich der Mensch so gleich doch bleibt trotz aller Geschichte,
Daß in dem Römer von heut noch der antike erscheint.
Wandelt ja dort auf dem Corso noch jetzt der Calamistratus;
„Brod und Feste," sie sind jetzt noch die Pole von Rom.
Jetzt noch seh' ich aus jeglichem Volk hier Wandrer beisammen,
Und der Beherrscher der Welt wird von den Fremden beherrscht.
Græculi geben noch jetzt in Schule und Mode den Ton an.
Kurz, die Poeten August's schildern die heutige Stadt.

Gewährte ihm solche Lektüre der Alten erhöhten Kunstgenuß, so las er mit Interesse an Ort und Stelle auch nach, was die Neueren, die Dichter vorab, über die heilige Stadt geschrieben. Vor allen beschäftigte ihn Göthe's italienische Reise gar oft. Sie ist ihm „ein wunderbar räthselhaftes Werk, und selten wohl, bei so losem äußern Zusammenhang, bei solchem scheinbar zwecklosen Zusammentreffen von zerstreuten Reise-, Tagebuch- und Briefnotizen findet sich ein solcher Fond von Wahrheit vereinigt. Das Buch ist unerschöpflich und so oft ich darin lese, möchte ich die Feder wegwerfen und den Vorsatz fassen, gar nichts mehr zu schreiben. Dieses rastlose, aber nach zu verschiedenen Gegenständen gerichtete Streben, dieses ernste Eindringen auf das Wesen, dieser Haß gegen den bloßen Schein und die Sufficance so vieler Touristen hat für mich etwas Rührendes, und kennt man des Dichters Werke, so folgt man ihm gern auf die Stätten, die ihm so lieb waren. Freilich kann man bei alle dem dem großen Dichter sein Heidenthum nicht verzeihen; die Hauptsache sehe ich aber mit ganz andern Augen an."

Mit eigentlich sittlicher Entrüstung wendet er sich gegen die deutschen Dichter, welche in ihrem heidnischen Sinn für die Größe des christlichen Rom nicht nur kein Verständniß, sondern selbst nur giftigen Haß haben, und ruft ihnen zu:

Deutschlands Sänger, ihr habt von Rom wohl Vieles gesungen;
Gierig griff ich darnach hier in der heiligen Stadt.
Doch sie erquickten mich nicht, die noch so gefeilten Gesänge,
Giftkraut glaubt' ich zu sehn durch dieser Rosen Geflecht.
Fehlte doch eins, und es ist des Sängers göttlichste Gabe,
Glauben an höhere Kraft, welche das Alte gestürzt,
Und die Tyrannen der Vorwelt zwang, zu gehorchen dem Worte,
Welches der Kirche Gebäu hin auf den Felsen gestellt.
Drücket das Auge nur zu und begeifert den Fels und die Kirche,
Preist die versunkene Welt, preist ihren Tempel und Gott.
Aber sie steht, die Kirche, sie steht, und des Pantheons Wölbung
Krönt, zur Kuppel erhöht, eures Gelästerten Grab.
Ihm zu singen ist Lust; drum grüß' ich die christliche Roma,
Hoffend, es komme der Tag — möchte er nahe schon sein;
Wo sich in Deutschlands Gau'n begabtere Sänger erheben,
Auszutilgen die Schmach gottvergessnen Gesangs,
Würdig zu krönen die Stadt, der die Welt Gesittung verdanket,
Die dem germanischen Stamm seine Apostel geschenkt.

Mit welchen Augen er, mitten hineingestellt zwischen das heidnische und christliche Rom, zwischen die klassische und gläubige Kunst, die ewige Stadt angesehen, deutet er in einem Augenblicke an, wo er sich gerade im Herzpunkte des antiken Rom, auf dem Kapitolium befand, und von da aus die Aussicht auf das im Abendglanz feiernde Forum genoß. „Wenn mich, sagt er, dieser Platz immer weit mehr als der Vatikan ergreift und erhebt, so kommt dies nicht von der Vorliebe für das klassische Alterthum, sondern weil hier neben den Spuren des Sieges der Wahrheit auch die Trümmer einer großen, untergegangenen Welt für jenen Sieg zeugen. Diese von frommen Betern besuchten Kirchen, diese zum

reinen Gottesdienst mahnenden Glockenthürme zwischen den unfruchtbaren Römerruinen, dieses Colosseum, dessen ganzer Boden und Bau voll Blut und Schweiß der Heiligen ist, dieses neue Kapitol, von welchem Gesittung über Europa ausging, dieser mamertinische Kerker, aus dem eine helle Kirche heraufgewachsen ist, das alles und noch vieles andere macht das Kapitol für mich poetischer als jede andere Stelle der Welt."

Das erste christliche Rom, und in ihm die Anfänge der christlichen Kunst, suchte er dann auch in den Katakomben auf. Es war der bewährteste Kenner dieser Alterthümer, der berühmte Cavaliere Rossi, der ihm hiebei selbst als Cicerone diente. Gleich beim ersten Besuche hatte Rossi den Bibliothekar von Einsiedeln auf das zuvorkommendste empfangen, und das Gespräch alsbald auf den Anonymus Einsidlensis, den er ganz auswendig wußte, gelenkt. [1]) „Am festgesetzten Tage fand sich eine große Schaar ge-

---

[1]) Diese Anonymus Einsidlensis, auch Regionator genannt, als Manuskript 326, wird von Gregorovius (Geschichte der Stadt Rom, Bd. 3, S. 547) weitläufig besprochen. „Die Literatur der Stadtbeschreibung, sagt er, welche heute zu dem Umfange einer Bibliothek angewachsen ist, haben wir mit den offiziellen Regionen beginnen sehen, und diese für das V. Jahrh. benützt. Während voller vier Jahrhunderte stieß uns sodann keine Schrift dieser Natur auf, und erst in der Epoche Karl's des Großen begannen mit dem Aufschwunge Rom's und der klassischen Wissenschaft neue Verzeichnisse solcher Art. Ein Pilger, vielleicht ein Schüler Alkuin's, verfaßte Notizen über die Kirchen und Kirchhöfe Rom's, und ein anderer Unbekannter schrieb das Notizenbuch, welches unter dem Namen des Anonymus von Einsiedeln bekannt ist. Mabillon fand es in diesem Kloster und gab es unter solchem Namen heraus. Seine Abfassung fällt in's Ende des VIII. oder in den Anfang des IX. Jahrhunderts, ehe die Leo-Stadt erbaut war. Auf ein paar Blättern verzeichnete der Schreiber in zwei Columnen die Namen der Monumente, ohne diese zu beschreiben, wie sie recht und links an den Wegen der Stadt bis zu den Thoren sichtbar waren. Er fügte seinen Notizen 80 Inschriften hinzu, die er von Monumenten und Kirchen, selbst außerhalb Rom, abschrieb. Mit ihnen beginnt die Wissenschaft der Epigraphik, und diese erste kleine Sammlung antiker Inschriften, das Werk eines gebildeten nordischen Wanderers, blieb bis zum Anfang des XV. Jahrhunderts die einzige, von der wir Kunde haben."

lehrter Männer ein, darunter der Bischof von Versailles, der preußische Gesandte von Usedom, der berühmte Archäolog Welker und mehrere Deutsche vom archäologischen Institut. Rossi begann seine Erklärung also: Wir sind hier in einer Katakombe, welche lange als die des heiligen Callistus galt. Wir verdanken aber bessere Kenntniß dieser heiligen Stätten englischen, französischen und besonders deutschen Pilgern des frühesten Mittelalters, welche diese heiligen Orte besuchten. Vor allen verdient unsern Dank der Anonymus Einsidlensis, eine Handschrift des Klosters Einsiedeln, dont nous avons l'honneur de voir ici le Bibliothécaire. Dabei deutete er auf mich, der ich im Hintergrunde stand, und auf einmal drehten sich alle Köpfe und Lichter gegen mich, um den Bibliothecarius anonymus Einsidlensis zu sehen. Die deutschen Archäologen sagten mir auch nachher, wie jener Anonymus beinahe die Grundlage zum Studium römischer Alterthümer bilde, eine gewissermaßen mythische Bedeutung habe. Herr von Usedom bemerkte: Während ein heutiger Tourist hier nur Exklamationen, Empfindungen, Raisonnements geschrieben hätte, sei es wahrhaft rührend zu sehen, wie ein Mönch oder Pilger des IX. Jahrhunderts hieher kam und genau angab: zwischen dieser und dieser Straße, an der und der Stelle einige Schritte links kommt man zu einer Treppe und durch dieselbe hinab in die und die Katakombe, womit er uns einen größern Dienst geleistet, als mit einem Buch voll Sentimentalität."

P. Gall hatte schon in den ersten Monaten seines Aufenthaltes in Rom so ziemlich alle Schätze antiker und christlicher Kunst in seinen Gesichtskreis gezogen, zwischen hinein auch selbst zu künstlerischem Schaffen sich wieder angetrieben gefühlt, eine Reihe kleinerer Gedichte, welche in der Cäcilia unter dem Titel: „Aus der Romfahrt" zusammengestellt sind, geschrieben und sein schon genanntes Drama über die Gründung Einsiedelns geschaffen. Auch die Arbeiten in der Vaticana, Vallicellana, Minerva, und manche andere hatten die nothwendige Abwechslung in seine ästhetischen Studien gebracht.

Eine mächtige Förderung fanden diese aber im „christlichen Kunstverein," welcher sich jeden Sonntag Abend versammelte, und in welchem deutsche Gelehrte und Kunstfreunde in der Hauptstadt der Kunst, und auf Grund der hier gesammelten Beobachtungen ihre Ideen über christliche Kunst austauschen und abklären konnten. Ein Mitglied las jeweilen über einen von der Gesellschaft zuvor bezeichneten Punkt, daran schloß sich dann die mündliche Diskussion. P. Gall hatte sich diesem Vereine gleich Anfangs angeschlossen, und für denselben zwei schriftliche Arbeiten, die eine „über den Mailänderdom mit Bezug auf gothische Baukunst," die andere „über Zerfall und Herstellung der Kirchenmusik" geliefert. [1]) Auch an den Diskussionen nahm er den lebhaftesten Antheil. Eine der interessantesten erhob sich einmal am 25. März über die Epoche, wo die moderne Kunst beginne. „Overbek hatte sie in seinem Aufsatze über die Malerei in der germanischen Periode zu weit hinaufgesetzt, und z. Bellini, Francia u. A. schon als moderne Künstler bezeichnet. Ich verwies auf Raphael und Dürer, in welchen sich der Uebergang so deutlich spiegelt, und setzte die Epoche somit in den Anfang des XVI. Jahrhunderts. Bischof Müller von Münster, der überhaupt tüchtige Kunstkenntniß verrieth, machte auf den Unterschied zwischen dem Kunstzerfall selbst, und den Ursachen, die ihn veranlaßten, aufmerksam, und wie schon zur Zeit des Zerfalles von Sitte und Glaube doch mancher große Meister in echt christlichem Geiste malte. Mir wurde durch eigenes Nachdenken über das Vorgelesene noch klarer, daß jene christlich germanische Periode besonders in der Malerei den Charakter des Kindlichen und Jugendlichen trägt." Die Gründe für diese seine Ansicht hat er später in dem Schulprogramm für 1854 weitläufiger entwickelt.[2])

---

[1]) Beide erschienen in den katholischen Schweizerblättern für Wissenschaft und Kunst, Jahrg. 1861 und 1862.

[2]) Es ist unter dem Titel: Italien und die neuere Kunst, im Jahre 1865 in besonderm Abdruck erschienen.

Unser christliche Aesthetiker hatte sich besonders auf die Charwoche in Rom gefreut; doch diese Freude sollte ihm durch Unwohlsein fast ganz verdorben werden. Indessen hatte er die funzioni pontificali öfter gesehen, und als etwas großartig Ergreifendes schildert er sie auch im Tagebuch. So, um nur ein hieher bezügliches Beispiel anzuführen, die Jahrzeit der Päpste, gefeiert am 3. November in der Sixtina, in Anwesenheit der Kardinäle und des Papstes. „Dreimal nach einander, schreibt er, habe ich nun den Funktionen in dieser päpstlichen Kapelle beigewohnt, und jedesmal mit Erbauung und Erhebung. Wie groß zeigt sich der katholische Kult, die christliche Kunst in dieser Kapelle! Wie stimmt das alles zusammen, um der heiligen Handlung den edelsten Ausdruck zu geben! Dies fühlte ich besonders vorgestern (Allerheiligen) beim Credo, das nach Paläſtrina's Komposition von der ersten Kapelle der Welt gesungen wurde. Credo in unum Deum — diese und alle folgenden Wahrheiten des Glaubens sprachen zugleich auch in Farben und Tönen zu mir. Den Schöpfer und die Geschichte der Schöpfung bildete Michel Angelo an der Decke der Sixtina mit wundervoller Kraft. Dieser „Alte der Tage," der durch die Räume fliegt und Sonnen wirft in's All', der den Menschen schafft und dann prüft und straft, wie groß ist er nicht! Die Geschichte des alten Testamentes glänzt dann in ältern Gemälden von den Wänden herab. Die Geheimnisse des neuen Bundes hat jener Pinsel hier nicht gesinnbildet, dafür ist die Wahrheit zugegen auf dem Altare von köstlichem Marmor. Und welch ein Trost für gläubige Herzen, daß es hier in dem Centrum der Christenheit dasselbe Sakrament ist, wie in der entferntesten Bretterkapelle wilder Stämme jenseits des Meeres, und daß, was der Papst weiht und konsekrirt, nicht größer ist, als was der einfachste Landkaplan konsekrirt. Diese Wahrheiten sind durch Propheten und Sibyllen verkündet — qui locutus est per prophetas. Das sagen wieder die Propheten und Sibyllen Michel Angelo's an der Decke. Qui venturus est judicare vivos et

mortuos. — Diese Wahrheit vor allen spricht gewaltig aus dem jüngsten Gerichte des genannten Meisters.

„Als dann Baini's Dies iræ heute und gestern geisterhaft in Tönen über mich hinschwebte, da sah ich immerfort auf jenes Gemälde, und nie noch fand ich Poesie, Musik und Malerei so vereinigt wie hier. Rex tremendæ majestatis — mir war's er trete aus dem Bild heraus auf mich zu. Quantus tremor est futurus — und Schrecken ergriff mich schon jetzt, die tuba schmetterte, das Buch ward aufgeschlagen, die Verdammten stürzten zur Hölle — als die starken Bässe schwiegen und nur einzelne klagende Soprane in rührender Weise des Recordare Jesu pie weinten. Es bereitete sich indessen auf dem Altare das Versöhnungsopfer, um solchen Bitten erst die rechte Kraft zu geben. — Doch ich komme auf das Credo zurück — cujus regni non erit finis. Standen ja doch die Säulen der Kirche nahe vor mir, diese würdigen Gestalten der Kirchenfürsten, der Papst, der nie stirbt. Et unam sanctam catholicam et apostolicam ecclesiam. Una, die Eine, einige bei der größten Mannigfaltigkeit, wie die Harmonien über mir aus Einem Grundton hervorgehen und in ihn zurückkehren. Una, da waren in Einer Kapelle so viele Nationen neben mir, Orden der verschiedensten Art in ihren Häuptern repräsentirt."

Eine ähnliche Stimmung durchweht die poetische Schilderung der päpstlichen Funktion am Aschermittwoch, welche Morel selbst unter seine gelungeneren Dichtungen rechnet. Ausgehend vom tollen Treiben des römischen Karnevals, singt er:

Habt ihr die Tollheit gesehn in der Stadt voll erhabenen Ernstes,
Kommt nun in Sixti Kapell, heilige Weisheit zu sehn.
„Mensch, o gedenk du bist Staub und wirst zu Staub wieder werden."
Das ist die Philosophie, stammend aus Edens Gefild;
Tausende sprachen das Wort, es sprachen es griechische Weisen,
Nie doch hört' ich es so, wie es in Rom mir erklang.
Schwermuthsvoller Gesang von Staub und von Asche ertönte;
Hoch von den Wänden herab blickt Buonarotti's Gericht.

Ernste Sybillen eröffnen das Buch und es drohet der Richter.
Aber im dunkeln Ornat sitzet der Papst auf dem Thron,
Siehe da nah'n in Reihen die Fürsten in Staat und in Kirche,
Welchen die Jahre bereits Staub auf die Scheitel gestreut.
Siehe es nahen gebeugt auch Boten der weltlichen Fürsten,
Nahen die Männer gesammt, welche die Kirche erhob.
Ueber des Teppichs Grün hinwandelnd knieen sie nieder,
Dort zu den Stufen des Throns, tief zu der Erde gebeugt.
Asche streuet sofort der Papst auf all' diese Häupter,
Alle vernehmen das Wort: „Mensch, o gedenk, du bist Staub."
Hören es Alle von ihm, der der Wahrheit zum Hüter bestellt ist,
Welcher im herrlichsten Glanz Knecht der Knechte nur ist.
Wahrlich so ist's, so wandeln wir alle auf grünender Erde;
Alter und nagender Gram streuen uns Asche auf's Haupt.
Endlich sinken wir hin vor den Thron des winkenden Richters.
Staub kehrt wieder zu Staub, Geist kehrt wieder zu Geist.
Rom, dich selbst, du gewaltige Masse von Staub und Ruinen,
Warf der allmächtige Gott hin auf die Scheitel der Welt,
Daß du, ein Häufchen von Asche, uns mahnst, wie Alles vergehet.
Grau'nvoll hallet das Wort dort von dem Forum zurück:
„Mensch, o gedenk, du bist Staub und wirst zu Staub wieder werden!"
Dumpf wiederhallen es fern Thermen und Tempel zurück.

P. Gall hatte während nahezu acht Monaten in der ewigen Stadt eine fieberhafte, geistig wie körperlich äußerst anstrengende Thätigkeit entfaltet. Jetzt kam die ungesunde heiße Jahreszeit, welche durch die Malaria den Aufenthalt in Rom gefährlich macht. Er entschloß sich daher zu einer Reise nach Neapel, wozu er in dem schon genannten P. Dudik einen höchst angenehmen Begleiter gewann. Beide verließen Rom am 6. Juni, und kamen am 8. in das Stammkloster des Benediktinerordens, Monte Cassino. Hier wurde er mit seinem Begleiter so brüderlich empfangen, von allen Seiten so bestürmt, da zu bleiben, daß er sich bestimmen ließ, nach dem Besuche in Neapel wieder hieher zu kommen.

Am 13. waren die Reisenden in der Hauptstadt beider Sizilien.

Hatte P. Gall in Rom das Kunstschöne studirt, so trat nun in Neapel das Naturschöne an dessen Stelle. Zwar fand er auch hier Schätze der Kunst und Wissenschaft, besuchte die Kirchen, die studii (Museo Borbonico), in vielen Beziehungen die einzigste und reichste Sammlung der Welt, wo ihm namentlich die Malereien aus Pompeji und Herkulanum größern Respekt vor der alten Malerei einflößten; ging in die Gallerien, welche denen in Rom freilich weit nachstehen, wenn gleich man auch hier wochenlang zu studiren hätte — „aber die Aussicht verleidet einem die alten Papiere und Pergamente."

Es gab nun Rundfahrten im herrlichen Golf von Neapel, Ausflüge zu Land nach Pompeji, in das Benediktinerkloster La Cava, nach Salerno, nach dem einst meerbeherrschenden Amalfi. Das Tagebuch enthält hier wieder eine Menge Zeichnungen interessanter Orte und Gebäude, welche die Schönheiten der Natur für spätere Zeiten festhalten sollten. In Bajä, hochberühmt zur Römerzeit, besonders aber am Lacus Lucrinus und Avernus mußte er immerfort staunen über die Macht der Phantasie, welche in einigen Dichtungen, zumal in Virgil, diese für Schweizer so nichtssagenden Gewässer so weltberühmt machen konnte. „Der Avernus ist höchst einförmig, und von einförmigem, buschbewachsenen Hügelrand umgeben." Am 17. wurde der Vesuv bestiegen, ein andermal ein Ritt zu Esel nach dem Karthäuser Kloster Camaldoli gemacht, das von Vielen als der schönste Punkt der Erde erklärt wird. Abbe Eichholzer, der Beichtvater der verstorbenen Königin, ein sehr gebildeter Mann, mit dem er in Neapel viel verkehrte und der ihm auch über neapolitanische Verhältnisse interessante Aufschlüsse gab,[1])

[1]) Solche über die Schweizertruppen in Neapel lauteten nicht günstig. „Die Schweizertruppen, sagt das Tagebuch, waren allerdings die einzigen, auf die sich der König verlassen konnte. Aber Muth und Fahnentreue war auch fast ihre einzige Tugend. Gab es im höchsten Range der Offiziere ausgezeichnete Männer, so waren dagegen andere in großer Zahl unsittlich, und sie vor-

lud ihn zu einer Reise nach Sizilien und Großgriechenland ein; er schlug das Anerbieten jedoch aus, denn es zog ihn nach Monte Cassino.

Es war am Vorabend von St. Peter und Paul, als er im Wiegenkloster des Ordens, auf hohem Berge mitten in einem grünen fruchtbaren Thale, das der Garigliano durchfließt, wieder ankam, um einen Sommeraufenthalt von etwa zwei Monaten zu machen. „So war ich nun, sagt das Tagebuch, in einer Lage, wie ich sie seit den Bubenjahren nicht mehr fand, im Otium, das ich mir so oft, und namentlich in diesem Stift, bei diesem Archiv, diesen handschriftlichen Schätzen gewünscht und geträumt hatte. Und siehe, da ich es hatte, fehlte doch noch gar Vieles, namentlich war ich körperlich ziemlich angegriffen." Sein Otium war indessen sonderbarer Art: er gab Unterricht im Deutschen und im Violin, fertigte den Katalog des Musikarchivs, übersetzte Stücke von italienischen Dichtern,[1]) erstellte einen Inkunabelnkatalog, nahm die Insektenjagden wieder auf, machte zwischen hinein kleinere Ausflüge.

Am 19. August verließ er das Kloster auf der herrlichen Höhe und traf am 22. wieder in Rom ein. Doch er kam nur, um Abschied zu nehmen. Zwar hatten schon im April die aus Frankreich, Deutschland und verschiedenen Gegenden Italiens in St. Callisto anwesenden Benediktiner einen Plan zur Gründung einer höhern Benediktinerschule — schola s. Anselmi — unter sich besprochen, an welcher P. Gall Aesthetik lehren sollte. Dieser aber hatte dagegen protestirt, weil dieses Fach in Italien zu unbekannt sei. Als man dagegen bemerkte, eben darum sollte es bekannt werden, er könnte dadurch etwas zur Kultur des Geschmackes und zur Verbannung

---

züglich vereitelten durch ihre Aufführung alle Anstrengungen der Geistlichen für die Besserung der Gemeinen. Müßiggang und Trunksucht herrschten arg. .. Ich kann nun einmal das Aufhören dieses Söldnerdienstes — sagt ein späterer Zusatz, so ungerecht die Art der Auflösung war, nicht bedauern."

[1]) Sie erschienen 1866 unter dem Titel: Aus Italien.

des Ungeschmackes beitragen, meinte er, er fühle keine Lust hier zum Martyrer zu werden.

Am 3. September hatte er seine Abschiedsaudienz beim Papste, in den vorhergehenden und folgenden Tagen die bei der Kunst in den verschiedenen Sammlungen. „Das Scheiden von der Stadt, sagt das Tagebuch, wird etwas hart werden, denn Roms Größe und Schönheit steht erst seit meiner Rückkehr aus Neapel in vollem Glanze vor mir. Man muß lange hier sein, um diese Größe zu fassen, und je länger man hier ist, desto mehr staunt man über die unermeßlichen Schätze dieser Stadt."

Hätt" ich doch nimmer gedacht, daß in Rom so Vieles zu finden!
Dinge erkannte ich hier, die ich mir nimmer geträumt.
Habe doch Guiden und Reiseberícht' in Menge gelesen,
Karten und Kupfer studirt, wie es die Mode verlangt,
Also daß lang vor Beginn dieser Wallfahrt Rom mir bekannt schien.
Dennoch kannt' ich es nicht; Manches erfuhr ich erst hier.
Erstens rennen die Stunden dahin viel schneller als früher,
Monat und Tag verfliegt, ach, man erfährt nicht wohin.
Zweitens erkennt man erstaunt, was nirgends ein Nibby beschreibt,
Daß der Gelehrsamkeit Bau, den man sich mühvoll gebaut,
Hier, wo Geschichte und Kunst ihre edelsten Schätze gehäuft hat,
Wie ein papierenes Haus bricht und im Stiche uns läßt.

Etwas von letzterem hatte er hier erfahren. „Wie manches Vorurtheil, gesteht er, schwindet doch in Rom, und wie lächle ich jetzt über Vieles, was ich gutmüthig meinen Schülern vortrug oder Andern nachbetete!" Jetzt hatte er die eigentliche Hochschule der Aesthetik erst durchgemacht, seinen Aufenthalt aber auch gehörig ausgenützt. [1]) Am 12. September sagte er den Benediktinern in

[1]) Es war, wie er sagt, etwas von der Arbeitslust früherer Jahre in ihn gefahren, und er hatte sich überhaupt die Grille in den Kopf gesetzt, daß als Frucht der zwölf Monate in Italien auch zwölf schriftliche Arbeiten entspringen sollten. Und er hat sie zu Stande gebracht:

1. Das Tagebuch mit den werthvollen Ergebnissen seiner Studien;
2. Die Beschreibung der Wallfahrt nach Subjaco, von welcher noch die Rede sein wird;
3. Das Drama „Benno", und eine Reihe kleinerer Dichtungen;

S. Callisto Lebewohl, die Vettura rollte über den Corso zur Porta del populo hinaus. „Es war ein Regentag, aber das Trübe des Regens erleichterte in Etwas das Scheiden."

Mit dem Scheiden von Rom schied er indessen nicht von der italienischen Kunst; für diese bot vielmehr die Rückreise, welche durch Mittelitalien ging, noch eine reiche Nachlese und Ergänzung.

„Ist auch, wie das Tagebuch sagt, neben Rom alles Andere klein, so haben die Provinzalstädte immerhin viel geschichtlich Merkwürdiges, und sind besonders für das Mittelalter, zumal für Baukunst wichtig." Durch die langweilige Campagna gelangte er gegen Abend nach Civita castellana, einer Stadt welche den bezeichnenden Namen trägt, da hier alles kastellartig aussieht. Am folgenden Tage kam Terni, dessen germanischer Dom, wie alle diese Bauwerke in Italien, a la Maderno und Bernini entstellt ist [1]; dann Spoleto, Foligno; hier konnte am Abend, weil eben Fiera war, ein Stück italienischen Volksleben verkostet werden.

Von Foligno zweigte sich die Straße nach Ancona und Loretto ab, auf das er leider, wie überhaupt auf die Romagna und die Marken verzichten mußte, wofür aber Assisi und Portiunkula einigermaßen entschädigen sollten. An Heilige und Heiligthümer er-

---

4. Uebersetzung von italienischen Dichtern und von Tosti's Psalmenbuch;
5. Aufsätze im christlichen Kunstverein;
6. Hymni ecclesiæ — etwa 300 aus verschiedenen Handschriften und seltenen liturgischen Büchern;
7. Bonstetten's bellum Burgundicum (aus der Vallicellana kopirt);
8. Verzeichniß von Manuskripten in italienischen Bibliotheken, die Schweiz betreffend;
9. Collectaneae aus Handschriften und seltenen Büchern;
10. Notizen zur Literargeschichte des Benediktinerordens;
11. Kataloge der Inkunabeln in s. Callisto zu Rom, der Inkunablen und des Musikarchivs in Monte Cassino;
12. Verzeichniß der in Rom und Italien aquirirten Bücher, Musikalien, Kupferstiche, Münzen.

[1]) Man denke nur an den Dom in Mailand.

innerte diese Tour vielfältig, und er meinte, ein Hagiograph sollte einige Jahre lang Italien nach allen Richtungen durchstreifen, und alle durch den Aufenthalt von Heiligen merkwürdigen Orte besuchen und untersuchen. Die Heiligenlegende, so mit dem Reiz von Reiseschilderungen durchwebt, von Geschichte, Kunst und Natur umgeben, das müßte etwas Herrliches werden.

Am 15. September war er in Assisi, welchem der Wunderbau der drei über einander erbauten Kirchen, von Norden her gesehen, ein großartiges Aussehen gibt. Die Kirche des großen Ordensstifters St. Franziskus, mit Gemälden von Cimabue, Giotto, Giottino, Melano, Pietro Cavallini, u. s. w. ist für die ältere Malergeschichte eines der merkwürdigsten Gebäude, und unser Aesthetiker fand auch hier seine Ansichten über die alten Malerschulen auf's neue bestätigt. Besonders fiel ihm dabei die Absicht auf, fast überall durch zierliche, durchsichtige Bauten in den Gemälden Mischung von geraden und krummen Linien, von Landschaft und Architektur hervorzubringen. Die Facciata (Façade) des Domes, der von dem deutschen Meister Jakob erbaut ist, zeigt am meisten deutsche Elemente der Architektur; hier aber lehrte die Erfahrung auch am meisten, daß der Spitzbogen nicht wie im Norden durchführbar ist, wegen der Erdbeben, welche einfach, wo nicht ganze Kirchen, so doch die Thürmchen herabschütteln würden.

Von Assisi war er bald in Perugia, das ihm einen mehrmonatlichen Aufenthalt zu verdienen, und nächst Rom, Florenz und den Hauptstädten Italiens, eine der merkwürdigsten Städte in verschiedener Beziehung zu sein schien. In der Kirche Maria del Pieve zu Arezzo zogen besonders Gemälde von Vasari seine Aufmerksamkeit auf sich. „Selten wie hier und später in Parma, bemerkt das Tagebuch, fühlte ich so recht, wie man eben ältere Künstler vorzüglich in ihrer engern Heimath studiren sollte, wo sie mit Vorliebe arbeiten. Die Vasari, die ich bisher kaum beachtet

hatte, imponirten mir erst hier." Daß in Arezzo auch der berühmte Benediktiner Guido, der Erfinder der Musiknoten, nicht vergessen wurde, versteht sich.

Doch nun ging es rasch nach einer andern Metropole der Kunst. „Je näher Florenz, desto mehr gleicht die Gegend einem blühenden Garten." Den 17. September, Mittags 11 Uhr rollte die Vettura durch das Thor St. Nicolo und hielt beim Hotel Luna. „Aber trotz des Appetites rannte ich sogleich auf die Gasse und auf den wundervollen Platz, wo mich schon der Palazzo Ducale mit seinem originellen Thurm und die Loggia packten. Als ich aber nahe dabei zum Battisterio, mit Gioberti's „Thoren des Paradieses," wie Dante sie nannte, und zum Dom und gar zum Campanile kam, da wurde ich wie närrisch, und mir war's wie eben dem Archimedes bei seinem εὕρηκα. In Rom, Neapel, Venedig hat mich nichts so berauscht, wie dieser Platz und mit ihm diese Stadt. Rom ist die Allerweltsstadt, Neapel die des Sinnenmenschen, Venedig die des Extravaganten; hier ist die Stadt der Blumen, Florentia, die Stadt der Schönheit, und dieser erste Eindruck verlor sich auch in den folgenden Tagen nicht. . . Nach Tisch trat ich meine Wanderung an, wobei ich Geschichte, Literatur, Theologie u. s. w. in den Hintergrund treten ließ, und nur den Kunstenthusiast mit mir nahm."

In das Detail können wir ihm hier natürlich nicht folgen, und müssen uns auf einzelne seiner Bemerkungen beschränken. Die Loggia (eine offene Halle im Rundbogenstil) scheint ihm eben nur in den Süden zu passen, und ist in München, wie jetzt so ziemlich allgemein anerkannt wird, eine unglückliche Nachahmung, wie vieles Andere, was König Ludwig der unverstandenen Kunstgeschichte zu Lieb aus dem Süden dorthin verpflanzt hat. In St. Croce, dem Pantheon der berühmten Florentiner, fiel ihm besonders die Inschrift auf dem Grabmale Machiavelli's auf: Cui nullum par elogium! Das, sagt er, mag in gewissem Sinne wahr sein; aber was wird

erst jetzt aus diesem Tempel werden! Soll er nur deßwegen noch St. Croce heißen, weil die Wahrheit hier immerfort gekreuzigt wird! Mir war, ich sehe da so etwas von profaner Apotheose und Selbstvergötterung. Eine ähnliche Bemerkung macht er auch über Galilei's Halle, die fast wie ein Sacrarium behandelt wird. Es finden sich darin die Instrumente, die der Gelehrte brauchte als Reliquien, und es fehlt nur noch Inzens, Knieebeugung und dergleichen.

Reinere Genüsse boten die kolossalen Kunstsammlungen, im Palazzo degli Uffizi, Palazzo Pitti u. s. w. „Wer will in diesem Meere von Schönheiten notiren!" ruft er da aus. Aber trotz dessen sammelte er hier, wo sich die alte toskanische Schule wie sonst nirgends studiren läßt, eine Menge köstlicher Notizen, und die Stunden, welche er hier zubrachte, vergingen wie ein Traum. Die Gallerie im Palaste Pitti, wenn auch nicht so lehrreich, wie die eben genannte ist ihm doch eine der schönsten der Welt, und enthält köstliche Raphael, Del Sarto, Fra Bartolomeo. „Bei Madonna della Sedia erinnerte ich mich eines Zuges aus einer alten Reisebeschreibung. Es kam eine Gesellschaft Deutscher in diese Gallerie, dabei mehrere Kunstkenner. Einer, der aber kein Kenner war, ging schneller als die andern durch die Säle, und kam, als er Raphael's Madonna gesehen, eilends zu den Andern zurück und sagte: Kommet doch schnell; da im andern Saale ist ein wunderschönes Bild einer vornehmen italienischen Bäuerin mit ihrem Kinde; das ist ganz Natur. Sie gingen hin, sahen und sagten: „Das ist ja die berühmte Madonna della Sedia von Raphael. Da war aber dem Manne alle Freude verdorben, und eine Mutter Gottes konnte er in dem Bilde mit dem besten Willen nicht finden. — Es geht mir eben auch so, womit indessen Kunst und Schönheit nicht geleugnet werden soll."

Eine ähnliche Beobachtung, wie in Assisi hinsichtlich Vasari's, machte er in der Kirche der Annunziata, der Wiege des Servitenordens, bezüglich des Malers Del Sarto. Wie viel größer ist doch

hier der edle Meister in seinen großartigen Bildern, als in den süßen Madonnen, die man gewöhnlich in Gallerien sieht! Auch in der Gallerie der Künstlerportraits, die meist von diesen selbst gefertigt sind, fand er hohen Genuß, weil er gerade für diese Gattung der Malerei immer eine besondere Vorliebe hatte. Dagegen war ihm die sonst so berühmte Kapelle Medici in St. Lorenzo ein kunstreicher Stein des Anstoßes. „Für Buonarotti's kolossales, schrecklich grandioses, halb heidnisches Gebahren habe ich nun einmal hier keine Sympathie in mir entdecken können." Er mochte eben das Bastardenthum in der Kunst, das zwitterhafte, innerlich unwahre Kokettiren des christlichen Künstlers mit heidischen Ideen nicht leiden, während er das echt Antike in seinem vollen Werthe auch hier zu schätzen wußte; so wenn er voll Bewunderung äußert, daß die Statue der Niobe fast alles Andere, was er von antiker Bildnerei gesehen, an Adel und Großartigkeit zu übertreffen scheine. So vieles unser Aesthetiker in den Tagen vom 17. bis 21. September in Florenz gesehen, so verfehlte er doch zu seinem Leidwesen die prächtige Sammlung altflorentinischer Kunstwerke in der Academia delle belle Arti, deren Räume eben für eine Ausstellung moderner Gemälde und Kunstsachen in Anspruch genommen waren. Diese besuchte er freilich auch, sah dann aber mit rechtem Aerger hinter den neuen „Handarbeiten" die alten Lippi, Ghirlandajo u. a. hervorgucken. Die Ausstellung glich auf's Haar so vielen andern, die er in Italien gesehen. Genre und Landschaft machten sich am breitesten, religiöse Malerei hielt sich am Aeußern, sehr selten bemerkte er ein neues Motiv, und doch mußte nach seiner Ansicht ein religiöses Gemüth da immer noch Neues, Frisches und Mannigfaltiges finden.

In Florenz lockte auch das nahe Siena immer wieder, und er bereute es in der Folge, daß er dieser Versuchung damals widerstanden.

Ungern riß er sich los von der Stadt der Blumen mit der Bemerkung: Florenz bleibt immer ein Glanzpunkt in meinen Erinnerungen.

Mit der Eisenbahn fuhr er nun am 22. nach Pistoja; von da mit der Post, und beim Hinaufsteigen meist zu Fuß, über den Appennin gegen Bologna. Mit Schmerzen nahm er Abschied von dem kolossalen Garten, der sich über Toskana hinzieht, von dieser Romantik, um der Prosa entgegen zu reisen, denn so darf Norditaliens Ebene in Vergleich mit dem Italien jenseits des Appennin heißen.

Den Besichtigung Bologna's seiner Kirchen und Kunstschätze widmete er zwei Tage. Den Glanzpunkt der Stadt bildete für ihn die Academia delle belle Arti. „Diese, sagt das Tagebuch, hat mich im hohen Grade befriedigt; hier, nur hier läßt sich die spätere Bologneser Schule, die der Eklektiker studiren, und was man auch an diesen aussetzen mag, hier erscheinen ihre Leistungen groß und unerreicht in ihrer Art. Die Pinakothek ist nicht groß, hat aber von diesen sogenannten Eklektikern Werke ersten Ranges; namentlich bekam ich vor Guido Reni größern Respekt in seiner Madonna della Pieta mit dem Stadtpatronen, im bethlehemitischen Kindermord, Samson etc; auch von Domenichino (Gregor's I. Gastmahl, St. Agnes u. s. w.), alles großartige Altarbilder, von denen nur zu bedauern ist, daß sie dem ursprünglichen Zwecke entzogen sind. . . Täusche ich mich wohl in der Meinung, diese Gemäldegallerien im Süden spielen in größerer Farbenpracht als die im Norden, weil im Süden das Licht an sich schon intensiver ist! Schon darum ist's eine Sünde, diese im Licht und für's Licht geschaffenen Dinge in den kalten, nebeligen, dunklen Norden zu schleppen."

Am 25. war er in Modena, wo er Sonntag rastete, und dann in der Frühe des folgenden Tages, vorbei an den Marmorbrüchen von Carrara, nach Parma fuhr. Hier weilte er nur einen Tag, aber es war ein herrlicher, da ihm die Sonne die größten Meisterwerke der Farbenkunst, Corregio's Gemälde beleuchtete. Hier in der Academia, lernte er diesen Meister auch von seiner

bessern Seite kennen; denn die Jo 2c. in Wien, die Danae in Rom zeugen nur von seiner Charakterschwäche, mit der er seine Kunst nach dem Geschmack der damals so korrupten kleinern und größern Fürstenhöfe richtete. Das Kolorit und Helldunkel ließ ihn alles vergessen, was in anderer Beziehung abstößt, wie die harten Wolken und noch härtern Verkürzungen, und der immer wiederkehrende häßliche Ausdruck der Madonna. Die Farben sind nach 100 Jahren noch ganz frisch und hell. Ungünstiger urtheilt er über die Ausmalung des Kuppelgewölbes im Dom durch Corregio, und bezeichnet diese Arbeit des Meisters als eine Wursterei.

Am 27. traf er über Piacenza in Mailand ein, wo die längst bekannten Gemälde, Kirchen 2c. für den aus dem Eldorado der Kunst zurückkehrenden Aesthetiker wieder neuen Reiz boten. Über die Kunstausstellung in der Brera geht er mit ähnlichem Tadel hinweg wie über die in Rom, Florenz, München; um so mehr zogen ihn die alten Gemälde diesmal an. Was er von so vielen Städten über die Bedeutung ihrer Landeskunst sagt, will er besonders auch hier angewendet wissen: „die lombardische Kunst lernt man nur aus diesen Bildern kennen.“

Der Aufenthalt in der lombardischen Hauptstadt war diesmal ein kurzer; schon am 1. Oktober ging es in guter Gesellschaft über den Comersee, Chur, St. Gallen, Wyl, der lieben Heimath zu, wo er Donnerstag den 6. Oktober Abends im Kreise seiner Mitbrüder anlangte.

„So endete die Romfahrt, die mir unvergeßlich bleibt, und auch gewiß für meine Lebensbahn eines der wichtigsten und lehrreichsten Jahre bleibt, meine Ansichten in vieler Hinsicht erweiterte, berichtigte oder befestigte.“ Es war Zeit heimzukommen, denn sein Organismus war so angegriffen und herabgekommen, daß er wirklich einige Jahre brauchte um sich zu erholen. Mit diesen Worten schließt das Tagebuch der Romfahrt, und wir können hinzufügen, mit dieser Reise ist auch ein Markstein in seinem geistigen

Leben gesetzt. Seine ästhetische Bildung zumal ist nun zur Vollendung gekommen, eine geistige Arbeit in diesem Jahre bewältigt worden, daß man sich billig wundern darf, wie auch nur die physische Kraft hiezu auszureichen vermocht.

Doch folgen wir dem römischen Pilger jetzt wieder in seine stille Zelle.

Mit neuer Lust übernahm P. Gall mit dem Beginn des Schuljahres 1853/54 neben dem Rektorat die Professur der Aesthetik, welche während seiner Abwesenheit vakant geblieben war, und für welche er jetzt aus der Heimath der Kunst ein so reiches, unschätzbares Material mitgebracht hatte. Begreiflicherweise kam dasselbe zunächst seinen ästhetischen Vorlesungen zu Gute; indessen verwerthete er einen Theil davon noch im gleichen Jahre in der Abhandlung: Italien und die neuere Kunst, welche er als Beigabe zum Jahresbericht der Stiftsschule für 1854 erscheinen ließ. Diese Arbeit ist für uns um so wichtiger, weil sie, noch unter dem unmittelbaren Eindruck der italienischen Reise geschrieben, die köstlichste Frucht derselben genannt werden darf. Sie zerfällt in einen allgemeinen und einen besondern Theil. Der erstere bespricht den Verfall der Kunst in Italien, die Gründe desselben, die Mittel zur Wiederherstellung, die Aussichten für die Zukunft. Der besondere befaßt sich mit den damaligen Zuständen der einzelnen Kunstzweige, Baukunst, Skulptur, Malerei, Musik, Poesie. Vieles aus dem letztern wurde bereits in die Schilderung der Romfahrt verflochten, und wir können uns daher auf einige Stellen des allgemeinen Theiles beschränken, welche seine ästhetischen Grundanschauungen am deutlichsten erkennen lassen.

„Es ist dieser Aufsatz, schreibt er, zunächst für unsere Schüler der christlichen Aesthetik bestimmt, und sie mögen ihn als Beitrag zu Manchem, was sie über Kunst in der Schule vernommen haben,

mit sich in die Ferien nehmen. Ein längerer Aufenthalt in Italien, namentlich in Rom, gab dem Verfasser erwünschten Anlaß, nicht nur die Werke alter klassischer und mittelalterlicher Kunst zu studiren, sondern auch die neuern Kunstbestrebungen in ihrem Verhältniß zu jener zu betrachten, und zwar nicht nur in der bildenden Kunst, sondern auch in Musik, Poesie und in angewandten Künsten, wie z. B. Beredtsamkeit und Gartenkunst. So mangelhaft nun diese Beobachtungen waren, so ergab sich doch sogleich, daß auch in Italien, wie in allen Kulturländern, der jetzige tiefgreifende Kampf zwischen falscher und wahrer Kunst begonnen habe, und daß viele der edelsten Geister es fühlen, wie die Kunst von ihrer einstigen Höhe gesunken sei, und ernstlich nach Besserm ringen."

Nachdem er dann die Urtheile von Kugler und Sorg angeführt, welche den Verfall der Kunst in Italien stark betonen, fährt er fort: „So hart dergleichen Urtheile klingen, so ist doch der Fremde, der zum erstenmal nach Italien kommt, und etwa dort eine Kunstausstellung moderner Werke in einer Gallerie alter Meisterwerke betrachtet, und somit das Alte mit dem Neuen mühelos vergleichen kann, sehr geneigt an einen Abfall von wahrer christlicher Kunst zu glauben, und dieser Glaube wird bestärkt, wenn er die Werkstätten der Künstler besucht, neuere Kirchen und andere Gebäude betrachtet, oder durch die prunkvollen neuen Kirchhöfe wandert, oder Theater- und Kirchenmusik — in den meisten Fällen dasselbe — hört, oder in der neuern poetischen Literatur sich umsieht. Fast überall und in allen Beziehungen ist nicht nur der fromme, innige Geist früherer Zeiten aus den Kunstgebilden gewichen, sondern auch jenes Großartige, Männliche, Starke, Naturwahre, was auch noch aus den Werken des XVII. Jahrhunderts uns entgegenglänzt, ist verschwunden. Dagegen tragen jetzt die meisten Kunstprodukte den Charakter des Weichlichen, Manierirten, Effektmachenden, Eleganten, vorherrschend Sinnlichen bei Mangel an

Geist, Wahrheit und Tiefe; und die frühern Zeiten und andere Länder werden höchstens etwa in fertiger technischer Behandlung gewisser Kunstzweige übertroffen, was besonders von Architektur, Skulptur, Dekorationsmalerei und Gesang gilt.

„Wo liegen wohl die Ursachen des Zerfalls, und was vorzüglich hindert das Wiederaufleben der Kunst in Italien? Es sind zum Theil Gründe, die überall vorkommen, Krankheiten, die den ganzen Körper der Gesellschaft ergriffen haben und an denen auch Deutschland leidet. Es ist jener Abfall von Gott und seiner geoffenbarten Religion, der Abfall vom echtchristlichen, katholischen Geiste, das übermäßige Sichhingeben an ein bloßes Aeußeres, Sinnfälliges, die unselige Verwirrung, die nicht weniger in politischer und sozialer Hinsicht als wie in Wissenschaft und Schule herrscht."

Dann geht er über auf eine Reihe von Ursachen, welche zwar allerdings zunächst in den besondern Verhältnissen Italiens gelegen sind, vielfach aber auch allgemeinere Geltung beanspruchen dürfen: politische Zustände, Mangel an Gemeingeist, der in früheren Zeiten auch in kleinern Orten so großartige Monumente geschaffen, Verachtung des Fremden und Ausländischen, Verachtung des Alten, Mangel an Kunstbildung und Geschmack, da gerade auf Universitäten und Akademien für die Aesthetik und Wissenschaft nichts gethan werde, endlich die Isolirung der Kunst, so daß jeder Zweig derselben unbekümmert um die andern seinen eigenen Weg einschlägt. Daran schließt er die Frage: wie sind diese Uebelstände zu heben? Nachdem er die Ansichten derjenigen Aesthetiker, welche das Mittel zur Wiederherstellung der Kunst in unbedingter Rückkehr zum Altklassischen, oder in einer Renaissance der mittelalterlich christlichen Kunst erblicken, besprochen, entwickelt er seine eigene Anschauung über diesen wichtigen, viel bestrittenen Punkt also: „Andere Aesthetiker dagegen warnen vor einer solchen Rückkehr, und erklären sie sogar für unmöglich, was auch in gewissem

Sinne wahr ist. So sagt Thiersch: „Im Ganzen ist die große Triebkraft der Kunst der mittlern Jahrhunderte, das tiefere, religiöse Gefühl offenbar nicht mehr in jener Stärke vorhanden, wie es gewesen ist; die Gemüther der Völker haben sich ihm abgewendet, und die von ihm durchdrungene Zeit, wie sehr man sich auch bemüht sie zurückzurufen, ist eine vergangene Zeit. Dadurch ist das Schwankende, das Unstäte, das sich Widersprechende, das bald vor=, bald rückwärts Gehen auf diesem Gebiete zu einer nothwendigen Erscheinung geworden, und dieselbe wird dauern, bis es der Zeit gelungen ist, eine neue Gestalt, nach der sie ringt, anzunehmen, und das, was alsdann als Regeneration des Kultus, des Staates und des Lebens sich darstellt, als Gegenstand und Prinzip einer neuen Kunstbildung geltend zu machen.“ Wie aber, wenn sich die Gemüther der Völker wirklich wieder jenem Geist, der die Kunst der mittlern Zeiten belebte, zuwenden, wird dann nicht derselbe Geist ähnliche Formen erzeugen? Wir wollen überhaupt keinen Rückschritt, keine Rückkehr, sondern eine Wiedergeburt im Geiste und in der Wahrheit, und diese beschränkt sich gar nicht auf bloße Nachahmung; und von Herzen stimmen wir in die Ansicht Theodor Mundt's ein, „es müsse der echte Glanz der Schönheit, welche an dem Menschengeschlecht aufstrahlen soll, sich erkennen lassen als der wahre Lebensglanz, der von der im Christenthum begründeten Einigung der göttlichen und menschlichen Natur ausgeflossen ist;“ fügen aber auch mit demselben hinzu: „Um dem Christenthum diese Vollendung zur Freiheit und Schönheit zu geben, soll man nicht etwa nachträglich als künstliche Studien neue Thurmspitzen ankleben wollen an den alten gothischen Münster der Christenheit, sondern auf dem alten und ewigen Fundament des christlichen Gedankens muß ein neuer, von innen her lebendiger Bau aufgeführt werden, ein neuer Bau, dessen Stein und Kitt genommen ist von dem Fleisch und Blut der neuen Zeit, und dessen Formen sich fröhlich und zuversichtlich hineinbilden in die frische

neue Gliederung dieser Zeit." Daß wir übrigens hiebei ein anderes Christenthum im Auge haben als Mundt, bedarf keiner Erklärung, und wir ziehen auch nicht mit ihm aus Obigem die Folgerung: „es sei der alte christliche Dom (die christliche Kunst) schon seiner Idee nach, aus der er hervorgegangen, dazu bestimmt unvollendet zu bleiben." Solch ein Glaube müßte alle Schöpferkraft im Künstler zum voraus zerstören. Vielmehr glauben wir, es könne im Christen und durch ihn so wie die sakramentale Wiedergeburt des Geistes, so auch die Wiedergeburt seines Werkes, der Kunst nämlich, vollendet werden."

Noch deutlicher spricht er sich über die Renaissance der Kunst, wie er sie aufgefaßt wissen möchte, in einer Stelle der Abhandlung aus, welche zwar zunächst auf die Malerei Bezug nimmt, aber, wie man leicht ersehen wird, ebenso gut von der Kunst im Allgemeinen gelten kann. Sie lautet also: „Rückkehr ist allerdings nothwendig und Rückkehr zum Alten, aber nicht unbedingt zu diesem oder jenem Alten. Kehrt zurück, möchten wir den Malern zurufen, in die Werkstätten der vorraphaelischen Meister und lernt von ihnen, wahr, fromm, kindlich innig und stark sein, und mit solchem Charakter tretet auch in die Schule Raphaels selber und seiner großen Zeitgenossen und der spätern großen Italiener, und lernet von ihnen das, was sie vor ihren Vorgängern auszeichnet, und sucht es mit einem ächt christlichen Charakter zu vereinen, durch diesen zu beleben und zu heiligen, und eure Kunst wird neue Triumphe feiern. Man sage nicht, der Kreis der christlichen Anschauung sei ein gar beschränkter, und er sei, wie Vischer meint, durch die Umbrische und Sienesische Schule erschöpft. Gerade diese Schulen beweisen, wie unendlich mannigfaltige Motive aus jener Anschauung zu schöpfen sind, während die nachraphaelischen Malerschulen ihren christlichen Erfindungsgeist verloren zu haben scheinen. Wir haben in Italien eine Menge solcher vergessener Motive aus alten Gemälden und Skulpturen verzeichnet, und es

wäre vielleicht der Mühe werth, die Liste unsern christlichen Malern zur Nachachtung mitzutheilen.

„Auch das Wahre und Große der Gegenwart wie der Geschichte wird vom Christenthum nicht ausgeschlossen oder feindlich behandelt; und es handelt sich bei der gewünschten Rückkehr zum Alten zugleich um das Mittel, eben dadurch die Gegenwart im rechten Licht aufzufassen, nämlich so wie jene großen Vorbilder ihre Zeit auffaßten."

Diese Auszüge aus der bedeutendsten ästhetischen Schrift, die P. Gall dem Drucke übergeben, sind zugleich die besten Belege für den Standpunkt, welchen er, auch nach der vollständigen Abklärung seiner Ideen durch die italienische Reise, in diesem Fache eingenommen hat. Es ist kein anderer als derjenige, welchen er schon in seiner früher angeführten Anrede bei Eröffnung seiner ästhetischen Vorträge ausgewählt und scharf genug bezeichnet hatte. Auch jetzt wieder ist ihm das Schöne ein Ausfluß und Abglanz des Göttlichen, das aber im Christlichen, beziehungsweise in der Darstellung christlicher Ideen, seine höchste irdische Ausgestaltung gewonnen hat. Demgemäß definirt er das Schöne in seiner Aesthetik als „das Göttliche und Wahre, insoweit es als lebendige Durchdringung von Wesen und Form erkannt wird." An einem andern Orte, wo er die Wurzel der Aesthetik im menschlichen Geiste selbst aufsucht, äußert er sich dahin: „Dem Menschengeiste ist die Aufgabe gestellt, die Schöpfung zu rekonstruiren: Gottes Gedanke — im Verstande, durch die Philosophie; Gottes Bilder — in der Phantasie, durch die Kunst; Gottes Schöpfung — im Willen, durch das Leben."

Dieser hohe, ideale Standpunkt erklärt auch seine schon angeführten strengen Urtheile über die neuern Kunstausstellungen, in welchen er, bei aller Virtuosität technischer Vollendung, bei allem Fortschritt des Mechanismus, wenn man diesen Ausdruck hier anwenden darf, doch ein Herabsinken der Kunst von ihrer Höhe, ein Verkennen des ihr gewordenen erhabenen Berufes, als hehre

Himmelstochter die Menschen himmelan zu ziehen, erblicken zu müssen glaubt. Auch die Kunst, wie die Wissenschaft, kann nach seiner Auffassung ihre letzte Vollendung und höchste Verklärung nur in der Religion gewinnen. Dieser Grundgedanke trägt seine ganze Aesthetik, und er will ihn auch in den einzelnen Kunstzweigen zur Geltung gebracht wissen, indem er z. B. der Malerei, Baukunst, Plastik, in seinen Spruchversen (S. 191) ihre Ziele folgendermaßen vorzeichnet:

Ideal des Malers.

Das schönste Bild — der Jungfrau Blüthe
In reiner unentweihter Pracht,
Verknüpft mit Mutterlieb' und Güte
Wird in Maria nur gedacht.
Und will ich selbst des Grames Zähren,
Des Todes schreckende Gestalt;
Zum schönen Ideal verklären,
So sei ein Vesperbild gemalt.

Ideal der Baukunst.

Was ist's, das alles Bauen lohnt?
Was ist des Architekten Hort?
Es ist das hocherhab'ne Wort:
Es hat der Herr bei uns gewohnt.
Er wählte sich den Tempel aus,
Als er die Mutter sich erkor,
Des David Thurm, das goldne Haus
Voll Herrlichkeit, das Himmelsthor,
Der Weisheit Tempel hoch und klar,
Gefestet für die Ewigkeit,
Die Bundeslade, wunderbar
Vom Allerhöchsten eingeweiht.

Ideal der Plastik.

Sie zieht den Geist hernieder
Zu eitlem Sinnenschaum,

Der Reiz der nackten Glieder
Entweiht den Tempelraum.
Ein Urbild möcht ich haben,
Das mich zu Gott erhebt,
Das mir den Sinn kann laben,
Und doch den Geist belebt.
Das Urbild ist gefunden,
Es ist die Jungfrau rein.
In ihr hat sich verbunden
Das Wesen mit dem Schein —
Was ihr am Griechen tadelt,
Reiz und Natürlichkeit,
Das wird durch sie geadelt,
Vergeistigt und geweiht.

In gleicher Weise zeichnet er in der „Cäcilia" (S. 27) des „Sängers Ideal."

Scheint in diesen eben angeführten Stellen das ideale Moment vielleicht etwas stark in den Vordergrund geschoben, so daß es auf die Vermuthung führen könnte, unser Aesthetiker sei ein einseitiger Idealist gewesen, so finden sich dagegen in seinen Vorträgen auch Stellen genug, durch welche ein solches Vorurtheil gründlich widerlegt wird. Die Auffassung der Kunst als Versöhnung und harmonische Verschmelzung von Gegensätzen des Idealen und Realen, Subjektiven und Objektiven, Allgemeinen und Besondern, Göttlichen und Menschlichen, Freien und Nothwendigen, kehrt in seiner Aesthetik immer und immer wieder. Und von diesem Gesichtspunkte aus stellt er der oben gegebenen Definition des Schönen auch gerne die Definition der Kunst zur Seite, als der Vermittlung der Gegensätze in der Erscheinung durch Gefühl und Phantasie. Im Kampfe dieser Gegensätze erblickt er das innere Entwicklungsgesetz in der Geschichte der Kunst, wie sich auch in der Philosophie alles um den Kampf zwischen Idealis-

mus und Realismus dreht. Die Geschichte des Schönen geht hierin parallel mit der des Wahren.

Auch für diesen zweiten Angelpunkt seiner Aesthetik sucht er eine anthropologische Begründung mit den Worten: „Der Mensch sucht als Binnenwesen die zwei entgegengesetzten Welten, die innere und äußere, sinnliche und geistige zu versöhnen, die Widersprüche zu lösen. Dies thut

Die Wissenschaft durch den Verstand,
Die Religion durch den Willen,
Die Kunst durch Phantasie und Gefühl.

Die Außenwelt geht ein in's Gemüth und wird wiedergeboren, neugestaltet . . . Was sich in Wirklichkeit nicht versöhnen will, versöhnt sich im Gemüthe des Dichters. Die Wahrheit und Tugend, die in der Wirklichkeit sich nicht findet, wird gefunden im Schein und in der Täuschung — die zweite schönere Welt in der wirklichen.

Aber auch diese Grundfrage, von der richtigen und wahren Versöhnung der Gegensätze, wird nach seiner Ansicht gerade durch die christliche Kunst befriedigend gelöst. Anknüpfend an das Verhältniß der christlichen zur antiken Kunst, sowie an Schlegel's Verse:

Sie (die Künste) glauben sich auf ewig schon verbannt,
Weil jeder Blick, von Sinnentrug entblendet,
Sich sehnend nur nach Geist und Wahrheit wendet,[1])

sagt er in seinen ästhetischen Vorträgen: „Eben dieser sehnsuchtsvolle Blick nach Geist und Wahrheit erblickte eine höhere größere Welt, die nicht die sinnliche zerstörte, sondern befreite, erlöste, verklärte. Die Offenbarung, als Manifestation Gottes, ja der menschgewordene Gott selbst, ward den Menschen durch Glauben und Liebe zu Theil, und hob ihn so aus dem Banne der Subjektivität zur wahren, höhern Objektivität, in welcher die höchsten

---

[1]) Bund der Kirche mit den Künsten.

Gegensätze verschwinden, und eine neue Welt des Lebens und der Freiheit und somit auch der Schönheit aufgeht. Gelöst ist das Räthsel des Todes — Freiheit und Gnade — Schuld und Versöhnung — Zeit und Ewigkeit — Allgemeinheit und Persönlichkeit. Gott ist dem Christen ein persönlicher Gott und liebender Vater; nur dadurch ist die Möglichkeit gegeben, des Menschen freie Persönlichkeit zu retten, und sie über die blinde Naturnothwendigkeit zu erheben. Nur einen persönlichen Gott kann der Mensch lieben. Diese zwei Begriffe machen den Grundunterschied der antiken und christlichen Kunst aus."

So löst sich bei ihm der zweite Hauptsatz seiner Aesthetik, die Einheit des Idealen und Realen, schließlich wieder in den ersten auf. Die christliche Aesthetik betrachtet das Kunstwerk der Schöpfung, das Schöne in der Natur, als eine Realisirung göttlicher Ideen; das Kunstschöne als eine Rekonstruktion göttlicher Bilder durch die Phantasie.

Doch unser Aesthetiker hält sich in seiner Aesthetik nicht immer auf diesen Höhen idealer Anschauung, er huldigt auch in Bezug auf das Schöne keineswegs dem Satze:

Si paullo summo decessit vergit ad imum.

Gilt ihm auch der eben bezeichnete ideale Maßstab für die Ziele der Kunst und ihre Leistungen als der höchste, so ist Niemand mehr geneigt als er, auch solchen Schöpfungen der Kunst, welche an dieses Ideal nicht hinanreichen, ihren Werth und ihre Berechtigung zuzuerkennen. Da war er im Urtheil äußerst indulgent, wußte und liebte überall eine Lichtseite herauszufinden. Mit jenem Extrem eines falschen und einseitigen Spiritualismus, welcher das Sinnliche, Technische in der Kunst möglichst beschränken will, konnte er sich nie befreunden. Dahin zielt unter Anderm eine Bemerkung im Tagebuch von 1869, des Inhalts: „Deschwanden fand in Rom eine Gruppe meist junger christlicher Maler, die in ihrer Kunst dasselbe anstreben, was so viele Eiferer in Betreff

der Kirchenmusik: alles Sinnliche soll von der Kunst ferne gehalten werden. Es ist der alte Irrthum, der sich von jeher in allen Gebieten wiederholt, und in vielbewegten Epochen am arrogantesten auftritt."

Wir wissen aus seinen Gedichten, wie sehr ihn die sinnliche Schönheit der Natur angesprochen; die gleiche Anschauung kehrt auch beim Aesthetiker wieder. Diesen entzückte nicht bloß der Comersee, der Golf von Genua, Neapel, die großartige Alpenwelt u. s. w., auch untergeordnete Schönheiten schätzte er, und mochte Gleichgültigkeit oder gar Verachtung derselben nicht leiden. Einen hieher gehörigen Zug enthält z. B. das Tagebuch vom Jahre 1864, in welchem er auf seiner Reise in die Westschweiz auch die Feengrotte im Wallis besuchte. „Die Höhle ist mehr geologisch und vielleicht auch historisch als poetisch interessant, verdient aber doch den Spott nicht, den ein Aargauer dort in's Fremdenbuch schrieb, und worauf ich als Antwort schrieb:

Hast du kein Herz und keinen Kopf,
Du leerer, langweiliger Tropf,
So gehörst du zu den geistig Blinden,
Wirst ewig die Schönheit nicht finden.
Die Grotte, der Himmel, die ganze Natur
Bleibt eine todte Maschine nur,
Und das wundervolle Gestein
Wird so hohl als wie dein Schädel sein.

Den echten Naturalismus wollte er in der Kunst immer geachtet wissen, wie entschieden er anderseits gegen den falschen modernen Naturalismus Stellung nahm. Als er einmal in Lasaulx's „Philosophie der schönen Künste" den Satz las: Nachahmung der lebendigen Natur ist das erste Gesetz der Malerei, schrieb er die Bemerkung dazu: Ist denn etwa eine Kröte nicht auch lebendige Natur? Wer will sie gemalt schauen? Natur gibt nur den formalen Theil; wo sie allein das Gesetz gibt, wird Täuschung nicht Kunst das höchste

Ziel. Ebenso meinte er, als er 1869 in Zürich ein Gemälde von Kohler, welches pflügende Ochsen vorstellte, gesehen hatte, das sei eine Verschwendung von Kunsttalent und Kunstmitteln, und er konnte dem Stücke mit bestem Willen keinen Geschmak abgewinnen. Fleißig durchging er für seinen Kalender auch illustrirte Werke und Zeitschriften, Leipziger illustrirte Zeitung, Gartenlaube u. s. w. und bemerkt dann darüber: „Der Gesammteindruck war ein betrübender. Wie sehr tritt überall, ich sage nicht das Christliche, aber überhaupt das Ideale, Geistige zurück, und tritt geistlose Materie, Technik und Genuß an dessen Stelle! Das perfideste Blatt ist die Gartenlaube."

Aehnliche Eindrücke über das Vorherrschen des falschen Naturalismus empfing er ganz besonders auch in der Metropole der modernen Welt, in **Paris**, wohin er im Mai 1855 seine **dritte Kunstreise** machen konnte. Veranlassung dazu bot die Reise zweier Mitglieder des Stiftes nach der Kolonie St. Meinrad in Amerika [1]). P. Gall hatte sie bis Havre zu begleiten, von wo er schon am 9. Mai wieder in Paris zurück war.

---

[1]) Er widmete den beiden Missionären folgenden „**Scheidegruß**," in welchem zugleich der Zweck dieses Unternehmens dargelegt wird:

Es schwingen heut sich an des Meeres Schwelle
Entschlossne Geister auf zu kühnem Flug,
Hinüber fliegen sie mit Sturmesschnelle
Wohin die Sehnsucht sie schon lange trug.
Ja, Gottes Priester sind zu Adlern worden,
Zum Kampf, wie Roma's Adler führen sie,
Doch nicht zum Kampf, wo sich die Völker morden,
Zum Sieg der reinsten Geisterharmonie.

Was schon vor tausend Jahren sich begeben,
Da fromme Hände zähmten dieses Land,
Das tritt vor uns zum zweitenmal in's Leben:
Es stoßen Glaubensboten kühn vom Strand;

Am 15. Mai sollte da die erste Weltausstellung eröffnet werden. Bis zu diesem Tage besuchte er nun mit der Hast und Fertigkeit, die wir an ihm schon kennen, alle Merkwürdigkeiten der großen Weltstadt, machte fleißig Aufzeichnungen in den zahlreichen Kirchen, Museen, Gallerien, Bibliotheken, Sammlungen aller Art, hörte moderne und klassische Musik, sah sich um in Drama und Oper, beobachtete das Volksleben, und gewann so in den Tagen vom

---

Sie trotzen der Atlantis falschen Wogen,
Der Stürme Brausen und der Sonne Glühn;
Es soll dort unter fremden Himmelsbogen
Ein neues Glaubensparadies erblühn.

Es soll auch drüben sich ein Herd entzünden,
Von dem die neue Welt sich Flammen holt,
Ein Männerbund soll sich auch dort verbünden,
Auch dort vollbringen was er stark gewollt.
Die Jungfrau-Mutter soll auch drüben thronen,
Auch dort soll schallen ihres Namens Ruhm,
Sie soll auch dort bei ihrem Volke wohnen,
Verehrt, geliebt im neuen Heiligthum.

Wohlan denn, schüttelt eure starken Flügel,
Ich folg' euch nach mit heißer Sehnsucht Blick
Bis zu der Wildniß neugeweihtem Hügel,
Und fleh auf euch des Himmels vollstes Glück.
Der Herr der Welten soll das Meer euch glätten,
Soll kühlen ferner Zonen Sonnenbrand,
Und euch zu seines Volkes Wohle retten,
Dafür erhebt zu Ihm sich Herz und Hand.

Er wägt mit gleicher Hand das Meer der Welten,
Wie diese Thräne, die im Auge brennt;
Ist reich genug euch einstens zu vergelten,
Und Jedem, der Ihn bis zum Tod bekennt.
Was wir hienieden unter Thränen säen,
Blüht jenseits unter Jubelhymnen auf.
O schöner Erntetag, o Auferstehen,
Wie machst du leicht den schweren Lebenslauf!

9.—24. Mai ein Bild von der Weltstadt, wie es ein gewandter Tourist und geübter Kenner in so kurzer Zeit nur gewinnen kann. Seltsamer Weise beschäftigte er sich in der Stadt, wo alles von Leben rauscht, viel mit den Todten, indem er in Kirchen und auf Friedhöfen die Namen und Grabschriften vieler zu ihrer Zeit berühmter Persönlichkeiten, besonders Künstler, Stecher, Architekten, Maler, Philosophen, Literaten, Buchdrucker, Numismatiker sammelte. „Ich kopire alle diese Namen, sagt das Tagebuch, die in so verschiedene Gebiete des Verdienstes gehören, weil es immer ein ganz eigenes, erhebendes Gefühl ist, auf oder beim Grabe solcher Männer zu sein."

Am 18. fuhr er hinaus nach Versailles. „Zuerst besah ich die Gärten. Begreiflich ließ mich, der ich aus den Schweizerbergen kam, das alles meist kalt, ja ich ärgerte mich fast überall über den *sinnlosen* Luxus, und die kalten Allegorien und Nuditäten in den Statuen. Da lobe ich mir die römischen Villen mit ihrer künstlerischen Behandlung und freien Auffassung." Ueber die berühmten Schlachtenbilder in den Sälen des Schlosses, und die neuern Bilder aus den algierischen Kämpfen von Horace Vernet äußert er: „Ein ganzer Saal, etwas monoton — ganz *realistisch* und *technisch vollendet*, und alles, was die Gloire der großen Nation heben kann, mit Vorliebe behandelt. Alle diese Schlachten, Feste, Versammlungen werden am Ende eintönig und prosaisch, wie die Leipziger illustrirte Zeitung." Am meisten zogen ihn die Portraits an, die zum Theil auch historisch sehr wichtig sind. Schon früher einmal, als er in Basel Holbein's Portrait gesehen, hatte er gesagt, daß ihm dasselbe einen ganz andern Begriff von dem Manne gebe, und so notirte er sich nun auch in der reichen Versaillersammlung eine ganze Reihe solcher Bilder, und charakterisirte sie nach seiner Manier mit einem kurzen Epitheton, z. B. der genferische Reformator Farel — tête quarrée; Katharina von Medici — wahres Regentengesicht; Richelieu — fein, durchdringend;

Benedikt XIV. — gutmüthig; Kardinal Bernis — erinnert an d'Andrea; Boileau — voll esprit; Quesnel — fein, ernst, nachdenkend; Lafontaine — weiche Muskeln, gutmüthig; Madame Maintenon — weiblicher Ludwig XIV.; Voltaire, als vierziger — schöner, geistreicher Kopf, gar nicht Karrikatur; Linné — Verstand, müdes Auge; Jakson, Webster, Clay — diese stark cholerischen, ausgearbeiteten Köpfe der amerikanischen Präsidenten (welch ein Kontrast mit den Bourbons), bei allen feine Oberlippe, starke Braunen, scharf geschnittene Mundwinkel; Baron von Erthal, Erzbischof von Mainz — nichtssagend; Klopstock — affektirt, aber großartig; Gregor XVI. — ganz Wahrheit und Natur.

In der Weltausstellung war es selbstredend die Abtheilung der Kunst, welche ihn fesselte, und wo ihm die Stunden wie Minuten dahinflogen. Die Riesengallerie der Gemälde war höchst instruktiv für die neuere französische Schule, dann aber auch für die englische und deutsche, am wenigsten für die italienische. Die Schweiz durfte sich sehen lassen."

Wenn man die Tagebücher von Rom und Paris neben einander hält, so macht sich der ganz verschiedene Tenor derselben gar auffallend bemerkbar. Es ist als ob die moderne Hauptstadt nur noch einen geringen Nachtrag zu bieten gehabt hätte, allerdings einen willkommenen, so die ältere französische und die spanische Malerschule im Louvre, die reichen Antikensammlungen; aber das alles war nicht im Stande jene Begeisterung zu erwecken, welche die Siebenhügelstadt hervorgerufen hatte.

Nach der Rückkehr von dieser Reise machte sich unser Aesthetiker nun selbst an eine Art Kunstausstellung en miniature durch Mehrung des Kunstkabinets; ferner fallen in diese Zeit vorzüglich seine A r b e i t e n z u r G e s c h i c h t e d e r K u n s t.

Ueber die im Stifte befindlichen Kunstgegenstände wurde ein einläßliches Verzeichniß erstellt in alphabetischer Ordnung. Daran reihten sich Notizen zur Kunstgeschichte in Einsiedeln, solche über

Kunst und Künstler in Einsiedeln, endlich solche über Einsiedler Künstler und Kunstsammlungen. Die Notizen zur Kunstgeschichte in Einsiedeln „geben nur Material, soviel thunlich genau objektiv gehalten und nach der Zeitfolge geordnet." Architektur, Plastik, Malerei, Glasmalerei, Kupferstich, Holzschnitt, Lithographie, Photographie, Gewebe, Stickereien u. s. w., kurz alles, was irgendwie in das Gebiet der Kunst hineinschlägt, wird da aufgeführt, und mit Notizen, die aus dem Archiv, der Bibliothek und den Diarien gezogen sind, begleitet. Die Notizen über Einsiedler Künstler sind deßwegen recht interessant, weil sie beweisen, wie sehr der Sinn für Kunst in der ehemaligen Waldstatt verbreitet sein mußte. Erfahren wir doch aus denselben, wie fast alle Geschlechter, die Benziger, Birchler, Bodenmüller, Dossenbach, Eberhard, Fuchs, Füchsli, Kälin, Kuriger, Ochsner, Oechslin, Schönbächler, Weidmann, Weiß, Wickart, Zehnder, ihr Kunstkontingent gestellt haben. Dann kommen die fremden Künstler, von denen sich in Einsiedeln Arbeiten finden, in alphabetischer Ordnung in einem Folioband auf lauter zusammengeklebten Zeddeln, mit äußerst interessanten historischen Bemerkungen über ihre Schicksale und Werke. Unter den Künstlern, welche in der Stiftskirche gearbeitet, werden besonders die drei Brüder Asam aus Bayern hervorgehoben, welche die Malereien und Stukaturarbeiten in den hohen prächtigen Gewölben des Schiffes ausführten; dann die Gebrüder Joseph und Johann Anton Toricelli von Lugano, von denen sich auch jenseits der Alpen in Como, Mailand, Turin, Crema, Neapel, Alessandria, Bellinzona Arbeiten finden. [1])

---

[1]) Von Anton Toricelli erzählt man ein ähnliches Stücklein wie von Zeuris, er habe nämlich eine Stiege so täuschend gemalt, daß die Hunde öfter über dieselbe hinaufspringen wollten. — Als die Laienbrüder des Klosters die Künstler beim Malen der Kreuzigung Christi durch öfteres Zuschauen störten, malten sie zu einiger Genugthuung die kreuzigenden Juden mit den Portraits dieser Brüder, worüber die Betroffenen sich nachher umsonst beschwerten.

In allen diesen Arbeiten zur Kunstgeschichte ist das Material mit einer Sorgfalt und Vollständigkeit zusammengetragen, daß Späteren wohl nur wenig zu thun übrig bleiben dürfte.

Einem Zweige der Kunst hat P. Gall sein ganzes Leben lang eine besondere Vorliebe und Pflege zugewendet. Es ist die Musik. Sie hat, um mit seinen eigenen Worten zu reden, einen unverhältnißmäßigen Raum in seinem Leben eingenommen, und seine Aufzeichnungen aus diesem Fache sind so zahlreich, daß sich aus denselben leicht eine ziemlich vollständige Geschichte der Musik in Einsiedeln während des letztverflossenen halben Jahrhunderts zusammenstellen ließe.

Die Anfangsgründe in Gesang und Violin brachte Morel bereits von St. Gallen mit in das Kloster, wo sich die Musik von jeher, als wichtiger Theil des Gottesdienstes, einer besondern Pflege zu erfreuen hatte. Bei der Aufnahme von Zöglingen in die Klosterschule wurde sehr viel auf musikalische Anlagen gesehen, und namentlich war der damalige Studienpräfekt, der uns schon bekannte P. Bernard Foresti, ein leidenschaftlicher Liebhaber der Musik. Als geborner Mailänder huldigte er natürlich ganz dem italienischen Geschmack, hatte selbst persönliche Verbindungen mit einem der berühmtesten Komponisten dieser Zeit, dem Kapellmeister Bonfichi bei St. Maria dei Servi in Mailand, und war auch von 1813—1832 Kapellmeister des Stiftes. Noch ausschließlicher und einseitiger, wollte Abt Cölestin Müller (1825—1846) nur die welsche Musik gelten lassen. In seinen Notizen zur Musikgeschichte in Einsiedeln spricht sich P. Gall über den zur Zeit seines Eintrittes in das Kloster herrschenden musikalischen Geschmack also aus: „Die Musik des Klosters war weit umher bekannt, ja es verbreitete sich von da aus die sogenannte figurirte Kirchenmusik in die übrigen Kirchen der katholischen Schweiz. Dazu gab den

Anlaß die Uebernahme des Gymnasiums in Bellenz.[1]) Die dort angestellten Patres wurden mit der gefeierten welschen Musik bekannt, und verpflanzten dann diesen damals allgemein geltenden musikalischen Geschmack, wie die Kompositionen welscher Meister, über den Berg in ihr Heimathkloster. Was irgend Schönes oder Neues in den heiligen Hallen zu Mailand, Como, ja selbst in Loretto erklang, das mußte bald darauf im Tempel zu Einsiedeln erklingen, und es begreift sich, daß Pilger, die etwas von der Kunst verstanden, bald auch wünschten, Aehnliches nach ihrer Heimath zu verpflanzen, wozu man gern oder ungern vom Kloster aus die Hand bot. Die italienische Musik blieb lange Zeit die allein herrschende, und es war kaum daran zu denken, von Komponisten eines andern Landes etwas auf das Orchester zu bringen, es wären denn etwa Nachahmungen des welschen Stiles gewesen."

Daß Morel von dieser Geschmacksrichtung beeinflußt werden mußte, liegt auf der Hand. Im „Fraterstock" war das musikalische Leben, wie wir schon wissen, ein sehr reges gewesen; Morel kopirte und studirte eine Masse welscher Musik, so unter Anderm die große Messe von Costa — „das Dümmste, was ich geschrieben," wie das Tagebuch hinzusetzt — arrangirte auch viel dergleichen für die Kirche, so z. B. zwei Opernstücke von Cimarosa als Pangue lingua u. s. w. „Dergleichen ästhetisch-liturgische Sünden, meint er,

---

[1]) Diese Anstalt stand zuerst unter den Jesuiten. Als diese sie aufgegeben hatten, schlossen die drei Orte Uri, Schwyz, Unterwalden, als Herren von Bellenz, im Jahre 1675 einen Vertrag mit dem damaligen Fürstabt von Einsiedeln, Augustin Reding, in Folge dessen das Kloster die Leitung der Schule übernahm, und bis zu deren gewaltsamer Aufhebung im Jahre 1852 besorgte. Sie war ein vollständiges Gymnasium, zählte gewöhnlich sechs Kapitularen von Einsiedeln als Lehrer, und befand sich namentlich gerade zur Zeit der Aufhebung in einem sehr blühenden Zustande, wie Zeugnisse von Behörden und Privaten zur Genüge ausweisen. Diese Schule, gewöhnlich Residenz genannt, bildete naturgemäß die Brücke, auf welcher die italienische Kunst in das Mutterkloster gelangte, und spielt daher in dessen Geschichte eine wichtige Rolle

beging ich in großer Zahl, verlockt durch den damals in hier allgemein herrschenden Geschmack, und mehr noch durch das Beispiel des P. Bernard, der solche Travestien zu Hunderten geliefert hatte."

Indessen ließ sich sein feiner musikalischer Sinn doch nicht in die Fesseln dieser einseitigen Richtung schlagen; schon sehr frühe emanzipirte er sich und erkannte die Schwächen dieser welschen Musik und des herrschenden Geschmackes. Konzerte für einzelne Instrumente waren damals in der Kirche während der heiligen Messe sehr häufig und beliebt. Ein solches für Flöte wurde z. B. 1823 zum Offertorium gespielt, und da macht unser Aesthetiker denn doch bereits die gute Bemerkung: „Das paßt in unsere Kirche wie Miniatur an die große Kuppel." Bei der Konsekrationsfeier des Abtes Cölestin, 1825, wurde zum Offertorium die Ouvertüre zu Don Juan und eine Messe von Allinovi aufgeführt, das Uebrige nach dem Offertorium war still. „Diese Stille, sagt das Tagebuch, war fast feierlicher als die Allinovi'sche Musik." Ein andermal durchgeht er Ricciardo und Zoraide von Rossini im Klavierauszug. „Die Musik deuchte mich sehr schön, nur steht sie leider in ganz willkürlicher Verbindung mit dem Texte, was oft ganz widersinnig klingt. Die Rezitation und Schnörkel und andere Auswüchse des Stückes weggeschnitten, bleibt ein kleiner Rest von schöner Musik übrig."

Zur Abklärung des Geschmackes half besonders Gerberts neues Tonkünstler Lexikon, das 1824 eine Hauptlektüre bildete, dann die Bekanntschaft mit Haydn, von welchem die beiden unsterblichen Meisterwerke, die Schöpfung und die Jahreszeiten, schon in den Jahren 1821 und 1822 aufgeführt wurden und auf den jungen Morel einen mächtigen und nachhaltigen Eindruck machten. Er schrieb damals einen eigenen Aufsatz über die Schöpfung, welcher beweist, welchen feinen Sinn und welches tiefe Verständniß er für diese herrliche Schöpfung des deutschen Genius besaß, und wie er überhaupt die Musik bereits als Aesthetiker auffaßte und studirte.

Als fast fünfzig Jahre später, 1869, zur Sekundizfeier von P. Plazidus Gmeinder die Schöpfung wieder aufgeführt wurde, holte P. Gall diese Arbeit seiner Jugend wieder hervor, und las sie in der ästhetischen Stunde seinen Schülern als Kritik vor, ohne den Verfasser und die Jahrzahl zu nennen. Dazu konnte das Tagebuch mit sichtlicher Befriedigung die Bemerkung machen: „Es freute mich in dieser Arbeit des 18jährigen Fraters nichts zu finden, was ich nicht noch unterschreiben dürfte und möchte.“ Romberg's „Was bleibt und was schwindet,“ K. M. Webers Freischütz und Preciosa — die er als Quartette schrieb, Mozart's Titus, dessen Partitur er durchging, und ähnliche Sachen dienten auch, den Geschmack für deutsche Musik zu wecken und zu kräftigen; ein reisendes Künstlerquartett gab einen Begriff von Beethoven's feurigen Kompositionen. „Die Quattuors Haydn's erregen das Gemüth auf wunderbare Weise so daß unsereinem jeder Gedanke an das Komponiren verleidet.“

Diese wenigen Andeutungen beweisen genugsam, wie sehr sich der junge Mönch über die Einseitigkeit des herrschenden Geschmackes zu erheben, die Schwächen der welschen, den tiefern Gehalt der deutschen Musik zu werthen verstand. Uebrigens stand er in dieser Beziehung im Stifte nicht allein da.

Wie er sich im Kloster lebhaft um Musik intressirte, so schenkte er auch auf seinen Reisen derselben immer eine sorgfältige Beachtung. Der Beschreibung der Mailänderfahrt hat er einen besondern Anhang über diesen Kunstzweig beigegeben, und sich darin ausführlich über Kirchen- Theater- Kammer- und Feldmusik ausgesprochen. Ueber die erstere — und er hatte alle Kompositionen, die neuestens bei Riccordi erschienen waren, in Partitur durchgangen — faßt er seine Beobachtungen und Ansichten in die Worte zusammen: „Die Kirchenmusik ist in Italien, wie es auch alle Nachrichten von Reisenden bestätigen, wirklich in tiefem Verfall. Nicht nur ist der Opernstil in die Kirchenmusik gefahren, sondern dieser Opernstil ist noch obendrein der fadeste und elendeste, den man sich denken kann.

Einige beliebte und schmachtende Tiraden und Gemeinplätze kehren immer und immer wieder, und auf den Text wird so wenig Rücksicht genommen, daß sich die meisten Stücke schöner ohne Worte ausnähmen. Du weißt, daß ich sonst auch mehr das Heitere als das Finstere liebe, aber auch dieses Heitere muß vernunftmäßig und der Sache angepaßt sein. Wenn kein Unterschied mehr zwischen qui tollis peccata mundi und ben mio ist, so hört aller geistige Genuß in der Musik auf."

Nicht günstiger lautet das Urtheil über die Theatermusik, bei welcher für die Sinne auf verschwenderische Weise gesorgt sei, während dem Geiste sehr wenig geboten werde. [1])

Einen besonders heilsamen und nachhaltigen Einfluß auf seinen musikalischen Geschmack hatte die süddeutsche Reise von 1836, weil er — seit 1835 zugleich Kapellmeister des Stiftes [2]) — nun auch die deutsche Musik in ihrer Heimath näher kennen lernte. Vor allen war es ein Konzert in Darmstadt, wo ihm der tiefe geistige Gehalt und damit die Ueberlegenheit der deutschen Kunst über die welsche in frappanter Weise offenbar wurde. Der Ertrag des Konzertes war für ein Beethovendenkmal bestimmt, und es wurde die Symphonia heroica und der zweite Akt von

---

[1]) Anläßlich seiner zweiten Reise nach Mailand, 1841, bemerkt er über die Theatermusik in der Skala: „Seit 10 Jahren hat der Tollsinn um ein bedeutendes zugenommen. Welch ein Haschen nach momentanem Effekt, welch Zusammenraffen des Widerwärtigsten, welcher Ueberreiz des Ohres auch hier, neben technischer Vollendung in allen Zweigen. Ein Eremit schaut aus ganz andern Gucklöchern als ein sinnlicher Mailänder; aber ich dächte, auch der bloße Sinn verlange irgend einen Zusammenhang, oder künstlicher gesagt, der äußere Sinn verlange auch einen innern Sinn."

[2]) Als Kapellmeister, von 1835 — 1840, schrieb er die bereits erwähnten Musikkataloge, ferner Händel's Messias, Haydn's sieben Worte, Neukomm's Vaterunser, Vogler's Miserere, Beethoven's Meeresstille und glückliche Fahrt, Neukomm's Ostermorgen, 10 Ouvertüren und Symphonien, 4 Requiem, 22 Messen, 4 Te Deum, 36 Offertorien, 19 Magnifikat. Daneben wurde Vieles für den Kirchengebrauch arrangirt.

Fidelio als Oper gegeben. „Nie, sagt das Tagebuch, hörte ich seitdem mehr eine dramatische Musik, die mich so ergriffen hätte. Welch ein Gegensatz zu den welschen Tiraden!“ Auch für die Kirchenmusik brachte er reiche Ausbeute nach Hause, Messen von Schnabel, Aiblinger, Neukomm, Drobisch, Elsner, Müller, Witzka, auch einzelne Vespern. Waren früher häufig italienische Komponisten nach Einsiedeln gekommen, so wurden jetzt Beziehungen mit deutschen angeknüpft. Schon 1837 war der liebenswürdige Aiblinger, dessen Kompositionen so recht die Innigkeit und kindliche Frömmigkeit des deutschen Herzens athmen, auf Besuch. Neukomm, der bereits eine seiner Messen vorausgeschickt hatte, brachte eine zweite für das Fest der Engelweihe. „Man fand sie aber, wie das Tagebuch sagt, zu schwierig und zu ernst.“ Dieser Zusatz läßt deutlich erkennen, wie sehr unser Kapellmeister noch mit dem ziemlich stark eingewurzelten italienischen Geschmacke zu kämpfen hatte; er hofft daher auch, der Komponist werde durch seine persönliche Anwesenheit, im Herbste des Jahres 1840, nicht ohne Einfluß auf die jüngern Komponisten und Orgelspieler im Stifte bleiben. In dieser Erwartung wurde er nicht getäuscht, und konnte bald schreiben, daß sich das Geschmacksurtheil mehrerer Musiker, besonders der geschicktesten und derjenigen, die den Ton angeben, zu Gunsten der deutschen Komponisten erklärt habe. Schon 1844 wurden — nachdem P. Gall selbst schon 1840 das Amt eines Kapellmeisters abgegeben hatte — ausschließlich deutsche Musikalien angeschafft, „indem die einst allherrschende welsche Musik von Tag zu Tag mehr an Kredit verliert, und wahrscheinlich nach einigen Jahren ganz verbannt wird.“ Und so ist es wirklich gekommen. Schon 1849 macht das Tagebuch die Bemerkung: „Welsche Sachen erscheinen meistens nur mehr aus Rücksichten gegen gewisse Freunde derselben.“

Auf den Reisen nach Wien und Paris verfolgte er mit besonderem Interesse den Entwicklungsgang der weltlichen, beziehungsweise der Theatermusik. Im Theater an der Wiena hörte er die

Schöpfung von Haydn, die eben zur Erinnerung an ihre erste Aufführung vor fünfzig Jahren gegeben wurde. Er schloß dabei meistens die Augen, um, wie er sagte, die Ohren besser öffnen zu können. Manches verstand er erst jetzt, so z. B. das Gewimmel der Wasserthiere, den Chor in A im zweiten Theile, das wundervolle Chaos. So wenig als die italienische entsprach ihm dagegen die moderne deutsche Theatermusik. Nachdem er den „Prophet" von Meyerbeer gehört, schrieb er in sein Tagebuch: „Darüber war eigentlich mein Urtheil vorher schon gemacht, jetzt aber durchweg bestätigt. Das ist Unnatur, Sinnenbetäubung, Effektmacherei im Großen, und im Hintergrunde Heiden= und Judenthum, aller Wahrheit und alles Glaubens (im weitesten Sinne) baar." Als er einmal die Partituren von Mozart's Figaro und Don Juan durchgegangen hatte, schrieb er darüber: „Sie geben einen recht klaren Begriff von den Wiener Zuständen im vorigen Jahrhundert, und es ist ewig zu bedauern, daß Mozart's Genie in eine solche Kloake fiel, wie sie sich in seinem Textliefernden Abbate (?) da Ponte charakterisirt. Welche Frivolität zeigt sich vor allen im letzten Finale von Don Juan, um so empörender, weil sie die Form des tiefsten Ernstes als Unterlage hat. Dieser Leporello bleibt am Ende mit seiner Komik doch die Hauptperson und läßt keinen Ernst aufkommen. Die hochtragische Form der Musik, die mit passendem Inhalt so gewaltig und wohlthätig hätte wirken können, ist hier in einer Art vergeudet, wie ich in der Kunstgeschichte kein ähnliches Beispiel kenne. Mit Faust von Göthe ist denn doch Juan nicht zu vergleichen. Die Memoiren des Abbate da Ponte erklären vieles. „So was können eben nur verkommene Kleriker leisten."

Auch zu Rom, in der Hauptstadt der Kunst, beschäftigte er sich mit der Musik und hoffte viel Belehrendes, kam aber zu dem traurigen Schlusse, daß gerade diese Kunst, wenn man die weltberühmte päpstliche Kapelle ausnimmt, von ihrer einstigen Höhe

am tiefsten herabgesunken sei. Er schrieb über Zerfall und Herstellung der Kirchenmusik für eine Sitzung des christlichen Kunstvereins, 24. April 1853, einen eigenen Aufsatz, den er im vierten Jahrgang der katholischen Schweizerblätter, 1862, theilweise erscheinen ließ, und worin er seine Anschauungen über diesen Kunstzweig niedergelegt hat. Wir geben eine Stelle daraus um so lieber, als dieselbe zugleich als eine kleine Probe gelten kann von der Art und Weise, in welcher er solche Punkte auch in seinen ästhetischen Vorträgen zu behandeln pflegte.

„Das Schöne, schreibt er, ist die lebendige unmittelbare Vereinigung der höchsten Gegensätze durch und für das Gefühl. Diese Gegensätze aufzusuchen und ihre wundervolle Vereinigung zu prüfen, das ist die Aufgabe der Aesthetik. Da aber das Schöne in positiver Weise nie vom Verstande erfaßt wird, so behilft er sich mit dem negativen Geschäfte der Kritik, und durch Ausscheidung alles falschen Schönen kommt er denn doch der wahren Schönheit bedeutend näher.

„Nun zeigt sich, daß alles falsche Schöne, alle Verirrung in der Kunst aus zwei Quellen fließt. Entweder ist es Einseitigkeit, womit sich irgend ein Element des Schönen hervordrängt, oder gänzlicher Mangel eines oder des andern nothwendigen Elementes.

„Die Musik hat vorzüglich drei Elemente, nämlich das Sinnliche, die Töne, Melodie u. s. w., in so weit sie den thierischen Menschen, ja das Thier selbst reizen; dann das Geistige, insoweit der Geist (im engern Sinn) sich durch Töne ausspricht und durch sie gehoben oder niedergedrückt wird, und endlich das Verständige, insoweit die Musik eine mathematisch oder arithmetisch wohlgefügte Basis hat, die diese Kunst auch zu einer bedeutenden Wissenschaft macht, wie sie denn auch im Mittelalter als eine solche in der Schule behandelt wurde.

„Durch diese drei Elemente ist die Musik wohl die mächtigste Kunst, und wie sie einerseits in's Gebiet des thierischen Seelen-

lebens tiefer als jede andere hinabreicht, so reicht sie auch hoch in's selige Leben der Geister, und man hört genug sagen, wie im Himmel gesungen und musizirt wird, während ich noch nie hörte, daß man dort malt und bildhaut oder gothische Dome baut.

„Als Hauptverirrungen der Musik zeigen sich nach dem Vorgesagten

a) „Das einseitige Uebergewicht des Sinnlichen über das Geistige. Diese Einseitigkeit ist es vorzüglich, die zu allen Zeiten beklagt wurde und alle jene Wirkungen hervorbrachte, die in den erwähnten Schriften oft launig und kräftig genug geschildert werden. Im Einzelnen finden wir als der Sinnlichkeit mehr entsprechend, das Vorherrschen der Melodie, wobei ich noch betonen möchte, der sinnlichen, gemeinen Melodie, denn es gibt auch eine reine, geistige, sowie es anderseits auch sinnliche und betäubende Harmonien gibt. Ferners Vorherrschen des Taktes. Der Takt, das rohe, streng gemessene Zeitmaaß, ist das gemeinste und sinnlichste in der Musik, in Tanz und Marsch ein Hauptelement und dort auch sogar mechanisch den untersten Theil des Menschen die Füße hebend. Die gemeinsten Instrumente, Trommel und Zubehör zur Janitscharen-Musik, leben nur vom Takt und durch ihn wird der Rekrut zur Fahne getrieben. Auch der Rhythmus, obschon weit höher stehend, hat seine sinnliche und geistige Seite und ersterer herrscht besonders in den genannten Tonstücken vor. Anderseits verschwindet in der höchsten Musik, im Chorale, der Takt fast ganz, oder kleidet sich in einen künstlichen Periodenbau, der sein Gemeines und Sinnliches deckt.

„Zum vorherrschend Sinnlichen gehören auch gewisse reizende Instrumente, namentlich die mit höherer Stimmung, und die Seiteninstrumente, wobei sogar der animalische Stoff, aus dem sie bestehen, mitwirken mag, wie auch gewisse Künsteleien des Vortrags im Gesang und beim Spiele von Instrumenten. Am meisten aber gewisse Tongänge. Es grenzt an's Unbegreifliche, wie ein

halber Ton in der Tonleiter einen so gewaltigen Unterschied im ganzen Tonsystem machen kann, daß es dadurch ein vorherrschend Geistiges oder Sinnliches wird, und daß sogar die Kirche sich veranlaßt fand, ernstlich ihre Stimme gegen eine nur auf einem solchen halben Ton sich beschränkende Neuerung zu protestiren, wie einst die Spartaner einen Bürger straften, der gewagt hatte, den vier Saiten der Leier noch eine fünfte beizufügen. Was sollen wir dann erst sagen zu den Ausartungen der modernsten Musik in Bezug auf Sinnlichkeit; zu dem Opernstyl der Kirchenmusik, zu dem förmlichen Zustutzen der reizendsten Opernarien und Duetten mit Unterlegung heiliger Texte, zu den schmelzenden Orgel-Registern und dem Geklingel und Geklapper in gewissen Orgeln, zu den weltlichsten Ouvertüren, Concerten, Variationen, Märschen, Symphonien, die man nicht selten während der heiligsten Handlung hört u. dgl. Das Alles ist eben ein Vordrängen des Individuellen, des Subjektiven, gegenüber dem Objektiven der Tonkunst als Gesammtausdruck der Gemeinde und des über dem Ich stehenden Göttlichen.

„Eine zweite Einseitigkeit liegt im Vorherrschen des bloß Verständigen. Der Verstand kann ohne alles Gehör und Gefühl für Musik, durch bloße Kenntniß der Harmonielehre, ein nach allen Regeln der Composition richtiges Stück fertigen, aber es wird nicht schön sein. Die Musik ist nach dieser mathematischen Seite hin mit der Architektur verwandt. — Diese Einseitigkeit, diese Verirrung nun findet sich bei den meisten Contrapunktisten im XIV. und XV. Jahrhunderte. Sie ignoriren das Gefühl und überbieten sich gegenseitig in allerlei Künsteleien. Am meisten herrschte dieser Geschmack in den Niederlanden vor, und bei Glarean und Forkel finden sich Muster solcher Verirrungen zur Genüge, wie z. B. der Würfelkanon, der Räthselkanon, der Zirkelkanon. Diese Einseitigkeit ließe sich parallel mit dem perspektivischen Zeichnen, oder

mit allen mechanischen Produkten in andern Kunstgebieten schildern. Sie kommt auch in der neuern Musik oft vor.

„Die dritte Einseitigkeit besteht in dem Versuch das Geistige so hervorzuheben, daß das Sinnliche möglichst verschwindet, dahin gehört etwa ein öder, trockener, geistloser Psalm oder Liedergesang, der sich immerfort fürchtet dem Ohr wohlzuthun, und der aller sinnlichen Mittel und Elemente entbehren zu können glaubt. Dieser Irrthum findet sich am meisten bei gewissen protestantischen Sekten, und an ihn grenzt zunächst das Verbannen aller Musik aus der Kirche, wovon Beispiele genug in der Kirchengeschichte vorkommen. Solchem übertriebenen Purismus steuern aber auch viele der bestgesinnten Katholiken in heiligem Uebereifer entgegen. Wir haben also auch hier, wie in der ganzen Philosophie die drei großen Häresien des Sensualismus, der nur das Sinnenfällige anerkennen will, des Rationalismus — oder Realismus, der die Idee negirend, Alles allein mit dem Verstand zu erfassen meint, und endlich des reinen Idealismus, nämlich des einseitigen Fichtianismus, dem am Ende vor lauter Denken Sinn und Verstand abhanden kommt.

„Andere untergeordnete Einseitigkeiten gehen daraus hervor, wenn z. B. das Orchester sich über die Stimmen hervordrängt, und anstatt als Piedestal diese zu tragen, sich als Statue selbst gerirt und die Stimmen zum Fußgestell macht, oder sich von ihm accompagniren läßt, wie dies bei der neuen italienischen Kirchenmusik oft der Fall ist. Oder es herrschen die Stimmen allein mit Ausschluß aller Instrumente, oder es schweift die Musik in ein anderes Kunstgebiet hinüber, z. B. in das der Malerei. — Die meisten andern Verirrungen lassen sich auf die gesagten zurückführen und hangen mit ihnen zusammen."

Entwickelt unser Aesthetiker in dieser längern Stelle mehr seine theoretischen Ansichten über Musik, so geht er im Weitern auch auf die geschichtlichen Gründe des Zerfalles ein, und kommt dann

auf die in unsern Tagen mit so viel Eifer, oft sogar Leidenschaftlichkeit ventilirte Frage, wie diese auch für die Religion so wichtige Kunst aus ihrem Zerfall wieder emporzuheben, ihrer Idee, ihrem Zwecke entsprechend zu reformiren sei. Da stellte er den gewiß richtigen Satz voran: „Im Allgemeinen sage ich: Bessert die Menschen, so bessert ihr auch die Musik.“ Dann meint er eben so richtig, mit schriftlichen Reformvorschlägen sei nicht viel geholfen. „Man schrieb viel über kirchliche Architektur, es half wenig; aber als man wieder Kirchen in diesem Styl restaurirte und neue erbaute, freute sich auch der Laie und selbst der unbefangene Protestant an der Sache ... So wird's auch mit der Musik sein. Dann müsse man die Jugend in bessern Geschmack heranbilden, an geistlichen Bildungsanstalten einen Lehrstuhl für christliche Kunst errichten, verbunden mit praktischen Uebungen, und endlich können auch Vereine (deren Wirken er indessen zu wenig hoch anschlägt) gute Erfolge erzielen.“

Wie sehr nun P. Gall die Mängel der zeitgenössischen Kirchenmusik erkannte, so gehörte er doch anderseits nie zu denjenigen, welche das Kind mit dem Bade ausschütten, und namentlich trat er bei der Diskussion, welche sich im christlichen Kunstverein an seinen Aufsatz anknüpfte, und in welcher die Beseitigung der Instrumentalmusik aus der Kirche gefordert wurde, dieser Tendenz entgegen. Sie ist ihm „ikonoklastisch und protestantisch, und gibt dieses außerordentliche und höchst wirksame Produkt des Menschengeistes in die Hand der Gegner.“ Ebenso führt er in den katholischen Schweizerblättern zu Gunsten der Instrumentalmusik drei Gründe an, daß erstlich die größten Musikgenies dadurch Anlaß gefunden, unsterbliche Werke heiliger Kunst zu schaffen; daß ferner die große Menge der Gläubigen sich dadurch gehoben fühle; und daß endlich die Kirche in allen andern Kunstgebieten das Kunstvollste und Vollendetste adoptire, warum also nicht auch in der Musik, welche in der Ausbildung des Orchesters so weit vorgeschritten sei.

Dieser Anschauung blieb P. Gall stets getreu, und nahm auch

später entschieden Stellung gegen jene neuere Richtung in der Kirchenmusik, welche die Instrumente verbannen, und den sogenannten Palästrinastyl zum alleinherrschenden und mustergültigen erheben will. Als er am Neujahr 1866 ein Graduale (Ave) von Lotti gehört, schrieb er in das Tagebuch: „Ich konnte in demselben nichts als Verstandesarbeit entdecken." Aehnlich lautet das Urtheil über eine am hohen Donnerstag 1868 aufgeführte Palästrinamesse: „Sie wurde gut gesungen, geht mir aber beim besten Willen nicht weiter als bis in's Ohr und in den Verstand; Gefühl und Phantasie ruht aus. Oder dann bin ich zu alt — oder zu jung und sinnlich. Ueber das Argument: Es gleicht ein Stück dem andern so sehr, daß z. B. in einer Messe unter jeden Theil derselben jeder Text gesetzt werden kann, der Eindruck ist immer derselbe — über dieses Argument komme ich nicht hinaus."

Bei alle dem stellte er aber doch wieder mit voller Entschiedenheit den Grundsatz auf, daß auch auf diesem Gebiete der kirchlichen Auktorität schließlich die maßgebende Stimme zustehen müsse. „Ohne über die Art und Weise der rechten Kirchenmusik im Klaren zu sein, glaube ich, es müsse in dieser Sache, wie z. B. bei Veröffentlichung und Lesung von Büchern, eine kirchliche Oberleitung und Aufsicht stattfinden, schon darum, weil die Musik ein wesentlicher Theil der Liturgie ist. Sollten die strengsten Kirchengesetze die Aenderung eines Wortes im Canon untersagen, und dabei der Willkür der Komponisten und Musiker die Art, diese heiligen Worte zu behandeln, völlig überlassen? Soll die Kirche z. B. darüber wachen, was ich für mich allein zu Hause lese, und nicht über das, was zur Hebung des Gottesdienstes vor allem Volke von der wirksamsten aller Künste (der Musik) geleistet wird?"

Wie für andere Zweige der Kunst legte er auch für die Musik eine eigene Sammlung in der Bibliothek an, welche namentlich seit 1862 durch die Mitwirkung von P. Sigismund Keller und den Nachlaß des bekannten Musikers Pearsall bedeutend vermehrt

wurde.[1]) Dazu fertigte er ein „Systematisches Verzeichniß theoretischer Schriften über Musik in der Bibliothek des Klosters", welches nach K. F. Becker's „Systematisch chronologische Darstellung der musikalischen Literatur" geordnet ist. Es behandelt im ersten Abschnitt Ursprung, Schönheit, Nutzen, Natur, Zweck, moralische und physische Wirkungen der Musik auf Menschen und Thiere; die Geschichte der Musik im Allgemeinen und bei den einzelnen Völkern im Mittelalter und in der neuern Zeit. Daran reihen sich Kirchengesang und Kirchenmusik, theatralische und weltliche Musik, Lebensbeschreibungen von Musikern, musikalische Handbücher und Lexika; im zweiten Abschnitt erscheint die Akustik, der Instrumentenbau, die Arten der Instrumente; der dritte behandelt die eigentliche Theorie der Musik und ihrer einzelnen Zweige; der vierte endlich die musikalische Aesthetik, Beziehung der Musik zu den andern Künsten.

Diese Arbeit führte ihn zu weitern geschichtlichen Forschungen auf diesem Felde, welche er unter dem Titel: Zur Geschichte der Musik in Einsiedeln, zusammenstellte. Den Stoff enthob er zunächst den hiesigen Handschriften und andern Quellen. Auch hier freute ihn besonders das Ergebniß, daß diese Kunst in Einsiedeln, wie überhaupt in den schweizerischen Benediktinerklöstern, von Seite der Aebte stets wohlwollende Förderung erfahren hatte.

Noch in seinem letzten Lebensjahre legte er ein „Verzeichniß schweizerischer Musiker" an, „eine alte Idee, wieder angeregt durch Uto Kornmüller's Lexikon der kirchlichen Tonkunst." „Aufgefallen ist mir dabei, sagt das Tagebuch, daß die großen Kantone früher so wenig leisteten. Weitaus das Meiste und Beste in alter Zeit verdankt doch die Musika den Klöstern; selbst unter den Jüngern S. Francisci fand ich Komponisten. Der gewaltige

---

[1]) Auch eine musikalische Autographensammlung wurde damit verbunden.

Kanton Bern mit Waadt rc. kennt nicht Einen bedeutenden Musikus, ebenso Schaffhausen, Glarus seit Glarean. Es ist wirklich, als ob man sich dieser Kunst geschämt hätte."

Ueberhaupt drängte sich das geschichtliche Interesse in diesem Fache, wie in so manchen andern, mit dem zunehmenden Alter mehr in den Vordergrund. [1]) Während die sogenannte Zukunftsmusik ihm gar nicht eingehen wollte, machte sich dagegen die Vorliebe für früher in der Jugend Liebgewonnenes stärker geltend, und es kommt sogar die Klage vor: „In Bezug auf Musik muß ich eine schwere Entsagung üben. Alle die schönsten, rührendsten Oratorien der frühern Zeit verbannt, vergessen, verachtet!" Es will eben das Alter sich sein Recht nicht nehmen lassen.

Ueberblickt man alle Arbeiten, Sammlungen, Reisen unsers Aesthetikers, das Vierteljahrhundert, in welchem er Jahr für Jahr seine ästhetischen Verträge gehalten, die hohe Begabung, die reichen Erfahrungen, die ihm in allen Zweigen der Kunst zu Gebote standen, die allseitige Durchbildung seines Geistes gerade in diesem Fache, so hätte man wohl wünschen und erwarten dürfen, daß er seine Ideen über Kunst und Kunstgeschichte in einem größern Werke

---

[1]) Einen Beweis hiefür gibt auch folgende Stelle aus dem Tagebuch vom Dezember 1869: „Es wandelte mich einst in jüngern Jahren die Lust an, in deutschen Dichtern nachzusehen, was sie über Musik und Verwandtes gedichtet haben. Die Notizen, die damals gemacht wurden, blieben Jahre lang ungeordnet liegen. Als später das Album der Malerei und Musik (Leipzig 1865) erschien, suchte ich dieselben wieder hervor und ordnete sie nebst den Gedichten des genannten Buches zu folgendem Verzeichnisse: 1. Allgemeines Wesen, Werth der Musik; 2. Sagen über Musik, antike, christliche; 3. Tonkünstler und Musiker; 4. Gesang und Sänger; 5. Instrumente (Orgel, Klavier, Laute, Leyer, Guitarre, Geige, Blasinstrumente, Glocke); 6. Musik der Natur; 7. Musik und die andern Künste; 8. Die musikalische Seele; 9. Macht der Musik; 10. Fromme Klänge; 11. Volkslied, Straßenmusik."

systematisch ordnen, ausarbeiten, und das Resultat seiner Erfahrungen für die Mit- und Nachwelt darin niederlegen würde. Den Gedanken dazu hatte er allerdings, auch den Wunsch seine Aesthetik noch auszuarbeiten, allein zur Ausführung ist derselbe leider nicht gediehen. Wohl liegen seine ästhetischen Vorträge in vier Heften (in Quart) vor, allein in so durchaus aphoristischer Form, daß sie sich zur Drucklegung gar nicht eignen; und so ist denn leider keine größere Arbeit aus diesem Fache von ihm einem größern Publikum zugänglich geworden.

Und worin haben wir den Grund dieses bedauernswerthen Mangels zu suchen? Das Tagebuch macht einmal über den bekannten Aesthetiker Vischer die Bemerkung: „Ohne Vischer zu kennen, bin ich auf sehr ähnliche Resultate gekommen, und das frappirt mich, denn in den Prinzipien gehen wir weit auseinander.“ Sollte nun vielleicht die Besorgniß, als zu wenig selbstständig zu erscheinen, hier hemmend eingewirkt haben? Wir glauben es im Ernste nicht. Dagegen dürfte der Grund viel tiefer in Morel's Naturell gelegen sein, dem es an der erforderlichen Ruhe und Ausdauer fehlte, um eine so weitaussehende Arbeit, wie die vollständige systematische Durchführung einer Wissenschaft, zumal bei einer solchen Menge anderer Beschäftigungen, über sich zu nehmen.

V.

Der Schulmann.

Morel's Wirken an der Schule bis zu deren Erweiterung durch Abt Heinrich. Theilnahme am innern Um- und Ausbau der Stiftsschule. Ideen über Organisation der höhern Schulen. Wirken als Professor am Lyzeum. Verdienste um das Schultheater. Pädagogische Anschauungen des Rektors. Anerkennung seines Wirkens. Thätigkeit auf dem Gebiete der Volksschule.

Der Dichter, Polyhistor, Aesthetiker hat den reichen Schatz seines Wissens während seiner ganzen langen Wirksamkeit mit besonderer Vorliebe der Stiftsschule gewidmet, mit deren Geschichte sein Leben in so unzertrennlicher Weise verflochten erscheint, daß er mit Fug des Dichters Wort von sich gebrauchen dürfte: et quorum pars magna fui. [1])

In welchem Stande diese Schule sich befunden zur Zeit als Morel in dieselbe eingetreten, ist bereits angedeutet worden. Als Klosterschule im engern Sinne war sie zunächst und hauptsächlich Lateinschule, beschränkt auf eine kleine Zahl von Fächern, Schülern (36) und Schulstunden; dann auch mit dem Kloster und dessen Hausordnung in verschiedener Hinsicht näher verbunden, ein Umstand, der allerdings für die Organisation einzelne Uebelstände mit sich brachte, anderseits aber auch Ursache war, daß sich ein um so vertrauteres familiäres Verhältniß zwischen Lehrern und Schülern herausbildete. Dabei ist nicht zu übersehen, daß dazumal Anforderungen, wie sie heutzutage an die Schule gestellt werden, noch

[1]) Virg. Aen. II, 6.

nicht Rechnung getragen werden mußte, und daß es völlig ungerecht wäre, wenn man den Maßstab der Gegenwart, der doch selbst wieder ein sehr relativer und veränderlicher ist, an die Vergangenheit anlegen wollte.

Morel hatte die Schule in der kurzen Zeit von anderthalb Jahren, die er als Schüler an derselben zugebracht, liebgewonnen und schon bald nachdem er in die klösterliche Bildungsstätte übergetreten, und lange bevor er selbst als Lehrer auftrat, war er wieder in Verbindung mit derselben gekommen. Es bestand nämlich schon damals die Uebung, daß die schriftlichen Aufgaben für die Prüfungen nicht von den betreffenden Klassenlehrern, sondern von dem sogenannten Korrektor aufgegeben und zensirt wurden, eine Funktion, welche Morel schon als Frater gerne über sich ge nommen, und die ihm in der Folge als Präfekt und Rektor auch stets verblieben, nur mit dem Unterschiede, daß das, was bei der geringen Schülerzahl mit leichter Mühe verbunden war, seit der Erweiterung der Schule mit der steigenden Frequenz zur bedeutenden Last erwuchs, über deren drückendes Gewicht er in spätern Jahren öfter klagte.

Seine eigentliche Thätigkeit für die Schule beginnt mit dem Jahre 1826, und dauert ununterbrochen fort bis zu seinem Tode, 1872. Dieser lange Zeitraum wird durch das Jahr 1848, in welches der äußere und innere Um- und Ausbau der Schule fällt, in zwei der Zeit nach beinahe gleiche Hälften getheilt, von denen jedoch die erste eine ungleich geringere Bedeutung in Anspruch nimmt, und mit wenigen Worten dargestellt werden kann.

P. Gall mußte nicht, was man so sagt, von der Pike auf dienen, sondern es wurde ihm gleich Anfangs die Professur der Rhetorik, d. h. der obersten Gymnasialklasse übertragen, eine Stelle die für den talentvollen, phantasiereichen jungen Mann allerdings besser paßte, als eine untere Gymnasialklasse. Er brachte denn auch für das Lehrfach alle jene glänzenden Eigenschaften, alle jene

rastlose und allseitige Thätigkeit, die wir an dem Polyhistor und Aesthetiker schon kennen, in vollem Maße mit. Wie er sich zuvor in das Gebiet der deutschen Literatur hineingearbeitet, so wollte er nun auch das der lateinischen vollständig übersehen und beherrschen. Mit jenem feinen Sinne, den ihm die Natur verliehen, nahm er in den Jahren 1826 — 32, während welcher er die Rhetorik lehrte, die alten Klassiker der Reihe nach vor, und machte sich namentlich die lateinische Literatur zu eigen. Er verstand es meisterhaft, die Liebe, welche er selbst für die alten Auktoren hatte, auch seinen Schülern mitzutheilen. Für diese verfaßte er einen eigenen „Leitfaden der Mythologie", ferner ein „Verzeichniß aus dem Griechischen in's Deutsche aufgenommener Wörter." Ihm gebührt das Verdienst, das Griechische zuerst in die Klosterschule eingeführt zu haben, und es ist dies um so höher anzuschlagen als er selbst, abgesehen von dem schwachen Anfang, den er von St. Gallen mitgebracht, nie mehr eine Stunde Unterricht in diesem Fach genossen, und alles Weitere nur seinem Privatstudium zu verdanken hatte. Daneben gab er auch Unterricht in Zeichnen, Französisch, Italienisch, Musik, leitete die deklamatorischen Vorträge der Zöglinge, das Schultheater.

Da könnte man freilich vom heutigen Standpunkte aus die Frage stellen, wie denn der junge Autodidakt so vielen Fächern zugleich habe genügen können? Die Antwort gibt wieder seine eminente Begabung, dann die geringe Stundenzahl dieser Fächer, die wenigen Schüler, welche die Kurse damals zählten, wodurch die so zeitraubende Korrektur auf ein sehr bescheidenes Maß reduzirt wurde, endlich aber wohl auch das docendo discimus, welches sein Recht immer behaupten wird.

In den Jahren 1832 — 35 hatte P. Gall für die jüngeren Mitglieder des Stiftes Philosophie vorzutragen, eine Aufgabe, die er nur ungern übernahm, die übrigens auch seine Verbindung mit der Klosterschule, an welcher er fortwährend einzelne Fächer lehrte, nicht unterbrach. Mit dem Jahre 1836 wurde er Präfekt, und

es lag ihm in dieser Eigenschaft die wissenschaftliche Leitung der Anstalt ob. Indessen wissen wir aus der bisherigen Darstellung, daß gerade in der Periode von 1836 — 48 seine Lehrthätigkeit vor den Arbeiten in Bibliothek, Archiv, Geschichte u. s. w. etwas in den Hintergrund treten mußte. Wenn auch während dieser Zeit zur Verbesserung und Hebung der Schule manche Versuche von P. Gall wie von andern seiner Kollegen gemacht, Einzelnes auch erreicht wurde, im Ganzen und Großen blieb es doch so ziemlich beim Alten, es war eine Periode des ruhigen Fortwandelns auf den gewohnten Bahnen. Den Grund dafür erblickt das Tagebuch besonders in den Anschauungen des damaligen Vorstandes des Klosters. Abt Cölestin Müller „war vielfach ein Kind der Zeit vor 1798 und der neuen Epoche nicht mehr gewachsen." Er huldigte der Ansicht, die Jesuiten, welche damals die blühenden Kollegien in Freiburg, Wallis, Schwyz besassen, seien für das Schulfach einzig befähigt, und es sei deßhalb besser, sie zu unterstützen als selbsteigene Anstrengungen auf diesem Gebiete zu machen. In diesem Sinne handelte er auch. P. Gall, welcher indessen voll Pietät anerkennt, daß er diesem Abte viel zu danken habe, theilte diese Anschauung allerdings nicht, konnte aber die Verhältnisse nicht ändern.

Da brachte das Jahr 1846 einen Umschwung. Abt Cölestin war am 26. März 1846 gestorben, und nun trat am 23. April des gleichen Jahres durch die einstimmige Wahl des Kapitels ein Mann an die Spitze des Stiftes, welcher mit Recht als der Mann der Vorsehung angesehen werden muß. Der neue Abt, Heinrich Schmid, welcher die neue Zeit und ihre berechtigten Forderungen klaren Blickes erkannte, sollte, wie für das Kloster überhaupt, so auch für die Schule insbesondere eine neue Aera gedeihlichen Aufschwunges und Fortschritts eröffnen. Unter schwierigen Verhältnissen hatte er das Steuer ergriffen. Die Vorboten des drohenden

Sturmes, der schon im folgenden Jahre durch den sogenannten Sonderbundskrieg losbrechen sollte, waren sicher nicht dazu angethan, die Aufmerksamkeit des neuen Abtes zunächst auf die Schule zu lenken. Es gab Nothwendigeres zu thun, und die Jesuitenschulen, die gerade damals in höchster Blüthe standen, schienen überdies den wissenschaftlichen Bedürfnissen der Katholiken vollständig zu genügen. Dennoch wandte der Abt gleich Anfangs seine Fürsorge auch der Schule zu. Die Erweiterung derselben erforderte große bauliche Veränderungen, zu welchen er, als besonderer Freund und Kenner des Bauwesens, die Pläne selbst entwarf. Inzwischen sollte die bisherige engere Klosterschule in Stand gesetzt werden, durch ihre innere Organisation mit den ähnlichen Anstalten der Jesuiten und der andern katholischen Gymnasien gleichen Schritt halten zu können. P. Gall erhielt daher 1847 zugleich mit einem seiner Kollegen den Auftrag, in einer Konferenz zu Luzern mit einem Professor des dortigen Gymnasiums und dem Jesuitenpater Waser, eine Verständigung über einen gemeinsamen Studienplan für die katholischen Anstalten anzustreben. Die Unterhandlungen führten jedoch nicht zu dem gewünschten Ziele, da man bei P. Waser, wie das Tagebuch sagt, immer wieder auf das sint ut sunt aut non sint stieß.

Doch noch im Spätjahr 1847 brachten die politischen Ereignisse einen gewaltsamen Umsturz, welchem auch die Jesuitenschulen, in denen die katholische Jugend ihre höhere Bildung fast ausschließlich geholt hatte, im ganzen Gebiete unsers Vaterlandes zum Opfer fielen. Jetzt galt es rasches Handeln. Abt Heinrich, der sein Stift mit starker und weiser Hand durch die gefährliche Brandung des Bürgerkrieges hindurchgesteuert, trat entschlossen in die große Lücke, welche im höhern katholischen Erziehungs- und Unterrichtswesen durch den Sturm gerissen worden war. Sofort erstellte er ein Internat für 100 Zöglinge. Daneben liefen noch Unterhandlungen wegen Uebernahme des ehemaligen Jesuitenkollegiums in Schwyz,

welches die kantonalen Behörden dem Kloster Einsiedeln zu übergeben wünschten. Dieses hätte damit neben der eigenen Anstalt auch noch eine zweite zu besorgen gehabt. Eine schwere Anforderung; doch auch hiezu ließ sich der unternehmende Abt, wenn schon unter großen Bedenken herbei. Die Unterhandlungen waren dem Abschlusse nahe, da scheiterten sie zuletzt noch an scheinbar untergeordneten Punkten, und Abt Heinrich konnte nun seine ungetheilte Sorge der Stiftsschule zuwenden. An tüchtigen Kräften fehlte es nicht, und der neue Abt wußte sie gleich herauszufinden und an den rechten Platz zu stellen.

Vor allen fand er in P. Gall ein treffliches Werkzeug für den innern, geistigen Um- und Ausbau der Schule, ihn stellte er daher 1848 als ersten Rektor an die Spitze derselben. Damit beginnt die Glanzperiode seines Wirkens auf dem Gebiete des höhern Schulwesens. Morel war es, welcher den Plan für die Organisation der ganzen Anstalt ausarbeitete, die Statuten für das Internat und Externat entwarf. Zu dem bisherigen Gymnasium mit seinen sechs Jahreskursen sollte nun noch ein Lyzeum mit zwei Jahreskursen hinzukommen. Von diesen wurde 1848 der erste eröffnet; die Unterrichtsfächer waren: Philosophie, Weltgeschichte, Aesthetik, Philologie. Im folgenden Jahre wurde mit Hinzufügung des zweiten Kurses der Cyklus der Lyzealfächer vervollständigt durch Religionsphilosophie, Physik, Chemie, Mathematik, wozu dann noch die Naturgeschichte kam.

Diese Organisation ist, abgesehen von unbedeutenden Aenderungen bezüglich der Stundenzahl einzelner Fächer, in der Folgezeit immer aufrecht geblieben, und bei allen den vielfachen Schwankungen und Veränderungen, welchen das höhere Schulwesen in der Schweiz, in den jüngsten Zeiten zumal, ausgesetzt gewesen, von P. Gall mit Entschiedenheit festgehalten worden.

Mit dieser Organisation der Stiftsschule in Gymnasium und Lyzeum gedachte Morel keineswegs eine Neuerung aufgebracht zu

haben; war es doch die Eintheilung wie sie in den katholischen Schulen von jeher vielfach üblich gewesen. Gewiß war Niemand weniger als er blind für die Fortschritte und Errungenschaften der Neuzeit auch auf dem Gebiete des Schulwesens, und er verfolgte dieselben stets mit offenem Auge. Dennoch schien ihm die althergebrachte Gliederung der Gelehrtenschule, abgesehen von deren Bewährung durch eine lange Erfahrung, auch für die moderne Zeit und deren wissenschaftliche Anforderungen wie die naturgemäßeste, so die rationellste und beste. Seine Ideen über diesen wichtigen Gegenstand hat er unter Anderm in der Anrede, welche er zur Eröffnung des Schuljahres 1862 an die Studirenden gehalten, nach seiner Manier, und zur Hälfte in das Gewand der Poesie gekleidet, dargelegt. Wir setzen diese Ansprache deßwegen ihrem vollen Wortlaute nach hieher.

„Es ist, sprach er, ein wichtiges Werk, zu dem wir uns hier vereinigt haben; es ist das Vortrefflichste was dem Menschen werden kann, die höhere Bildung in Tugend und Wissenschaft, denn diese ohne jene ist eitel Schein und Flickwerk. Da aber von der erstern, von sittlicher und religiöser Bildung, gerade von dieser Stätte oft gesprochen wird, [1]) so will ich Einiges über die Schule als Führerin zur Wissenschaft in kurzen Zügen berühren.

„Es wäre nun da Anlaß von formeller und realer Bildung, vom Verhältniß der Gymnasien zu der Real- und Industrie- oder zur polytechnischen Schule, oder von der verschiedenen Auffassung derselben in der antiken und modernen Welt und drgl. zu reden; das wäre aber zu undeutlich und würde zu weit führen. Dagegen will ich auch dieses Jahr meine Gedanken an ein Gleichniß knüpfen, und dabei sogar die Versekunst zu Hülfe nehmen in der Hoffnung, so leichter verstanden oder doch weniger langweilig zu

---

[1]) Redner befand sich auf der Kanzel der Studentenkapelle, wo die Ansprachen zur Eröffnung und zum Schlusse des Schuljahres gehalten werden.

werden. Dabei beschränke ich mich auf die Einrichtung und den Zusammenhang der verschiedenen Lehrkurse, auf die Organisation und den stufenweisen Aufbau der Schule.

„Mit dem Worte Aufbau ist das Gleichniß schon angedeutet, das mir vorschwebt: es ist der Tempel der Weisheit, der hier in einer Reihe von Jahren von Jedem für sich, und von Allen insgesammt erbaut werden soll.

In der Weisheit Tempelräume
Führte Gottes Hand euch ein,
Wo des Wahnes Morgenträume
Weichen klarem Sonnenschein.
Ja zum Tempel werden Hallen,
Wo mit hoher Wissenschaft
Lieb' und echter Glaube wallen,
Sie des Menschen höchste Kraft.

„Die Architektur des Tempels ist nicht von uns erfunden, sie ist uns von den Alten überliefert und durch lange Erfahrung bewährt. Es ist einfach die Eintheilung in die vier Stufen in aufsteigender Linie, als Grammatik, Syntaxis, Rhetorik und endlich Philosophie, von denen jede zwei Jahreskurse umfaßt.

„So wird in den ersten zwei Jahren, in der Grammatik, das Fundament zum Weisheitstempel gelegt, sein Unterbau aufgeführt, und es ist schwer den Arbeitern dieses Werkes die hohe Wichtigkeit desselben begreiflich zu machen — aber ich sehe im Geiste die jungen kleinen Werkleute emsig arbeiten mit der Maurerkelle der Grammatik, dem Hebel des Epitome und dem Rollenmark der übrigen Lehrmittel, alles unter Anleitung des ihnen zugewiesenen Meisters oder Parlirers.

Seht ihr den Grundbau des Tempels erstehen,
Maße an Maße so mühvoll gehau'n?
Soll sich der Tempel der Weisheit erhöhen,
Mußt du den Grund in die Tiefe erst bau'n. —

Schwer aber sind sie des Grundbau's Maßen,
Schwer ist der Anfang der Weisheit zu fassen.

Aber das schwerste von allen Geschäften
Fiel ja den Schwächsten, den Kleinen zu,
Immer zu schaffen mit glühenden Kräften,
Nicht zu erschlaffen in schmählicher Ruh',
Sollt' auch, wie Sisyphus, manchem von ihnen
Plötzlich der tückische Marmor entrinnen.

Wohl ihnen, welche in frühesten Stunden
Eifrig des Bau's Fundamente gelegt;
Schnell ist das schönste Gebäude verschwunden,
So es die sandige Fläche nur trägt.
Doch wo der Grund des Tempels nicht wankt,
Dort auch Mauer und Giebel nicht schwankt.

„Ja wichtig in der That ist dieses Legen des Fundamentes. Diese leidigen, schweren Deklinationen, Konjugationen und alle die trockenen Kleinigkeiten sind wie Bausteine langsam und mühsam zu behauen, und es scheint verlorne Mühe, sie alle in den Boden des Gedächtnisses zu legen. Aber wir haben es schon hundertmal erfahren; wo diese erste Arbeit fehlt, da fehlt der ganze Bau, da wird in allen folgenden Klassen der Schüler nicht mehr Schritt halten können.

„Jede höhere Klasse hat wieder ihre eigene Arbeit und läßt keine Zeit, das Versäumte nachzuholen. So hat die Syntaxis, wie der Name sagt, die Hauptaufgabe, das solid verarbeitete Material zusammenzuordnen, die einzelnen Formen zu einem Ganzen zu verbinden und zu gliedern, nach den Gesetzen der sprachlichen Baukunst.

Wohl sind der Sprachen Elemente
Des Weisheitstempels Fundamente,
Die fester Kitt zusammenhält.
Wo sind denn nun die fleißigen Hände,
Zu bauen rasch des Tempels Wände,
Zu ordnen diese kleine Welt?

Schon seh' ich sie; die Blicke weilen
Vergnügt auf hohen schlanken Säulen,
Der Geist der Ordnung lacht mich an.
Kühn wölbt sich schon des Thores Bogen,
Grad sind die Wände hingezogen:
Wer hat das Wunderwerk gethan?

Syntaxis heißen es die Alten,
Was Leben gibt den Wortgestalten,
Und jedem seine Stelle weist.
Sie ordnet die zerstreuten Massen,
Die Elemente, die sich hassen,
Und haucht in todte Formen Geist.

Denn was wir schön und edel nennen,
Wofür die besten Geister brennen.
Das ist der Ordnung Wunder nur.
Nur sie gibt Leben jedem Schönen,
Nur sie reizt in der Sprache Tönen,
Ihr folgt die Kunst wie die Natur.

„Es liegt eine ungeheure wunderbare Kraft in dem Bau der Sprache, in der Struktur der verschiedenen Redeglieder, in diesem kunstvollsten und angemessensten Ausdruck der Denkformen des menschlichen Geistes. Das beweist die Literatur aller Völker, und die gleiche Wahrheit wird ganz andere Wirkung haben, je nachdem sie in schlecht oder gut gebauter Sprache vorgetragen wird. Es ist auch in dieser Struktur und Ordnung, in dieser Syntaxis schon ein Stufengang wahrzunehmen, vom Festen und Sichern zum Schönen und Zierlichen, vom Nothwendigen zum mehr Zufälligen und Gefälligen, von der Syntaxis rectionis zur Syntaxis ornata.

„Denn gewaltig ist der Zug zum Schönen in allen Dingen, in den geistigen wie in den sinnlichen. Hat einmal die Sprache und das Studium überhaupt festen Boden durch die Grammatik, hat es starken Zusammenhang durch die Syntax, so will sie endlich auch schöne Formen, und diese lehrt die Poesie und Rhetorik.

Will die Poesie mehr gefallen und vergnügen, so will dagegen die Rhetorik handeln und wirken, beide aber im Verein vollenden das Außenwerk des Weisheitstempels.

Aufgerichtet zu der Musen Throne
Hat sich Stein an Stein gefügt,
Alles an dem Tempel bis zur Krone
Ist geregelt angefügt.
Zwar der Ordnung einfache Gestalten
Seh'n wir in dem Baue sich entfalten;
Doch, was jedes Werk beseelt,
Anmuth, Reiz und Zierde fehlt.

Nimmer wird der kalte Stein entzücken,
Nie die Sprache dich erfreu'n
Die nicht Glanz und reiche Anmuth schmücken,
Wo nicht Genien Blumen streu'n.
Was den Gürtel echter Schönheit bindet,
Was um todten Marmor Kränze windet,
Ist des Dichters Phantasie,
Ist des Redners Energie. —

Ja, die Genien des Schönen steigen
Auch in unser Tempelhaus,
Und in leichtem anmuthsvollen Reigen
Schmücken sie es lieblich aus.
Was ihr Großes findet hier im Leben,
Ward des Dichters reichem Geist gegeben,
Daß er's uns zu reiner Freude
In's Gewand der Sprache kleide.

Der Begeisterte lenkt die Gefühle
Wie mit leichtem Zauberstab,
Schmückt mit seelenvollem Spiele
So die Wiege wie das Grab,
Heißet Thränen uns zur Wonne fließen,
Weiß in offne Wunden Oel zu gießen,

Schafft aus Wasser Nektarwein,
Weiht das Haus zum Tempel ein.

Und wie wild vom Fels der Waldbach braust,
Dach und Flur zu folgen zwingt,
Wie im Forst des Nordes Fittig saust,
Und gewaltig mit der Eiche ringt:
Also zwingt der Redner im Gedränge
Rasch und stark die sturmbewegte Menge;
Mit der Worte leichtem Spiel
Zwingt er jegliches Gefühl.

Tod und Leben schwebt auf seinem Munde,
Worte strömen von ihm aus,
Wie Gestöber in der Winterstunde,
Ihm nur horcht, gehorcht das Haus.
Dicht- und Redekunst in schönem Bunde
Schmücken dieses Haus mit hoher Kunde,
Daß des Giebels reiche Pracht
Herrlich uns entgegenlacht.

„Er lacht uns aber nur von außen entgegen — und was nützt all diese äußere Herrlichkeit, wenn sie nicht vorbereitet auf die größere innere, wenn sie nicht einführt von der Form zum Wesen, vom Zufälligen zum Nothwendigen, vom Schein zur Wahrheit, vom Menschen zu Gott.

Und das ist die Aufgabe der Philosophie in ihrem Wesen und in allen ihren Verzweigungen. Nicht als ob sie uns die Weisheit ganz und gar zu eigen machte, aber daß wir sie theilweise erkennen und ganz ehren, φιλεῖν, und im Geist der Demuth und Liebe ihr opfern Zeit und Kraft, und was wir Edles und Gutes haben.

Gute, fähige und strebsame Jünglinge in dies innere Heiligthum einzuführen ist ein schönes und würdiges, wenn auch schweres

Geschäft. Eine wackere Schaar solcher Jünglinge steht bereit und will sich unserer Leitung anvertrauen.

Nun öffnen sich die Thore, tritt ein in's Heiligthum,
Und falte fromm die Hände und sieh dich staunend um.
Hier findest du so viele der Lebensräthsel erklärt,
Was außen war verheißen, wird innen nun bewährt.

Hier siehst du die Gemälde, durch die der Sonne Licht
In wunderbaren Strahlen hell und entzückend bricht:
Natur, Welt und Geschichte, und was der Geist nur kennt,
Zeigt sich in Gottes Lichte als ganz und ungetrennt.

Der Schönheit mannigfache, zufällig scheinende Form
Wird hier zur höchsten Einheit durch des Gesetzes Norm;
Im hohen Chore glänzet der Weisheit goldner Thron,
Dir lächeln wunderselig Maria und ihr Sohn.

Und dort in langen Reihen steht an der Tempelwand
Der Weisen Schaar, sie deuten zum Himmel mit der Hand;
Geselle dich zu ihnen, und strebe stark wie sie
Nach Gottes klarem Lichte, nach Gottphilosophie.

Bis auch dein Geist, das Innre, zum Gottestempel wird,
Aus dem sich Licht und Leben für And're neu gebirt,
Daß Kopf und Herz sich binde zum seligen Verein,
Die Weisheit sich entzünde an ew'ger Wahrheit Schein.

„So wäre denn im Gleichniß angedeutet, was in wissenschaftlicher Hinsicht unsere Schule mit ihrer Einrichtung will. Mögen vielleicht diese Formen der Einrichtung etwas veraltet scheinen, mir scheinen sie auf solidem Fundamente nicht nur der Geschichte, sondern auch der menschlichen Natur und ihres Entwicklungsganges — nach Gedächtniß, Phantasie, Vernunft — begründet, und so wollen wir, bis Besseres und Bewährteres sich zeigt, beim guten Alten bleiben.

Stehe denn, du Tempelbau der Sprache,
Von der Weisheit eingeweiht!
Laß uns forschen unter deinem Dache
Ueber Zeit und Ewigkeit.
Festgegründet sei auch unser Wissen,
Schöngefügt, geordnet, unzerrissen,
Frei von starrem Regeldruck,
Prangend in der Schönheit Schmuck.

Doch; wer wird den Innenbau vollenden,
Wenn nicht Er, der Alles schuf,
Der das Weltall mit gewalt'gen Händen
Aufgebaut durch Schöpferruf?
Unser Wissen in den engen Schranken
Hat nur Ihm den echten Werth zu danken;
Alle Sprachen stimmen ein:
Er soll unser Bauherr sein!"

Der hier vom Rektor gezeichnete Plan der Stiftsschule ist, zugleich mit seiner programmgemäßen Durchführung, in den Jahresberichten der Anstalt deutlich zu erkennen.

Merkwürdigerweise hat auch ein anderer tüchtiger Schulmann, J. Eutych Kopp in Luzern, den gleichen Plan mit ganz ähnlichen Ausdrücken in einem Gutachten entwickelt, das er im Jahre 1834, anläßlich einer beabsichtigten Umwandlung des ebenfalls sechskursigen Gymnasiums und zweikursigen Lyzeums in ein Progymnasium und ein Gymnasium mit 8 Klassen, an den Erziehungsrath des Kantons Luzern gerichtet hat. [1]) Er sagt darin:

„Was ist mit diesem bloßen Namens-Wechsel gewonnen? und was repräsentirt der öde Name von acht Klassen? Liegt in diesen acht Zahlen bereits etwas, welches die Stufe und Aufgabe der Anstalt bezeichnet? Im Besondern nicht; doch vielleicht im Allge-

---

[1]) Dasselbe ist in der trefflichen Biographie des Historikers von Prof. Lütolf abgedruckt.

meinen: allein es gibt Anstalten, wo die erste Klasse die oberste bedeutet, wogegen sie hier die unterste bezeichnet.

„Meines Erachtens sollten, statt der trockenen acht Klassen oder wenigstens neben ihnen, Namen gewählt werden, die auf den ersten Blick die Stufe der Anstalt deutlich bezeichnen. Und welches sind diese Namen? es sind die Namen, welche im Wesen einer jeden Bildungsanstalt vorhanden sind, die durch keinen neuen Schulplan beseitigt werden können, die auch im vorliegenden gegeben sind, und die man daher offen zu gebrauchen sich nicht scheuen sollte.

„Das klassische Studium ist unbestritten der Kern und die Grundlage einer jeden gelehrten Bildung; an ihm und dessen Erscheinungen windet sich, als Verzierung oder nothwendige Auszeichnung, das ganze übrige Gebäude herauf. Diese Grundlage muß jedem Schulplane unterbreitet sein; sie ist es auch dem vorliegenden. Diese Grundlage hat aber 4 Abstufungen; jede derselben trägt einen bestimmt ausgeprägten Namen, der in der ganzen klassischen Welt verstanden wird.

„Vorerst muß ich die Elemente und Formen einer (gleichviel welcher) Sprache kennen, und sie erzeugend anwenden lernen: das ist Grammatik.

„Alsdann bringe ich näher in den Bau der Sprache ein, fasse das Richtige und Zweckmäßige derselben nachdenkend auf, und suche es wiederzugeben: das ist Syntax.

„Von da erweitert sich der Gesichtspunkt des Schülers; er geht allmälig von dem Knaben in den Jüngling über; Gedächtniß und Verstand reichen nicht mehr aus, es müssen höhere Kräfte geweckt werden, es erwacht das Schönheitsgefühl. Der Schüler lernt die verschiedensten Kunstgattungen kennen in Prosa und in Versen, welche nothwendige Erzeugungen naturgemäßer Fortbildung sind; diese lernt er würdigen und nachbilden: das ist Rhetorik und Poesie, oder (einfach die Stufe bezeichnend) Rhetorik.

„Endlich wird das höhere Denken erschlossen, der Geist der

Schöpfung schwebt ordnend über den einzelnen Theilen, die Geheimnisse und Tiefen werden erschaut. In diesem Zeitpunkte sieht der Jüngling den Zusammenhang des klassischen Lebens, das Reine und Vollendete muß ihm in Mustern entgegentreten, er bemächtigt sich des klassischen Geistes, um mit harmonischem Gemüthe in die Welt hinauszutreten: Das ist die Zeit der Philosophie.

„... Die Bezeichnungen der Grammatik, Syntax, Rhetorik und Philosophie halte ich für wesentlich und daher für unerläßlich, um auf den ersten Blick den Charakter der Stufe, auf welcher man an der Anstalt steht, Jedem untrüglich entgegenzuhalten; die Zahld er Klassen mag dann wohl daneben, nur nicht allein, gesetzt werden."

Wie man sieht, stimmen die Ansichten der beiden Schulmänner hinsichtlich der vier Stufen der Gelehrtenschule vollkommen überein; eine Differenz ergibt sich erst auf der vierten Stufe dadurch, daß P. Gall, im etwelchem Gegensatz zu Kopp, die mit Philosophie ihren Verzweigungen vor der Philologie hervortreten, und den ihr gebührenden und durch den Namen der Stufe selbst scharf bezeichneten Rang einnehmen läßt. Und das ist kein unwichtiger Umstand; denn gerade durch dieses Hervortreten der Philosophie ist der Unterschied des Lyzeums vor dem Gymnasium nicht blos ein nomineller, sondern ein in der Sache selbst gelegener, wesentlicher. Dessen war sich P. Gall klar und voll bewußt.

Er sah wohl ein, daß gerade seine Lieblingsschöpfung, das Lyzeum, vielfachen Anfechtungen unterliegen könnte. Er wußte, daß er mit demselben einen theilweisen Gegensatz zu den Kantonsschulen begründe, welche ihrem Charakter als bloßen Gymnasien entsprechend, ihren geistigen Schwerpunkt stetsfort in der Philologie haben, während er denselben durch das Lyzeum in das philosophische Studium verlegte. Ebenso wenig war es ihm unbekannt, daß der Zug einer gerade vorherrschenden Zeitströmung eher auf gänzliche Beseitigung des Lyzeums hingehe, daß dasselbe in den

Anstalten der deutschen protestantischen oder paritätischen Kantone kaum dem Namen nach bekannt sei, und daß an den dortigen sieben- bis achtklassigen Gymnasien entweder gar keine, oder nur schwache und ungenügende Reste philosophischer Studien vorhanden seien. [1]) Er mußte sich endlich auch gestehen, daß er durch Aufnahme von Unterrichtsgegenständen, welche an den kantonalen Schulen nicht gelehrt werden, auf Kosten von solchen, welchen dort gerade in den obersten Klassen eine viel größere Stundenzahl eingeräumt ist, einerseits die Ziele der Stiftsschule weiter hinaus rücke, und anderseits die Konkurrenzfähigkeit derselben mit andern, abweichend organisirten Anstalten erschwere.

Wenn er daher trotz alle dem an seinen Anschauungen über das Lyzeum festhielt, in demselben einen Vorzug der Stiftsschule vor bloßen Gymnasien erblickte, so erklärt sich dies leicht aus seiner Ueberzeugung von der Bedeutung und durchgreifenden Wichtigkeit der philosophischen Studien an sich, und mit Rücksicht auf die Gegenwart. Obschon er selbst die eigentliche Philosophie an der Stiftsschule nie gelehrt, sich auch gar nicht als Philosophen ausgegeben hat, so huldigte er doch ganz der Anschauung der Alten, welche die Philosophie als die Krone der Wissenschaften, die alles andere Wissen zur innern Einheit zusammenfassende Wissenschaft

---

[1]) Als Beleg gelte z. B.:
Programm der Thurgauischen Kantonsschule, 1873 — kein philosophisches Fach; Programm der Bündnerischen Kantonsschule, 1874 — kein philosophisches Fach; Programm der St. Gallischen Kantonsschule, 1874 — in der obersten Klasse Philosophie, 4 Stunden: Uebersicht der philosophischen Disziplinen, Umriß der Geschichte der Philosophie; Programm der Aargauischen Kantonsschule, 1874 — in der obersten Klasse, philosophische Propädeutik, 2 St., Logik, Geschichte der alten Philosophie bis auf Aristoteles; Programm der Zürcher'schen Kantonsschule, 1874 — in der obersten Klasse, philosophische Propädeutik, 3 St., formale Logik mit besonderer Berücksichtigung der Methodenlehre; Programm des Schaffhausen'schen Gymnasiums, 1874 — in den zwei obersten Klassen je zwei St., Logik, empirische Psychologie in Verbindung mit einer Uebersicht über die psychologischen Hauptsysteme.

betrachteten, und die übrigen Wissenschaften sogar in ein Verhältniß der Dienstbarkeit zu dieser setzten. Er meinte, der junge Mann müsse, bevor er an der Universität seine ganze geistige Kraft wieder einer besondern Fachwissenschaft zuwende, erst durch die allgemeine Wissenschaft den wissenschaftlichen Einheitspunkt in sich selbst gewonnen haben, und diesem Zwecke habe das Lyzeum als die die bloß vorbereitenden Studien des Gymnasiums abschließende, und die Fachstudien der Universität vermittelnde Anstalt, zu dienen.

In diesem Sinne sprach er besonders 1863 auf der Gelehrtenversammlung in München für ausgiebige Pflege der Philosophie auf den Lyzeen. Im gleichen Jahre hatte ihm einer seiner Schüler, der besondere Neigung zur Poesie hatte, und nach Vollendung des Gymnasiums in Einsiedeln die philosophischen Studien an einem deutschen Lyzeum machte, in einem Briefe geklagt, daß die Poesie dort verpönt und verboten sei. Unser Poet antwortete in einem freundschaftlichen Briefe vom 30. Nov. desselben Jahres: „Wenn ich auch ein Verbot der Poesie für die Philosophie studirenden Jünglinge nicht begreifen und billigen kann, so möchte ich doch darauf bringen, mit allem Ernst in's Wesen der Philosophie einzudringen, und den Ekel vor dem Denken möglichst zu überwinden. Es liegt in der rechten und tiefen Erkenntniß auch der tiefste Quell für die Poesie, und hat erst der Gedanke die Harmonie der Dinge für die Vernunft erschlossen, so entzündet sich auch die Phantasie und schafft Werke voll Schönheit, Kraft und Gehalt. [1]) Sonst möchte es heißen:

Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft,
So hast dem Teufel du dich übergeben.

---

[1]) In diesem Sinne sagt ja auch der römische Dichter:
Scribendi recte sapere est et principium et fons.
Rem tibi Socraticæ poterunt ostendere chartæ.

„Ich bin jetzt noch dem Abte dafür dankbar, daß ich zu großem Verdruß Philosophie lehren mußte, indem ich in diesem Studium die reichste Quelle wie für so vieles Andere, so auch für die Poesie gefunden habe. Die sogenannte scholastische Methode soll nicht abschrecken. Jede Kunst, jedes Handwerk hat seinen trockenen, mechanischen Elementarunterricht, der Zeichner seine Ornamente und Umrisse, der Musiker seine Noten, der Prinzipist seine Grammatik, der Rekrut sein Tempo; es ist die Wurzel — Blüthe und Frucht kommt aber schon nach, wenn sich die Wurzel recht entwickelt und gesunden Saft in den Baum hinaufpumpt."

P. Gall's Anschauungen über die Philosophie dürften, weit entfernt antiquirt zu sein, gerade durch den Stand der Wissenschaft in der Gegenwart eine neue Stütze und Begründung finden. Die Centrifugalkraft ist eben jetzt auf dem Gebiete der Wissenschaften eine so einseitig vorherrschende, daß alles Wissen in einzelne Bruchtheile, ohne innern Zusammenhang, auseinandergetrieben wird. So sehr nun einerseits gerade dadurch der Fortschritt der einzelnen Fächer gefördert wird, um so nothwendiger erscheint es anderseits, daß die zerstreuten Strahlen wieder in einem Brennpunkte gesammelt, und zu einem einheitlichen Bilde vereinigt werden, denn nur die Einheit ist der wesentliche Charakter der Wahrheit. Diese wissenschaftliche Einheit herzustellen wird aber immer die Aufgabe der Philosophie bleiben, in der jetzigen Zeit so gut wie in der frühern. [1]

---

[1] Man könnte hier allerdings fragen, warum denn die philosophischen Studien heutzutage in solcher Weise verkümmert seien, warum die Schüler, ohne philosophische Bildung, gleich an die Universität und zum Fachstudium übergehen, wie das thatsächlich der Fall ist? Die Erklärung dieser beklagenswerthen Erscheinung gibt nicht einzig die allem Idealen abholde, realistische Zeitströmung, welche in solcher Ueberfülle industrielle und technische Schulen hervortreibt, sondern mehr noch die moderne Philosophie selbst. Diese hat es in der kurzen Zeit ihrer sogenannten Blüthe (!) in Kant und der von ihm ausgegangenen Schule glücklich dahin gebracht, daß sich der gesunde Menschenverstand mit vollem Rechte von einer Wissenschaft, die nichts weiß, abgewendet hat.

Wir haben uns bei den Ideen Morel's über die Schulorganisation etwas lange aufgehalten, und greifen jetzt den Faden der Erzählung wieder auf.

P. Gall nahm als Lehrer seine Stellung am Lyzeum, und zwar zunächst, wie wir schon wissen, als Professor der Aesthetik. Der vorausgehende Abschnitt überhebt uns der Mühe, seine eminente Befähigung für dieses Fach nachzuweisen. Wie er selbst für dasselbe eingenommen war, so verstand er es auch, die Liebe zu demselben in den für das Schöne so empfänglichen jugendlichen Gemüthern zu wecken. Mit sichtlicher Genugthuung sagt deßwegen das Tagebuch von 1868: „Es werden so viele Gesuche um Dispens von allen möglichen Fächern gestellt; aber noch nie von der Aesthetik, in der doch an fremden Anstalten kein Examen abgelegt werden muß. Es scheint, das Fach ist Allen lieb."

Seine Vorträge waren nicht ausgearbeitet, sondern er trug immer frei nach einer bloßen Skizze vor, streute dann jeweilen eine Menge von Beispielen aus seiner reichen Erfahrung, eine Masse von interessanten feinen Bemerkungen ein, wie sie Stoff und Stimmung gerade darboten. Die Theorie der bildenden Künste belebte und veranschaulichte er gerne durch Zeichnungen an der Tafel, durch Vorweisung von Kupferstichen und Gemälden, an welchen er die Regeln klar machte, durch Besprechung von Musikstücken, kirchlichen und profanen Charakters, welche die Studirenden bei verschiedenen Anlässen angehört hatten, durch geistvolle Kritik der dramatischen Stücke, welche im Fasching über die Bretter des Schultheaters gegangen waren. Die freie Art seines Vortrages brachte es allerdings zuweilen mit sich, daß der Schüler den logischen Faden, welcher die scheinbar oft abwegs liegenden Bemerkungen mit dem Thema verknüpfte, nicht leicht festhalten konnte, sowie daß der

Lehrer, namentlich in den spätern Jahren, die Stunde öfter mit einem Nachtrag zur frühern eröffnete.

Dieser letztere Umstand erklärt sich nicht allein aus der Fülle des Stoffes, welcher ihm zu Gebote stand, sondern charakterisirt auch seine Lehrmethode, welche, vom steifen Pedantismus weit entfernt, durch freie Anregung zu wirken suchte, was in einem Fache, welches der Subjektivität einen ziemlichen Spielraum gewährt, allerdings eher am Platze ist, als bei strengern Wissenschaften, die eine entsprechende feste Methode erfordern. Bemerkenswerth ist auch, daß der Mann, welcher sein Fach so gründlich und allseitig beherrschte, hinsichtlich seiner Anforderungen an die Schüler äußerst nachsichtig war, und sich oft mit sehr mittelmäßigen mündlichen und schriftlichen Leistungen befriedigt erklärte. Seine Prüfungen fielen daher auch meistens nicht eben glänzend aus. Seine Sache als Lehrer ist es überhaupt nie gewesen, die Schüler, was man sagt, zu poussiren, und das erklärt sich ganz einfach aus seinem eigenen Bildungsgang. Wie er selbst alles aus sich, getrieben von innerm Wissensdurste, erstaunlich leicht und schnell sich angeeignet hatte, so setzte er eine gleiche Geistesverfassung auch bei Andern voraus. Für begabte Schüler war eine solche Methode freilich sehr angenehm und anregend, während schwächere die Fülle von Stoff, welche ihnen in kurzen Sätzen und Bemerkungen geboten wurde, nicht gehörig zu bewältigen im Stande waren. Nicht leicht verlor er in der Schule auch nur auf einen Augenblick die Geduld, und wenn es hin und wieder vorkommen mochte, äußerte sich seine Unzufriedenheit nur etwa in der Miene, oder in einer leicht hingeworfenen Bemerkung. Aber eine solche Aeußerung, je seltener sie war, hatte dann eine um so größere Wirkung, da man wußte, daß sie das Höchste sei, was sich der Lehrer erlaubte.

Die gleiche Methode wie in der Aesthetik befolgte er auch in der Philologie, welche er von 1850 — 65 am Lyzeum lehrte. Morel war kein Philologe im heutigen Sinne des Wortes; fällt

ja seine eigene Bildung in eine Zeit, wo die exakte und vergleichende Sprachforschung, selbst noch im Rückstand, ihren Einfluß auf die Gymnasien nicht geltend machte. Wenn er sich selbst im Tagebuch von 1850 den Vorwurf macht, daß er als Autodidakt die Formen früher viel zu oberflächlich behandelt habe, so mag dies als Beleg dienen, daß er die Fortschritte der Philologie in diesem Punkte keineswegs verkannte oder gering schätzte. Indessen äußerte er doch öfter, daß in neuester Zeit hierin wohl zu weit gegangen werde. Ihm persönlich widerstrebte es die lebendigen Gebilde des menschlichen Geistes mit der Lanzette philologischer Akribie zu seziren, die Wandlungen der Buchstaben, des Sprachbaues feine Fugen bis in's Einzelne zu verfolgen, und, wie es dabei leicht vorkommen kann, erst den Geist herauszutreiben und aus den Theilen das Ganze dann wieder künstlich zusammenzufügen. Seine Behandlung der Klassiker war nicht die grammatikalisch-kritische; philologische Schwierigkeiten suchte er nicht auf, umging sie vielmehr gerne, wie er denn z. B. die schwierigen Chöre in den griechischen Dramatikern, nach dem Vorgange mancher deutscher Schulen, wegzulassen pflegte, dabei von der Ansicht geleitet, die Mittelschule habe dem philologischen Fachstudium auf der Universität auch noch etwas übrig zu lassen, und es sei ihre Aufgabe nicht, nur eine Vorbildungsanstalt für künftige Philologen zu sein.

Was er hiebei auf der einen Seite vielleicht zu wenig that, ersetzte er dagegen auf der andern reichlich durch die geistreiche Behandlung. Die Meisterwerke der alten Literatur standen vor ihm als lebendiges Ganze, Geist sprach da unmittelbar zum Geiste, und so gab er auch die Erklärung mehr von innen heraus, legte alles Gewicht auf die Fülle und Verkettung der Ideen, wie auf die künstlerische Form, in welche dieselben gekleidet erschienen. Es war ihm vor Allem darum zu thun, in den Geist der Schriftsteller einzuführen, ihre Eigenthümlichkeiten und Vorzüge fühlen zu lassen:

der Aesthetiker überwog den Philologen. Trefflich zu statten kam ihm seine Meisterschaft in der deutschen Sprache, die es ihm möglich machte, die Schönheiten des Originals auch im heimischen Idiom zu bewahren. Selbst Dichter, fühlte er sich besonders zu den antiken Dichtern hingezogen. Unter diesem war und blieb immer Horaz, der feine, launige Kritiker, dessen Geist so viel Verwandtes mit dem Morel's hatte, sein Liebling, und die Art und Weise, wie er z. B. das unsterbliche Meisterwerk des Römers, die ars poetica, in einem Schulprogramme von 1860 auffaßte und behandelte, wirft das hellste Licht auf das Verfahren, welches er bei der Erklärung der Klassiker überhaupt befolgte.

P. Gall supplirte vorübergehend auch das Fach der Naturgeschichte (Zoologie), für welche er, wie wir bereits wissen, von jeher eine große Neigung gezeigt hatte. Daß er hier eben nur Dilettant, nicht Fachmann sei, wußte er wohl genug; dennoch wirkte er vielfach anregend dadurch, daß er von seinem ästhetischen Standpunkte aus, den er nirgends verleugnete, stets auf die durchgreifende Gesetzmäßigkeit und Teleologie der Natur hinwies, und damit den Studirenden Liebe zum Fache einzuflößen verstand; dann dadurch, daß er auf den Spaziergängen meist einzelne Zöglinge aus verschiedenen, oft gerade den untersten Klassen um sich hatte, die er zum Sammeln von Pflanzen und Insekten anleitete; endlich aber besonders dadurch, daß er stetsfort auf die Mehrung der verschiedenen naturwissenschaftlichen Sammlungen bedacht war. Er stand zu diesem Zwecke immer mit Leuten aus dem benachbarten Yberg in Verbindung, bezog von ihnen die merkwürdigen Petrefakten, an welchen die dortigen Berge so reich sind, und bildete auf diese Weise allmälig den interessantesten Theil des mineralischen Kabinets, welches er selbst nach Knorr und Leonhard ordnete. Welche Aufmerksamkeit er der Mineraliensammlung in Wien schenkte, haben wir früher gesehen; bei Anlaß der Pariserreise brachte er eine Partie Muscheln, die er in Havre angekauft, nach Hause; als

die schweizerische naturforschende Gesellschaft 1868 ihr Jahresfest in Einsiedeln feierte, faßte er den Plan zu einer Geschichte der Naturwissenschaften in Einsiedeln, der leider nicht zur Ausführung gelangte. Es ist dies um so mehr zu bedauern, als gerade seit der Erweiterung der Stiftsschule für dieses Fach durch Anschaffung literarischer Hilfsmittel, Mehrung und Ordnung der Sammlungen, Vervollständigung des physikalischen Kabinets, Ausbildung von tüchtigen Lehrkräften, Organisirung des naturwissenschaftlichen Unterrichtes ein gewaltiger Fortschritt erzielt worden ist. [1]) Es war für P. Gall, nach seinem eigenen Geständniß, keine kleine Freude, wenn er in den letzten Jahren seines Lebens diesen Stand der Dinge übersah, und dann einen Vergleich mit jener Zeit anstellte, wo er als junger Frater ohne jegliche Anleitung, auf gut Glück hin, naturwissenschaftliche Studien machen mußte. Und dabei durfte er sich sagen, daß er an diesem Aufschwunge der Naturwissenschaften redlich Antheil genommen und es sich nicht zur Unehre anzurechnen habe, von jüngern Kräften, welche unter günstigern Verhältnissen herangebildet waren, überflügelt worden zu sein.

Sein Wirken für die Schule beschränkte sich indessen nicht auf die bisher erwähnte organisatorische und Lehrthätigkeit; edle Unterhaltung und Erholung erschien dem Pädagogen gleichfalls als ein wichtiger Faktor in der Bildung der Jugend. Zu diesem Zwecke pflegte er unter den Studirenden besonders die

---

[1]) Die Naturwissenschaft, die Physik vorab, zählte immer einzelne tüchtige Vertreter im Stifte. Aus unserm Jahrhundert sind unter Andern zu nennen: P. Claudius Poujol, gest. 1818, der im römischen Kollegium gebildet, zur Revolutionszeit von Einsiedeln nach dem Stifte Kremsmünster auswanderte und an der dortigen Sternwarte angestellt wurde; P. Raphael Genhard, von Sempach, gest. 1841; von ihm erschien 1803 in Zürich die Schrift: Aetiologia, de Magnetismo naturali, iis oblata philosophis qui physicam hodiernam ad phænomena recentiora magis accommodatam cupiunt; P. Meinrad Kälin, der mehrerwähnte Lehrer P. Gall's; P. Athanasius Tschopp, der Erfinder eines Schreibtelegraphen.

Musik, leitete selbst viele Jahre hindurch einen Orchesterverein oder wirkte bereitwillig bei demselben mit, ermunterte und förderte junge musikalische Talente.

Vor allem aber kommen hier seine vielen Verdienste um das Schultheater in Betracht, dessen Direktion er so lange Zeit besorgt und welches unter ihm eine so reiche geschichtliche Entwicklung durchlaufen hat. Wir sind dem angehenden Theaterdichter und Theaterdirektor schon in der klösterlichen Bildungsstätte begegnet. Nachdem er dann Professor und Vorsteher der Schule geworden, hielt er viel darauf, daß die Faschingstage, in denen sich das Bedürfniß nach Abspannung auch bei der studirenden Jugend immer geltend macht, durch passende theatralische Vorstellungen angenehm und nützlich zugleich ausgefüllt werden. Ueber die pädagogischen Rücksichten, die ihm hiebei vorschwebten, äußert er sich in dem Vorwort zu seinem „Jugend- und Schultheater" also:

„Lange und vielfältige Erfahrung hat mich überzeugt, daß es zur Bildung des Gedächtnisses, der Haltung, des Vortrags, der Deklamation, überhaupt als Vorschule zu öffentlichem Auftreten im Leben kein Mittel gibt, das sicherer und bestimmter zum Ziele führt, als solche dramatische Uebungen. Jahre lang kann sich der Schüler umsonst in Deklamationsstunden abmühen, er wird umsonst nach natürlichem und lebendigem Vortrag ringen, den er dagegen leicht bei einem einzigen Auftreten auf der Bühne erringt, wo die Handlung, die Mitspieler und die Kleidung, Szenerie, Beleuchtung und dazu ein Theil erlaubten Ehrgeizes seine Phantasie aufregen und es ihm möglich machen, sich in verschiedene fremde Zustände zu versetzen und die angeborne Schüchternheit und Steifheit zu überwinden.

„Ist das Stück mit Gesang und Musik verbunden, so ist der Vortheil ein doppelter, und auch für den Unterricht in dieser schönen Kunst, namentlich im Gesang, ist die Aufführung einer Operette oder eines Singspiels ein unvergleichliches Mittel. Wie viele kenne

ich, die durch dasselbe feste, tüchtige Sänger wurden, die es sonst schwerlich geworden wären!

„Nebstdem bietet diese Uebung schönen Anlaß, die Schüler auch während Ferientagen und Stunden zu beschäftigen; und gelingt die Sache, so bleibt ihnen auch eine angenehme Erinnerung für spätere Jahre, von der man oft gern und lange noch zehrt.

„Solche dramatische Uebungen sind zeitraubend! — Allerdings, wenn sie zu oft wiederholt werden. Das Maß wird durch den Werth des Nutzens bestimmt. Uebrigens ist es zu verwundern, wie rasch für solche Aufführungen auch schwächere Talente memoriren und alles Nöthige einstudiren. Wird doch da oft in einigen Wochen mehr auswendig gelernt, als sonst für die Schule das ganze Jahr hindurch."

Dazu könnte man wohl noch bemerken, daß durch solche Aufführungen, namentlich guter, klassischer Stücke, der Unterricht in der Literatur eine mächtige Stütze und Förderung findet, der Geschmack leichter und vielseitiger gebildet werden kann, als durch bloße Lektüre und kritische Behandlung in der Schule. Wird doch auch hier das horazische Wort Geltung haben:

Segnius irritant animos demissa per aurem,
Quam quæ sunt oculis subjecta fidelibus, et quæ
Ipse sibi tradit spectator.

Es war nun für unsern Theaterdirektor keine kleine Mühe, passende Stücke für das Schultheater herbeizuschaffen, besonders deßwegen, weil hiebei alle weiblichen Rollen ausgeschlossen werden mußten. [1]) Das erforderte natürlich die Einschiebung anderer Motive, und damit oft sehr wesentliche Aenderungen, zu welchen

---

[1]) P. Gall motivirt diesen Ausschluß nicht nur durch pädagogische Gründe, sondern auch durch die Bemerkung: „Haben wir nicht im Philoktet des Sophokles eine wundervolle Tragödie, in den Captivi des Plautus das schönste Lustspiel des Alterthums ohne weibliche Rollen? Sind denn z. B. in Körners Zriny oder sogar in Schillers Wallenstein die Frauenbilder so durchaus nothwendig? Hat nicht selbst Schiller im Plane zu den Maltheſern auch keine Frauenrollen aufgenommen?"

sich nicht alle Stücke eigneten. Es mußten daher sehr viele durchgangen werden, um nur einzelne herauszufinden, welche mit Aussicht auf Erfolg einer solchen Kur unterworfen werden konnten. P. Gall erreichte hierin eine außerordentliche Gewandtheit, und sammelte so nach und nach über sechzig solcher arrangirter Stücke, die dann nicht bloß in Einsiedeln aufgeführt, sondern auch an verschiedene Orte im In- und Auslande geliehen wurden, was ihm in weiten Kreisen einen Namen als Theaterdichter verschaffte. Besonders stark und gleichsam fabrikmäßig betrieb er dieses Arrangiren im Jahre 1848, wozu das Tagebuch die bezeichnende Bemerkung macht: „Ich wollte um so lieber einen kleinen Vorrath solcher Stücke schaffen, da überall Revolution, Mord und Brand den Kopf verwirrte.“ Aus dem Reich der rauhen Wirklichkeit flüchtete er als Dichter gerne in das friedliche Gebiet der Phantasie.

Es waren freilich zuerst nur Kotzebue'sche Stücke, welche er so bearbeitete; denn leider hatte er er gerade diesen Auktor, welcher eine Zeitlang die Bühne beherrschte, noch in St. Gallen kennen gelernt, was, wie er im Tagebuch gesteht, seinem Geschmack geschadet haben mag. Dieser Nachtheil wurde aber bald beseitigt. Auf seinen Reisen wurde er mit den besten Leistungen auf dem Gebiete der dramatischen Kunst bekannt durch die Bühnen in Mailand, Paris, München, Wien. In letzterer Stadt z. B. gab während seines dortigen Aufenthaltes die berühmte Schauspielerin Rachel mit einer französischen Truppe Gastrollen, so im Polyeukte von Corneille. Er nennt sie ein Wunder, eine „lebendige Antike.“ „In ihrem Spiel war unendlich viel Studium der Antike, aber der französischen Antike. Vor Allem waren die Attitüden studirt, und jede Bewegung gab ein neues Modell zu einer Statue mit routinirter Benützung der Draperie. Daneben wurden zufällig Stücke sehr verschiedener Art gegeben, die als Typen in ihrer Gattung gelten konnten und theilweise vortrefflich gespielt wurden. Der Abbé de l'Epée im Taubstummen von Kotzebue war das Vollendetste, was ich je im

Gebiet der Deklamation gehört und gesehen. König Lear von Shakespeare ist gar zu kolossal und übermenschlich, und scheint mir fast eher zum Lesen als zum Schauen auf der Bühne geeignet. Nebst diesen Repräsentanten der hohen Tragödie und des rührenden Schauspiels vertrat „Freischütz" die romantische Oper, und Nestroi's „Im ersten Stock und zu ebener Erde" das echte Wienerlustspiel voll echten tiefen Humors neben trivialen Späßen."

Solche Erfahrungen kamen natürlich auch wieder dem Schultheater zu Gute; er arrangirte Stücke von Körner, Redwitz, Schiller, Shakespeare (Makbeth).

In spätern Jahren überließ er die weitere Ausbildung dieser theatralischen Uebungen jüngeren Kräften, und wandte seine Thätigkeit mehr der Operette zu. Zu dieser hatten andere Mitglieder des Lehrkörpers durch eigene Kompositionen, für welche P. Gall öfter den Text lieferte, den Anstoß gegeben. Da aber diese Quelle zu wenig ergiebig war, half unser Theaterdirektor auch hier durch Arrangiren von beliebten Opern, eine Arbeit, die um so mehr Schwierigkeiten bot, als bei dem Arrangement neben dem Text auch die Musik berücksichtigt werden mußte.

Das erste größere Unternehmen dieser Art war die Oper „Joseph" von Mehul, im Jahre 1850. „Mit dieser, sagt das Tagebuch, war ein großer Schritt vorwärts gethan, und mein vieljähriger Wunsch erfüllt. Von dem an wagten wir uns an eine ganze Reihe von Opern, bis zum Fidelio von Beethoven." [1])

Es war besonders diese letzgenannte, auf welche sich P. Gall viel zu Gute that. Er hatte sie 1836 auf der süddeutschen Reise

[1]) Die Jahresberichte der Stiftsschule von 1850—72 verzeichnen folgende Opern, von denen einige mehr als einmal aufgeführt wurden: Joseph, von Mehul; die beiden Savoyarden, von Dalairac; der Wasserträger, von Cherubini; Czaar und Zimmermann, von Lortzing; Fra Diavolo, von Auber; Pretiosa, von C. M. Weber; der Burggeist (Weiße Dame), von Boieldieu; der Regimentsbursch (Regimentstochter), von Donizetti; Maurer und Schlosser, von Auber; die Sängerfahrt, von Conrad; Fidelio, von Beethoven.

in Darmstadt gehört und bewundert; daß er sie aber einst selbst und in Einsiedeln zur Aufführung bringen werde, daran dachte er damals im Entferntesten nicht. Als aber die Versuche mit größern Opern in den fünfziger Jahren so befriedigend ausfielen, stieg auch die Erinnerung an Fidelio wieder auf, und der Wunsch, dieses klassische Stück für die Schule zu verwerthen, wurde bei ihm um so lebhafter, als es der Idee, welche er überhaupt von dem pädagogischen Zwecke solcher Aufführungen hatte, in ganz vorzüglicher Weise entspricht. Mit vieler Besorgniß und trotz vieler Bedenken Anderer unternahm er endlich im Fasching des Jahres 1865 das Wagniß.

„Noch nie, sagt das Tagebuch, wurde mir der Konflikt des Doppelzweckes dieser Versuche so klar. Man soll durch selbe erst für Kurzweil, dann für Bildung der Schüler sorgen. Für die erstere will man etwas recht Lustiges, je bunter und kunstloser desto besser, und wenn dadurch auch Kunst und Geschmack noch so sehr leiden. Zur Bildung rechne ich Weckung des sittlichen Gefühls, edler Denkart, Geschmack an klassischen ernsten Werken, Musik (in Gesang und Instrumenten), schöner Vortrag, Gedächtnißübung u. s. w. Für solche Bildung schien mir Fidelio das Höchste, was wir erreichen konnten, und so wagte man sich an ihn. Durch vielen und harten Widerspruch rang er sich bis heute (22. Febr.) durch; aber mit jeder Aufführung machte er neue Eroberungen, fielen neue und wichtige Vorurtheile, wenn auch heute der Beifall noch ein geringer war. . . . Endlich am Fastnachdienstag, wurde Fidelio gut gegeben. Ich glaube mich dieser Aufführung in hohem Grade freuen zu dürfen, da sich das Ding fast alle Herzen gewonnen hat, und unsere Schule im Fache der Musik etwas erreicht hat, was sie kaum je hoffen durfte. Sehr oft gedachte ich jenes Abends im Herbst 1836, als ich mit meinem Schwager auf der Reise nach Frankfurt in Seinsheim spät und todtmüde ankam und im Gasthause eine Konzertanzeige las, es werde Morgen in Darmstadt ein Konzert für Beethoven's Monument gegeben, dessen zweiter

Theil Fidelio war. Dieser kleine Zufall war Anlaß, daß ich dieses Stück sah, liebgewann, und seitdem immerfort den Wunsch hegte, ihn auf unsere Bühne zu bringen. Und nun ist es gelungen. Noch nie hat sich das decies repetita placebit so auffallend bewährt. Man könnte beifügen, prima vice displicuit, wenigstens ging es Vielen so, die jetzt ganz für das Stück eingenommen sind. Ferner ist's auffallend, daß unter diesen viele Nichtmusiker sind. Und dann freut es mich auch, wie die kleinsten Studenten so viel Sinn und Empfänglichkeit für dieses Stück zeigten."

Aus den vorstehenden Andeutungen dürfte wohl genügsam erhellen, wie P. Gall auch die Bühne als Schulmann vom Gesichtspunkte der Pädagogik aufgefaßt, in edlem Streben dieselbe als zugleich angenehmes und wirksames Bildungsmittel der Jugend erkannt und verwerthet hat. Wenn er sich daher in seinem „Jugendtheater" gegen den Vorwurf, als passen solche Arbeiten für seinen Stand als Mönch nicht, mit den Worten verwahrt: „Was zum Frommen der Jugend taugt, das taugt auch für den Benediktiner, zumal wenn Jugendbildung noch seine spezielle Aufgabe ist", so erscheint eine solche Rechtfertigung in einer Sache, deren große Verdienstlichkeit sicher allgemeine Anerkennung finden dürfte, als ganz überflüssig.

Den pädagogischen Zweck sollten nach seiner Ansicht auch die Schulprogramme, welche seit 1851 den Jahresberichten über die Anstalt beigegeben werden, in erster Linie im Auge behalten. Nicht für gelehrte Fachgenossen — wie dies an den deutschen Schulen fast durchweg der Fall ist — sondern für die Schüler sollten sie geschrieben sein, daher Themate behandelnd, welche zur Schule, zur Jugendbildung im Allgemeinen, oder zu dem in den obern Klassen behandelten Lehrstoffe in naher Beziehung stehen. Diese Tendenz verfolgen denn auch alle diese wissenschaftlichen Beigaben, von denen fünf aus P. Gall's Feder geflossen sind. Die erste, im Jahre 1854, über die neuere Kunst in Italien, ist bereits einläßlich

besprochen worden. Gleich im folgenden Jahre 1855 lieferte er wieder eine sehr interessante Arbeit über die Geschichte der Schule in Einsiedeln, die, wie er sagt, „mit geringem Unterbruche bereits neun Jahrhunderte, ja wenn wir bis auf den Stifter des Klosters, der in der Nähe eine Schule leitete, zurückgehen, ein volles Jahrtausend überdauert hat. In unserer Zeit, wo Alles schnell fertig ist, im doppelten Sinne des Wortes, und meistens nur für die Gegenwart gesorgt wird, hat dieses hohe Alter seine Bedeutung." Im Jahre 1860 folgte die auch schon erwähnte Abhandlung über Horaz als Aesthetiker. Das Jahr 1861 war das Millenarium des Stiftes und der Schule, und der Rektor schrieb als passendes Programm das Leben eines um Wissenschaft und Schule hochverdienten Mannes, des gelehrten Augustin Reding, erst Lehrer an der Benediktineruniversität zu Salzburg, dann von 1670—92 Abt des Klosters. Seine interessante Arbeit leitet er mit den Worten ein: „Wenn die Klosterschule von Einsiedeln in diesem auch für sie so wichtigen Jubeljahre, bei dieser Feier des Millenariums, zurückblickt auf ihre lange, an wechselnden Schicksalen reiche Vergangenheit, so möchte sie gerne auch nach altem klassischen Gebrauche zu diesem Miliarium Sæculum ihre Vota sæcularia darbringen, ihre ludos sæculares feiern." Die letzte derartige Arbeit war das Programm für 1868, in welchem er dem langjährigen vielverdienten Professor der Geschichte am Lyzeum, Dr. P. Karl Brandes (gestorben am 7. August 1867), ein Denkmal setzte.

Mehr noch, als durch alles bisher Angeführte, fand der Schulmann in seiner Stellung als R e k t o r Anlaß, seine Ideen und Erfahrungen über Erziehung geltend zu machen, und demgemäß auf die Stiftsschule einen entscheidenden und nachhaltigen Einfluß auszuüben. Dieser Einfluß mußte um so größer sein, als P. Gall seit 1826 in hervorragender Weise an der Schule ununterbrochen gewirkt, an deren Reorganisation und Ausbau, wie wir bereits gesehen haben, den meisten Antheil gehabt, die Traditionen der-

selben in sich gesammelt, und in seinen jüngern Kollegen einen Kreis von Mitarbeitern herangezogen hatte, die alle in ihm ihren Lehrer und väterlichen Freund verehrten. So erklärt es sich leicht, daß seine Individualität auf den Geist und die Richtung der Schule vielfach bestimmend einwirkte, derselben sein eigenes Gepräge aufdrückte. Lebensfroher Humor, freier Sinn, unermüdliche Arbeitslust, tiefe Religiösität bildeten die Grundzüge seines Wesens, bildeten auch die Angel- und Zielpunkte seines pädagogischen Wirkens.

In erstgenannter Beziehung war ihm nichts so zuwider, als wenn junge Leute die Zeit der Erholung nicht zu dem, wozu sie da ist, zu benützen verstanden; seine helle Freude hatte er dagegen, wenn es bei Spielen recht lebhaft zuging, und er machte, zumal in jüngeren Jahren, bei denselben gerne selbst mit. Ein Freund geselliger Unterhaltung fehlte er bei fröhlichen Anlässen, Spaziergängen, Ausflügen der Schüler nie, und nichts sah er lieber, als wenn dabei die jugendliche Fröhlichkeit in recht ungezwungener Frische und Natürlichkeit zum Ausdruck gelangte. Diesen heitern, lebensfrohen Geist, den Feind jeder sauertöpfischen Kopfhängerei, hat er in seinem langen pädagogischen Wirken immer sehr hoch angeschlagen und der Stiftsschule als ein unverwüstliches Erbtheil hinterlassen.

Am allerwenigsten hat P. Gall im Schulwesen — Unterricht wie Erziehung — jemals dem gehuldigt, was man mit dem Namen eines steifen Pedantismus zu bezeichnen pflegt, ein System, welches darauf abzielt, die Thätigkeit der Lehrenden wie der Lernenden in die Fesseln einer bis in's Detail gehenden Regelmäßigkeit und Gleichförmigkeit einzuzwängen, und damit zu Gunsten einer schablonen- und fabrikmäßigen Bildung jede freie und eigenartige Entwicklung niederzuhalten. Wie er selbst einen freien Entwicklungsgang durchgemacht, so wollte er auch dem Schüler Zeit zu eigener Thätigkeit lassen, und war keineswegs der Ansicht, daß das moderne Schul-

system, welches dem Schüler alles zu bieten, alles zu sein ververspricht, so hoch zu stellen sei. Darauf zielt das Epigramm:

Falsche Bildung.

Und wie man sich auch heiser kreische,
Wie hoch die Schule gestiegen sei,
Einseitige Vielwisserei
Bleibt doch der faule Pfahl im Fleische.

„Es ist, sagt er, des Rühmens über den Aufschwung unsers Schulwesens kein Ende, und kein Ende des Herabsehens auf frühere Leistungen auf diesem Gebiete. Während man es als den wesentlichsten Fortschritt bezeichnet, daß der Unterricht jetzt ein geistiger, organischer geworden, da er früher nur ein sinnlos mechanischer gewesen sei, wird meistens in der Schule gegen die ersten Bedingungen organischer Lebensentwicklung gesündigt, das Kind wird als Treibhauspflanze behandelt, und zu frühe einer Bildung zugeführt, die für sein Alter nicht paßt. Damit geht Originalität und Kraft, die vielleicht im Keime vorhanden waren, verloren. Man hilft der Rose aus der Knospenhülle, und sie läßt ihre unentwickelten Blätter schlaff herabhängen; man erleichtert der Phaläne das Ausschlüpfen aus der Puppe, und nun wachsen ihr keine Flügel. Noch bedenklicher ist das Ueberfüllen mit Nahrung, die, an sich gesund, durch das Uebermaß ungesund wird. Das gilt eben nicht bloß von mancher Schule, sondern auch von der Bildung außer der Schule durch Lektüre und andere Mittel. Die große Leichtigkeit, mit der jetzt der Mensch schon in den frühesten Jahren mit allem Großen in Natur und Literatur bekannt wird, dürfte eher ein Nachtheil als Vortheil für allgemeine und gründliche Bildung sein. Man läßt ganze Primarschulen vom Lande her auf Eisenbahnen und Dampfschiffen Reisen in Städte machen, wo sie Museen und andere Herrlichkeiten durchwandern sollen. Die Masse erdrückt, die Wirklichkeit erstickt die Phantasie des Kindes. Was sonst, später und einzeln mitgetheilt, dem Kinde anziehend gewesen wäre, hat jetzt

keinen Reiz mehr: es hat ja alles schon gesehen oder gehört. Eben so ist es mit der frühen Lektüre. So frühe als möglich greift der Knabe nach den Schriften der Männer, die ihm unablässig als die Heroen der Wissenschaft und Kunst angerühmt werden. Bei der großen Leichtigkeit, diese Schriften zu erhalten, ist es kein Wunder wenn z. B. ein Göthe oder Shakespeare, der doch gewiß, abgesehen vom Sittlichen und Religiösen, nicht für Knaben geschrieben ist, und selten nur von Männern verstanden wird, so frühe schon gelesen wird; wenn der Gymnasiast und gar noch der Realschüler alles schon gelesen hat, und was noch mehr ist, alles nach seiner Ueberzeugung schon versteht, was er doch durchaus nicht verstehen kann. Die nächsten Folgen sind: daß er auch auf dem Felde der Dichtkunst und Wissenschaft für das Größte und Schönste abgestumpft wird, daß die Neuheit der Bekanntschaft mit großen Geistern, die erst in reifern Jahren rechten Werth hat, wegfällt; daß man frühzeitig äußere schöne Formen mit dem Inhalt verwechselt, und im schülerhaften Nachbilden solcher Formen sich für einen großen Geist hält; daß berichtigende, besonnene Urtheile von Lehrern oder andern kompetenten Richtern nicht mehr angenommen oder verstanden werden, und daß überhaupt ein so verwöhntes und überfüttertes Geschöpf unfruchtbar bleibt oder nur Schwächlinge erzeugt." Darum ruft er den Parteigängern einer solchen Treibhausbildung zu:

Moderne Pädagogen!
Da hat schon oft das Wort gelogen.
Anstatt ein kleines Reis zu pfropfen,
Wollt ihr das Kind zu Tode stopfen. [1])

Wie er hier für die Rechte einer freien, naturgemäßen Entwicklung gegenüber einer fabrikmäßigen, künstlichen Bildungs- und Erziehungsmethode entschieden Partei nimmt, so steht er auch in der heutzutage so viel besprochenen und äußerst wichtigen Frage über die

[1]) Spruchverse, S. 190.

Leitung des Schulwesens im centralistischen oder freiheitlichen Sinne, mit aller Macht einer wohlbegründeten Ueberzeugung auf Seite der Freiheit. „Der Polizeistaat, äußert er mit einiger Bitterkeit, als die objektivirte, in's Leben getretene Idee, daß der Staat Alles in Allem sei, Alles von sich aus leiten und regieren, in alle Verhältnisse eingreifen müsse, ist ein Kind unserer Zeit, und die Schweiz folgte nur einem allgemeinen Zuge der Geister, wenn sie das Kind auch bei sich aufnahm."

„Centralität, oft verderblich in der Monarchie, ist es noch weit eher im Freistaat, da wo es sich um geistige Güter handelt. Wohlthätig ist ihr Gegentheil, d. h. eine nach organischen Bedingungen auf die einzelnen Organe und Glieder vertheilte lebendige Freithätigkeit in der Schule und Erziehung. Mag für praktisches, technisches Wissen, das außer der eigentlichen Literatur steht, die Centralschule wohlthätig sein, im Gebiete der Wissenschaft wäre sie es gewiß nicht, wie sie denn aber auch eine Unmöglichkeit ist, so lange dem Schweizer erlaubt ist, seine Bildung im Auslande zu holen. Ueberwiegend ist der Vortheil der vielen und verschiedenartigen Schulen, selbst der Hochschulen, weil dadurch die Bildung auch eine vielseitige, mannigfaltige bleibt. Sie bleibt aber dadurch auch eine rege, lebendige, von keiner Crusca oder Université zur Stagnation verdammte. Die Nacheiferung, der große Nerv des geistigen Lebens, bleibt, und ihre Kraft äußert sich auch in den alleruntersten Kreisen der Bildung. Wir könnten Beispiele anführen, daß das Primarschulwesen in Kantonen, wo es von den Gemeinden geleitet wurde, kraft der Nacheiferung in kurzer Zeit erfreulichen Aufschwung nahm, dann aber, als der Staat alle Zügel in seine Hand nahm, auch allmälig wieder in's Stocken gerieth. Es geschah in demokratischen Kantonen, wo eben die Republik am ausgebildetsten ist." [1])

Diese Zeilen hatte er schon 1859 niedergeschrieben. Seitdem

---

[1]) Kath. Schweizerblätter, 1859.

hat die centralistische Strömung im Schulwesen bekanntlich immer weitere Kreise beschrieben, und P. Gall, der diese Erscheinung mit tiefem Bedauern beobachtete, meinte im Tagebuch von 1872, der Kampf werde sich schließlich auch bei uns, wie in Frankreich, zu der Alternative von Schulzwang oder Freiheit zuspitzen.[1])

Weit bitterer noch pflegte er sich gegen jene Tendenz im modernen Schulwesen zu äußern, welche die Schule nicht nur von ihrer natür ichen religiösen Grundlage loszureißen, sondern sie überdies, im Sinne des Indifferentismus, gegen jede konfessionelle Ueberzeugung auszubeuten bestrebt ist. Von seinem freiheitlichen Gesichtspunkte aus erblickte er darin – und mit vollem Rechte – eine flagrante Mißachtung der wohlerworbenen Rechte der Konfessionen, eine schreiende Verletzung der Glaubens- und Gewissensfreiheit solcher Eltern, welche ihre Kinder im Sinne und Geiste ihrer religiösen Ueberzeugung erziehen zu lassen berechtigt sind, ein unrepublikanisches Monopol zu Gunsten jenes unsinnigen und gottlosen Unterfangens, welches alle konfessionellen Unterschiede gleichsam in einem Mörser zu zerstampfen, und zu einer sogenannten Allerweltsreligion zusammenzuknetten sucht. Je mehr er sich selbst bewußt war, die echte Toleranz gegen Andersgläubige immer gewissenhaft beobachtet zu haben, desto eher glaubte er dieselbe auch für die katholische Schule beanspruchen zu dürfen.

Und dieser seiner Ueberzeugung liebte er nicht blos im Privatgespräche, sondern auch öffentlich den entschiedensten Ausdruck zu geben. Namentlich geschah dies öfters in den Ansprachen bei Eröffnung oder Schluß der Schule, in welchen er allerdings zunächst die wissenschaftliche Aufgabe der Schule beleuchtete, dann aber auf

---

[1]) Als ihm die Formulare zur Statistik des Schulwesens für die Wiener Weltausstellung zugeschickt wurden, schrieb er in das Tagebuch: „Dieses offenbare Inventarisiren ist Werk der Francmaçons, und charakterisirt das jetzige Staats- und Polizeiwesen.“ (20. Nov. 1872.)

die religiöse Grundlage derselben nachdrücklich hinzuweisen nicht unterließ. So sagt er, um nur ein Beispiel anzuführen, in der Schlußrede für das Schuljahr 1867: „So sicher der Drang nach Wahrheit und der Ekel und Abscheu vor Täuschung und Irrthum in uns ist, so können wir auch nur in echter Wahrheit und Wissenschaft unser Glück finden. Alles Wissen, jede einzelne Kenntniß erlangt nur Werth durch Verbindung mit der Urwahrheit. Die rechte Grundlage gibt einzig die Religion, durch Gnade und Tugend und ernste Uebung derselben. Unsere Schule ist wesentlich religiös. Das mag in den Augen Vieler ein Fehler sein, Andere urtheilen anders. Religiös-christlich und katholisch, das möchte ich besonders hervorheben. Also einmal nicht gemäß der klassisch heidnischen Religion einseitiger Humanisten alter und neuer Zeit, die, wie ihre Poeten, noch ganz in der alten Mythologie und Götterwelt leben, und schmachtend Schillers Götter Griechenlands — statt des Rosenkranzes — beten. Aber auch nicht nach dem verschwommenen, flachen, faden, alles nivellirenden Philanthropismus und der wunderlichen Mischung, wie sie jetzt beliebt und angestrebt wird.[1]) Wir bekennen uns frei und offen zur hl. römischen Kirche, und finden in derselben neben der allerdings werthvollen und formschönen Wahrheit der Alten, die wir ehren und gar nicht verachten und vernachlässigen, auch ein immer Neues, sich Regenerirendes, wie es die Neuzeit wieder beweist."

In ähnlichem Sinne äußerte er in dem Kanzelvortrage, welchen er 1861 an die ehemaligen Schüler der Stiftsschule richtete: „Der feste Glaubensgrund gibt dem gesammten Lehrkörper

---

[1]) Wie wenig er in der Pädagogik jenem bloßen Humanitätsideale huldigte welches immer mehr oder weniger mit rationalistischen Beimischungen versetzt ist, zeigt eine Notiz im Tagebuch von 1864, welche er auf der Reise in die Westschweiz vor dem Girarddenkmal in Freiburg niedergeschrieben: „Girard, Rationalist, deckte aber mit Kutte und Gemüthlichkeit sein System. Jedenfalls ist die Vergötterung von Seite der Radikalen verdächtig."

eine gewisse ungesuchte Uebereinstimmung der Grundsätze und Gesinnungen, die es erklärt, daß man ohne alle Vorbereitung und Verabredung in den verschiedenartigsten Fächern und auf verschiedenen Wegen doch zum gleichen Resultate gelangt. Daß dabei Lehrer und Schüler und überhaupt die ganze Anstalt auf echt kirchlichem Boden stehen, darf hier nur flüchtig berührt werden."

Man könnte vielleicht von gewisser Seite aus solchen unzweideutigen Aussprüchen des Schulmannes den Schluß ableiten wollen, als habe P. Gall der von ihm geleiteten Schule einen ausschließlich geistlichen Charakter zu geben beabsichtigt, so daß die in ihr gebildeten jungen Leute für das Leben nicht taugen.[1]) Da müßte der Mann doch sein eigenes Wesen und seine eigene Vergangenheit in unnatürlicher Weise verleugnet und verkehrt haben. Das Gegentheil ist wahr. Wie sich bei ihm gerade auf Grund seines tief religiösen Wesens ein so freies, frohes Dichterleben entwickelt hat, wie wir das in einem frühern Abschnitte dieser Schrift gesehen, so hat er denselben Geist auch als Schulmann der von ihm geleiteten Anstalt eingehaucht.

Daneben hielt er immer große Stücke auf den familiären Charakter der Schule, auf das vertraulichere und ungezwungene Verhältniß, das sich in Folge dessen zwischen Lehrern und Schülern gestaltete. Und diesen Vorzug leitet er gerne von dem Umstande her, „daß der Lehrer hier durch die doppelte Weihe als Priester und Ordensmann in seinem Wirken auf's kräftigste unterstützt wird. Nicht Geld und Ehrgeiz gibt ihm das Lehrbuch in die Hand, sondern

---

[1]) Wie ferne ihm die Tendenz lag, einen einseitigen Einfluß auf die Standeswahl der Studirenden auszuüben, geht aus folgender Stelle eines Briefes, in welchem sich ein ihm sehr lieber Schüler in dieser Angelegenheit um Rath an ihn gewandt hatte, hervor: „Ich sage auch jetzt noch, daß ich in dieser Hinsicht durchaus wünsche, dein Entschluß — welcher es auch sein mag — sei ein ganz freier und von innen nicht von außen stammender. Werde was du willst, nur etwas Rechtes und Tüchtiges, so bleibst du meinem Herzen in jedem Stande nahe."

der Opfersinn, der ihn in die Reihe der Priester und Ordensmänner führte. Dieser Geist erzeugt die Liebe, die väterliche Sorge und Theilnahme, die da ist die Seele aller Jugendbildung."

Demgemäß faßte er auch die disziplinäre Seite der Anstalt auf, über welche er einmal gelegentlich einer öffentlichen Censur sich dahin äußerte: „Der Charakter unserer Schule ist kein spartanischer herzloser, absoluter oder tyrannischer, der starr und rücksichtslos auf den Buchstaben sieht und keine Gnade kennt — aber auch kein athenischer oder gleichgültiger, kein indifferenter, der sich um Zucht und Ordnung nicht kümmert. Es ist ein Ernst mit Milde verbindender väterlich-christlicher Charakter, der im Sinne des höchsten pädagogischen Lehrbuches, des Evangeliums, zu wirken sucht."

In diesem Geiste hat P. Gall während einer fast fünfzigjährigen Thätigkeit als Schulmann unentwegt fortgewirkt, und sich dadurch in den Herzen vieler Hunderte von Schülern ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

Wohl mußte auch er die Erfahrung machen, daß nicht alle Saatkörner aufgehen, daß auch dem redlichsten Streben nicht jede Täuschung erspart bleibt. So schreibt er einmal über einzelne ehemalige Schüler: „Ich kenne auch andere, die uns nichts weniger als freundlich gesinnt sind. Sie waren es entweder von Anfang nicht, oder es kam später der Mehlthau auf die Blüthe ihrer Seele, und wir müssen uns damit trösten, es sei wahrscheinlich dem l. Gott ebenso schlecht ergangen wie uns, und auch er sei vergessen worden."

Doch solche Vorkommnisse waren in seinem langen Schulleben immerhin Ausnahmen, welche durch Erfahrungen entgegengesetzter Art, und vielseitige Anerkennung seines Wirkens für die Schule mehr als aufgewogen wurden. „Es ist für uns eine sehr tröstliche Erfahrung, schreibt er 1864, daß selbst auf Universitäten in der

Regel die Erinnerung an Einsiedeln treu bewahrt bleibt. So schreibt mir dieser Tage einer unserer wackersten Schüler: „Die Universitäten werden mir nie so tief im Gedächtniß haften wie Einsiedeln, und ich finde dies auch bei andern ehemaligen Einsiedlerstudenten. Die Mediziner sind gewöhnlich nicht sentimental und doch weiß ich daß N., der dieses Jahr hier studiert, noch sehr viel Liebe zu Einsiedeln zeigt." Und wie oft erfahre ich derartiges, wenn Schüler, die vor 5, 10, 20, 30 Jahren hier waren, uns wieder besuchen."[1]) Gar häufig gedenkt das Tagebuch mit sichtlicher Freude des Besuches ehemaliger Schüler, welche nach ihrem Uebertritte in's praktische Leben den alten Lehrer in seiner Zelle aufsuchten und so gerne ein Stündchen mit ihm verplauderten. Da heißt es z. B. über den Besuch eines jungen Arztes: „Der ist einer der Wenigen, den das anatomische Messer noch nicht zum Atheismus führte." Ein andermal: „Das ist Gottlob wieder einer von den jungen braven Juristen, die dermal fast mehr nöthig sind als Priester, und Arbeit übergenug finden, den Augiasstall von Rechtsverdrehung und Mißbrauch zu reinigen." Schon 1854 hatte ihm einer seiner Zürcher Freunde, der mehr erwähnte Meier von Knonau geschrieben: „Das weiß ich, was mich hoch erfreut, daß Einsiedelns Schulen vielleicht noch nie so florirten, wie gerade jetzt, daß gerade

---

[1]) Gerne erwähnte er eines Briefes vom 12. Dezember 1856, worin der zu frühe verstorbene Franz Furger sich gegen den Vorwurf verwahrt, als ob er seit seiner Uebersiedlung an die Universität München Einsiedeln und seinen verehrten Lehrer, P. Gall, vergessen habe. „Im Gegentheil, fährt er fort, darf ich sagen, daß mein neuer Studienort mir gar oft Anhaltspunkte zu einem Vergleiche bietet, der für mein liebes altes Kloster nur vortheilhaft ausfallen kann, und daß ich mich in mancher stillen Stunde zu demselben zurücksehne. Meine neue Schule kam mir zuerst sonderbar vor, denn immerhin ist ein sehr großer Unterschied zwischen dem Einsiedler Lyzeum und der Münchner Universität. Gegenwärtig sehe ich ein, daß man hier immerhin mit Fleiß und Aufmerksamkeit etwas lernen könne, wie wohl ich fest überzeugt bin, daß man die Philosophie in Einsiedeln weit besser studieren kann als hier."

dies beweist, wie lügenhaft es ist, wenn man behauptet, Klosterschulen stehen hinter der Zeit zurück. Ich wünsche auch, daß sie hinter der Zeit zurückstehen, daß sie die Zeit mit flammendem Schwerte bekämpfen, welche christlichen Glauben, christliche Gesittung heute eher als morgen vernichten möchte, daß sie die Jugend mit glühender Begeisterung vor jenen Wahnsinnigen warnen, die in ihrem Frevel am Heiligthum so weit gehen, wie ein Eugen Sue, die Jesum Christum mit Blum, Mazzini und andern Auswürflingen zu vergleichen sich erdreisten."

Bei seinen häufigen Reisen konnte sich der Schulmann genugsam überzeugen von der aufrichtigen Anerkennung und Verehrung, welche ihm von seinen zahlreichen Schülern, die in den verschiedensten Lebenskreisen, in einflußreichen Stellungen wirkten, so einmüthig und von allen Seiten entgegengebracht wurde.

Die großartigste Kundgebung dieser Art brachte indessen im Jahre 1861 die tausendjährige Jubelfeier des Klosters. Ausgehend von dem Gedanken, um mit dem gedruckten Festberichte zu reden, daß auch die ehemaligen Einsiedlerschüler aus allen Gauen unsers Vaterlandes, beim Anlaß des heurigen Millenariums, ihre Stimmen mit den übrigen Jubelstimmen vereinigen, und dem Gotteshause, dessen Räume sich ihnen einst so gastlich aufgeschlossen hatten, und der Schule, in welcher ihnen, wenigstens zum Theil, die nothwendigen Kenntnisse und Kräfte für's praktische Leben mitgetheilt wurden, feierlichen, freudigen Dank abstellen möchten, hatten sich am Nachmittag des 24. September dieses Jahres beiläufig zweihundert ehemalige Zöglinge in Einsiedeln zusammengefunden. Diese wählten aus ihrer Mitte ein Festkomite, und sandten eine Deputation, bestehend aus dem Präsidenten des Komites und je einem Abgeordneten aus jedem der fast sämmtlich repräsentirten Kantone an den Prälaten des Stiftes. Dieser bemerkte in seiner Erwiederung unter Anderm: „Unser Schulprogramm war gleich Anfangs festgestellt, dem Staate gute Bürger und der Kirche treue Söhne zu

erziehen, und sollten wir je irgendwie hievon abweichen, so fordere ich Sie auf, daß Sie selbst ihre Stimme gegen uns erheben."

Abends nach 7 Uhr bewegte sich dann ein Fackelzug in langen Reihen den Flecken herauf, und der majestätischen Front des Klosters entlang nach dem rechten Flügel, wo die Fackeln zusammengeworfen wurden.

Herr Direktor Businger (nunmehr Regens des bischöflich-basel'schen Priesterseminars) brachte darauf im Namen Aller dem Stift und der Schule, deren Lehrer an den Fenstern eines nahen Saales erschienen, folgendes dreifache Lebehoch:

Heil, Segen und Ehre dem Gotteshause, das die Stürme eines Jahrtausends überstanden hat!

Heil den Priestern, die Segen und Glück verbreiten in alle Gaue unsers Vaterlandes!

Heil und Segen und Dank den Männern der Wissenschaft, die uns durch die Leuchte dieser Wissenschaft die Finsterniß des Lebens erhellt haben!

Die ganze Versammlung stimmte jedesmal jubelnd in dieses Hoch ein . . . und mit dem Verschwinden des dicken Qualms des Fackelhaufens zeigte sich im Mittelfenster des zweiten Stockwerkes — neben den Herren Schulpräfekten und andern hochw. Konventualen — der Rektor P. Gall Morel, in gewohntem, einnehmendem Humor folgenden Gruß eröffnend:

„Vorläufig nur ein herzliches Willkommen und ein Sprüchlein:

„Sie kommen hergezogen
Die jungen und alten Knaben;
Sie kommen hergeflogen
Die St. Meinrads Raben
Von Süd und Nord, von Ost und West;
Willkommen Alle im alten, lieben — Nest."

Ein donnerndes Hoch der Gäste und ein anhaltendes Klatschen der Zuschauermenge beantwortete diese sinnige kurze Ansprache, bis die

Musik den stürmischen Applaus unterbrach. So verlief der Vorabend.

Der Festtag selbst hatte seinen Mittelpunkt in einer kirchlichen Feier, bei welcher unser Rektor in einem Kanzelvortrag den Grundgedanken durchführte von dem geheimnißvollen, wunderbar verschlungenen Menschenleben, wie es des Menschen Wille oder Laune oder der Zufall zu bieten scheint, und wie es doch an unsichtbaren Fäden geleitet wird von der göttlichen Hand der Vorsehung.

Diese wunderbare göttliche Hand sieht er schweben über der Schule, wie über den Häuptern seiner Zuhörer, sieht sie schreiben jenen offen vor ihm daliegenden Brief, auf den er die Worte anwendet: „Ihr selbst seid unser Brief, ein offen daliegender Brief Christi, gefertigt von uns, geschrieben, nicht mit Dinte, sondern mit dem Geiste des lebendigen Gottes, nicht auf steinernen Tafeln, sondern in fleischernen Tafeln des Herzens." (II. Cor. 3, 2.) Nachdem er erst in einer Parallelle zwischen Einst und Jetzt den ernsten Gedanken durchgeführt, wie auch an den anwesenden Festgenossen die Zeit ihre Rechte behauptet, die Spuren ernster Lebenskämpfe und Erfahrungen auf die Gesichtszüge geprägt, Schnee auf die Scheitel gestreut habe, fährt er im Hinblick auf das viele Edle und Gute, welches im engen Raum des Menschenlebens Platz hat, also fort: „Ich denke mir zu den Personen, die sich hier versammelten, den schönen, größern oder kleinern Wirkungskreis eines Jeden, denke mir was der Priester, der Arzt, der Rechtsanwalt, der Beamte, der Künstler, der Hausvater, oder wie immer der Beruf heiße, im Gebiet seiner Pflichten und Befugnisse wirkt und gewirkt hat, oder noch wirken mag, denke mir die reiche Saat des Guten, die von diesen Männern in die Furche der Zeit gelegt wurde, und dann sehe ich leichter hinweg über das verhältnißmäßig geringe Böse, das einzelne Verirrte, die auch einst unserer Schule angehörten, gewirkt haben, und es frohlockt mein Herz beim Gedanken, daß wir Lehrer gewürdigt wurden, gewissermaßen so vielfältige Saat

vorzubereiten, sie auszuwerfen und mit den Engeln Gottes gemeinsam zu begießen. Mahnt uns nun des Lebens Kürze an die Pflicht recht gut mit demselben hauszuhalten, so gibt uns dagegen das viele Gute, das vom Einzelnen gewirkt werden kann und vielfältig gewirkt wird, hohes Vertrauen, heilige Freudigkeit im Handeln und Ertragen.

„Das Merkwürdigste aber, was in persönlicher Beziehung uns heute klar werden sollte, das ist die so mannigfache, wundervolle Führung und Lenkung unserer Schicksale. Es sind hier nicht die Gestalten der Geschichte, die wir nur durch fremdes Auge, durch die Schrift betrachten, nicht die Traumgestalten des Dichters, es sind die gegenwärtigen lebendigen Zeugen oder doch solche, die wir persönlich gekannt oder geliebt haben. Wie leicht ließe sich aus dem Verzeichniß unserer Schüler auch nur seit zwanzig Jahren eine Reihe der interessantesten und zugleich wahrsten Novellen bearbeiten! Auf wie wunderbar verschlungenen Pfaden führte der Herr diese Knaben und Jünglinge, die hier in so kleinem Kreise sich bewegten, an den Altar, auf die Kanzel, oder als Arzt in die Spitäler, als Schirmer des Rechts vor die Schranken des Gerichts, oder in Kampf und Krieg — oder etwa, um auch Einzelnes zu erwähnen, in den Kreis des Bundesrathes, auf den Präsidentenstuhl des Nationalrathes, an die Spitze von Eisenbahndirektionen, an's Krankenlager des Kaisers von Marokko, den Büßer in die Eremitenhütte im Sabinergebirg, über Meer den Missionär in den Urwald Amerika's zu den Indianern, auf's Feld der Ehre zu Perugia, Montebello, Solferino und Castelfidardo. Drei Dinge kann ich nicht begreifen und das vierte verstehe ich gar nicht: den Weg des Adlers am Himmel, den Weg der Schlange auf dem Felsen, den Weg des Schiffes mitten im Meere und den Weg des Mannes in der Jugend.“ (Prov. 30, 18.)

An die kirchliche Feier schloß sich eine gemüthliche Mittagstafel, bei welcher der Rektor in ganz charakteristischer Weise sein

humoristisches Hoch den drei zunächst bei ihm sitzenden Aeltesten der Gesellschaft, als: dem hochw. H. Sextar Zehnder von Neuheim, Herrn Bezirksgerichtspräsident M. K. Benziger, und Herrn Doktor Fuchs von Einsiedeln, brachte. Er wies darauf hin, wie diese drei Herren schon im Jahre 1797 gemeinsam als Diskantisten im Stifte funktionirten, kurz vor dem Einfall der Franzosen. Es sei übrigens nicht zu ermitteln, ob diese wegen jenes Gesanges in's Land gekommen; jedenfalls seien seitdem diese Diskantisten in den Alt übergegangen. Merkwürdig sei auch, wie diese Herren drei Hauptrichtungen des Berufs, den Geistlichen-, den Beamten- und den Stand des Arztes repräsentiren. — Der Schwank endete damit, daß die drei Gefeierten mit den drei Tönen des Dreiklangs verglichen, Seitenblicke auf die daraus entsteigende Harmonie geworfen und endlich die Gläser zum Lobe der drei alten Tellen dieser Harmonie geleert wurden."

Ueber den 25. September 1861 schrieb unser Rektor in das Tagebuch: „Für mich persönlich war es einer der schönsten Tage meines Lebens: das Wiedersehen so vieler früherer Schüler aus verschiedenen Gegenden, in verschiedenen Altersstufen, in vielerlei Beruf, einzelne derselben in großartigen Wirkungskreisen, die helle einmüthige Festfreude u. s. w." [1])

Noch ein zweiter besonderer Freudentag wurde dem verehrten Rektor bei Anlaß seines fünfzigsten Profeßjubiläums, am 14. Mai 1870, von seinen Kollegen und Schülern, wie von allen seinen Mitbrüdern, im stillen häuslichen Kreise bereitet. Konnte man doch mit einigem Rechte sagen, daß er an diesem Tage auch das Jubiläum seines Wirkens für die Schule begehe, waren doch die Schüler seiner Schüler inzwischen seine Kollegen geworden, und er selbst unter ihnen der Nestor, auf den des Sängers Worte passen:

---

[1]) Zum bleibenden Andenken an diese Feier stifteten die ehemaligen Einsiedler Zöglinge in die Schulkapelle einen schönen gothischen Altar mit Gemälden von Deschwanden.

*Τῷ δ᾽ ἤδη δύο μὲν γενεαὶ μερόπων ἀνθρώπων
ἐφθίατο. . . μετὰ δὲ τριτάτοισιν ἄνασσεν.*

Im großen Saale des Klosters versammelten sich Lehrer und Schüler um den allverehrten, hochverdienten Rektor, dessen Bild in Oel gemalt in einem Blumenkranze prangte. Die Musik stellte zur Beglückwünschung ihre größten Meister und seine Lieblingskomponisten, Beethoven und Haydn; die Poesie reichte einen Blüthenstrauß aus seinen eigenen Schöpfungen, ernsten wie heitern, aus Gaben seiner Kollegen und Schüler. Auch von außen her brachten Post und Telegraph dem verehrten Lehrer Zeichen dankbarer Liebe in Menge, und der Drath erschwang sich unter Anderm zu den Versen:

„Heil ihm, dem Jubelgreis,
Der nichts von Waffenstillstand weiß!
Noch ruht er nicht auf seinem Schild,
Froh schaut er aus in das Gefild,
Und kämpft und singt gar muntern Sang:
Wir grüßen ihn mit Becherklang."

Aber nicht bloß in den Herzen seiner Kollegen und Schüler hat der Lehrer eine wohlverdiente Anerkennung gefunden, auch in den Kreisen der Lehrer an den schweizerischen Gymnasien und Hochschulen war sein Ruf als Schulmann weit verbreitet und hoch geschätzt. Dafür zeugen die vielen freundschaftlichen und wissenschaftlichen Beziehungen, die er mit ihnen unterhielt, die angesehene Stellung, welche er im schweizerischen Gymnasiallehrerverein, an dessen Versammlungen er sich einigemal persönlich betheiligte, eingenommen.

Die Bedeutung P. Gall's als Schulmann liegt allerdings in seinen Leistungen für die Stiftsschule. Indessen müssen wir doch auch noch sein Wirken für die **Volksschule** mit einigen Worten berühren.

P. Gall war kein hochfahrender, steifer Gelehrter, mit ungezwungener Natürlichkeit wußte er sich zum Volke herabzulassen, in der Bauernstube sich ebenso leicht und gerne zu bewegen, wie in den Kreisen von Gelehrten. Die Hebung der Volksschule, deren Bedeutung er in vollem Maße erkannte, lag ihm gar sehr am Herzen, und als Schulinspektor und Erziehungsrath des Kts. Schwyz entfaltete er von Anfang der vierziger Jahre bis zu seiner italienischen Reise, 1852, eine vielseitige und anregende Thätigkeit in den Sitzungen der Schulbehörden, bei Schulbesuchen und Lehrerprüfungen, durch Bearbeitung von Schulbüchern. Wohl wissend, daß die Hebung des Schulwesens hauptsächlich durch die Heranbildung eines tüchtigen Lehrerstandes bedingt sei, hatte er schon 1841 eine darauf abzielende Anregung gemacht, über welche das Tagebuch sagt: „die Schullehrer sollten eine eigene Anleitung bekommen, und da man kein eigenes Seminar zu errichten vermag, sollten sie jährlich einige Wochen sich versammeln, um vom Schulinspektor oder einem andern tüchtigen Schulmann Unterricht zu erhalten.“ Dieser Plan erhielt eine theilweise Ausführung zuerst durch kleinere Lehrerkonferenzen, dann eine weitere im Jahre 1844 dadurch, daß sich eine Anzahl von dreißig Lehrern zu diesem Zwecke vom 16. September bis 7. Oktober im Kloster versammelten, welches die erforderlichen Räumlichkeiten bereitwillig zur Verfügung stellte. Die Vorträge übernahm, neben P. Gall, H. Rüttimann, jetzt Dekan in Tuggen. P. Gall hatte dieselben in gewohnter Weise rasch entworfen und nur kurz skizzirt; sie enthalten aber einen wahren Schatz pädagogischen Wissens und trefflicher Winke, und würden, gehörig ausgeführt, ein schönes Lehrbuch einer praktischen Pädagogik abgeben. Der Erfolg war ein ganz befriedigender, so daß das Tagebuch bemerkt: „Ich hätte mir gar nicht gedacht, daß dies so kurze Zusammenleben so enge Bande knüpfen könnte.“

Auch im Gebiete des Volksschulwesens ist es wieder das Jahr 1848, welches seine Thätigkeit am meisten in Anspruch nahm.

Für den Kanton Schwyz war die Periode der Neugestaltung auch in diesem Zweige gekommen, und die Verhandlungen im Erziehungsrathe wurden lebhaft. An der Spitze desselben stand damals Landammann Nazar Reding von Biberegg, der Leiter und das geistige Haupt des Kantons in der Zeit nach dem Sonderbundskriege, ein Mann, mit welchem P. Gall Zeitlebens innig befreundet war. „Ich hatte die Ehre, sagt das Tagebuch, die meisten Entwürfe zu Gesetzen, Verordnungen, Statuten u. s. w. zu machen. Reding als Präsident versteht es gut, sich fremder Hilfe zu bedienen. Mein treuester Gefährte; die beste Kraft der Behörde ist Herr Pfarrer Rüttimann." Das schwyzerische Schulgesetz, das aus den Berathungen der kantonalen Behörden hervorgegangen, ist das Werk unseres Schulmannes.[1])

Allen Bemühungen auf dem Felde des Volksschulwesens sollte schließlich durch die Errichtung eines eigenen Lehrerseminars die Krone aufgesetzt werden. Das Jützische Legat hatte den äußern Anstoß zu dem Plane gegeben, und der Erziehungsrath stellte P. Gall als Präsidenten an die Spitze einer eigenen Seminarkommission, welche diese Angelegenheit an die Hand nehmen sollte. Die Arbeit fiel in erster Linie wieder auf die Schultern des Präsidenten, welcher dazu sagt: „Ich legte besonders den Plan des Seminars in Kreuzlingen zu Grunde. Derselbe zirkulirte dann zur Prüfung und es

---

[1]) Der Regierungsrath des Kt. Schwyz sagt dann auch in dem Beileidschreiben, welches er unterm 17. Dezember 1872 über den Hinscheid Morel's an Abt und Konvent des Stiftes richtete:

„Der Verewigte war nicht nur hervorragend in den meisten Disziplinen der Wissenschaft, sondern er widmete wohl den größten Theil seines Lebens der Mittheilung derselben an die Jugend, die mit Liebe und Hochachtung ihm zugethan war, ja er stieg gerne hinunter zu den ersten Anfängen der Bildung, von der er eine bessere Generation erwartete. In dieser Richtung namentlich hat er dem Kt. Schwyz unvergeßliche Dienste geleistet, bald durch die Redaktion von Schulbüchern, bald durch seine vieljährige Wirksamkeit im Erziehungsrathe, und später noch bei unzähligen Anlässen als bewährter Rathgeber im Fache der Volksbildung."

kamen günstige Berichte, z. B. von Zellweger, Wehrli, überhaupt auch von ältern konservativen Mitgliedern der gemeinnützigen Gesellschaft, die das Legat dazu in Händen hat. Durch jüngere, radikale Mitglieder wurde nachher die ganze Sache vereitelt."

Später kam der Plan, wie bekannt, dennoch zur Ausführung und P. Gall interessirte sich um denselben lebhaft, obschon er mit der Romreise aus den kantonalen Erziehungsbehörden und dem Volksschulwesen geschieden war.

VI.

Der Religiose.

Alltagsleben im Kloster. Vorliebe für den Benediktinerorden. Wallfahrt nach Subjaco. Stellung zum klosterfeindlichen Zeitgeist. Apologie des Mönchthums. Vielseitige Thätigkeit zur Förderung der religiösen Interessen in Schrift und Wort. Aeußerungen über die kirchlichen Verhältnisse und Fragen der Gegenwart. Vatikanisches Konzil. Religiöses Testament.

Es sind uns in allen Abschnitten der bisherigen Darstellung der Anzeichen genug vorgekommen, welche bereits sehr deutlich auf den innersten Springquell dieses reichen Lebens mit seiner vielseitigen Thätigkeit hingewiesen haben. Derselbe ist kein anderer als die religiöse Idee, welche in P. Gall alle andern Ideen beherrscht, und sein Leben wesentlich zu einem Mönchsleben gestaltet. In dieses Innere der Werkstätte müssen wir dem Leser um so mehr noch einen kurzen Einblick eröffnen, je mehr sich gerade diese Seite ihrer Natur gemäß der Oeffentlichkeit entzieht, während sie doch den Hauptzug in diesem Lebensbilde ausmacht, denselben seine eigenthümliche, charakteristische Färbung verleiht.

P. Gall ist vor Allem Religiose in des Wortes eigentlicher und nächster Bedeutung, nach welcher es den Mönch, das Mitglied einer religiösen Genossenschaft bezeichnet, wie in der weitern, nach welcher es ein von der Idee der Religion getragenes, ihrem Dienste und ihren Interessen zugewandtes Leben bedeutet.

Schon mit sechzehn Jahren hatte Morel, wie wir wissen,

im Mai 1819 die schwarze Kutte des Benediktiners angezogen. Ein langes Leben hindurch hat er sie zu seiner eigenen innern Befriedigung und mit Ehren getragen, in wie außer dem Kloster, allüberall in der weiten Welt, wohin er auf seinen vielen Reisen gekommen. Wenn er auf den letztern Welt und Weltleben, mit allem was sie Lockendes und Fesselndes zu bieten haben, im vollsten Umfange kennen lernte, so hatte dies bei ihm stets nur die Wirkung, daß er immer wieder gerne, und jedesmal lieber in seine stille, einfache Zelle zurückkehrte.

Da war der gefeierte Gelehrte in seinem Alltagsleben der schlichte, demüthige Mönch. Mit regelmäßiger Genauigkeit unterzog er sich, allen Andern gleich, den Uebungen und Vorschriften, welche die allgemeine Ordnung des Hauses mit sich bringt. Auf Ausnahmen und besondere Berücksichtigungen machte er nie Anspruch, nahm auch bei all den vielen Geschäften, welche mit seinen verschiedenen Stellungen verbunden waren, dennoch an den gemeinsamen Arbeiten bis in das höchste Alter Antheil. Gerade das war auch ein Grund, warum seine Mitbrüder eine so hohe Achtung vor ihm hegten. Denn je leichter sich bei so hervorragenden Geistesgaben die Versuchung zu Selbstschätzung und damit verbundener Ausnahmsstellung mit einigem Schein von Berechtigung hätte einschleichen können, um so höher mußte die religiöse Kraft gewerthet werden, mit der sich der Mönch über diesen natürlichen Standpunkt emporgeschwungen zu jener selbstlosen Hingebung, in welcher das Wesen des Ordensstandes besteht.

Häufig kam es während des Sommers und Herbstes, d. h. zur Zeit der strengen Wallfahrt vor, daß der Laienbruder an seiner Zimmerthüre klopfte und ihn in den Beichtstuhl rief, gerade während er in eine wissenschaftliche Arbeit oder einen interessanten Codex vertieft war. Das alles auf die Seite zu legen, und sich dafür den Anliegen des gemeinen, unbekannten Pilgers zu widmen, lief nicht immer ohne Ueberwindung ab.

Doch P. Gall war zuerst Mönch und dann erst Gelehrter.

So hatte er, wie wir gesehen, seinen Beruf von Anfang verstanden, und das Ideal, welches der Jüngling damals mit Begeisterung erfaßte, der Mann hat es in seinem ganzen Leben festgehalten und zur Wirklichkeit gemacht.

Es hat bekanntlich zu keinen Zeiten, auch in der Gegenwart nicht, an solchen gefehlt, denen Kutte und Klostermauern zu enge geworden, und die, dem Geiste des Ordens sich mehr und mehr entfremdend, in dessen streng geregelten, die Willkür beschränkenden Satzungen, unerträgliche Fesseln erblickten, welche sie entweder nur unter Murren trugen, oder endlich gänzlich von sich warfen. P. Gall bietet ein gegentheiliges Bild, und auf ihn selbst passen die Verse, welche er dem Pilger bei seinem Abschiede von Einsiedeln in den Mund legt:

Und glücklich preiset er den Ordensmann,
Der seine Ruhe fand in jenem Porte,
Und stets vom Gnadenborne trinken kann;
Den Mann, der dort in abgeschiedner Zelle
So selig wohnet an des Himmels Schwelle.

P. Gall hing nicht bloß mit inniger Liebe an seinem Kloster, als dessen tieffühlenden und begeisterten Sänger wir ihn bereits kennen, sondern es war auch der Benediktinerorden überhaupt, dem sein Herz vor andern immer zugethan blieb. Bei all seinem festen Gefüge durchweht diesen Orden ein eigenthümlicher Geist der Milde, und gerade zu diesem fühlte sich der gleichgesinnte Geist Morel's mächtig hingezogen.

Eine Episode aus der Romreise, die wir deßwegen hier einflechten, mag dies am besten beweisen, und zugleich das hellste Licht auf diese Seite seines Gemüthslebens werfen.

Schon einen Monat nach seiner Ankunft in Rom fand er Gelegenheit, die für den Benediktiner so denkwürdige hl. Höhle (sacro speco) von Subjaco zu besuchen. Er hat diesen Ausflug, der in die Tage vom 18.—23. November fällt, unmittelbar nachher

mit besonderer Ausführlichkeit und sichtlicher Sorgfalt beschrieben, und als liebes Andenken den fernen Brüdern im finstern Walde übersendet.

„Die Wiege unseres Ordens zu besuchen, so beginnt unser Pilger seine Beschreibung, die Stellen zu betreten, die der hl. Benedikt durch seine erste Buße geweiht, die Höhle zu sehen, aus deren Dunkel ein so helles Licht hervorstrahlte, von den Rosen zu pflücken, die aus dem Blute des Heiligen sproßten, das lag schon lange im Wunsche meines Herzens, und es war nicht blos dichterische Aufwallung, wenn ich sang:

Sanfter klingt es in der Seele,
Denk ich, Benediktus, dein,
Der aus dunkler Felsenhöhle
Brachte klaren Glaubensschein.

„Unsere Gesellschaft bestand aus fünf Benediktinern, darunter der als Schriftsteller berühmte Don Luigi Tosti aus Montekassino, in Deutschland durch sein Werk über das Konzil von Konstanz und auch als Dichter bekannt. Den Pilgerzug führte der Abt Papalettere von S. Benedetto bei Subjaco, ein tüchtiger Kenner der Philosophie, dazu Freund von Musik und Blumen.

„Der Weg war poetisch. Was ich damals fühlte, suchte ich nachher in der Sprache der Musen also wiederzugeben:

Schon liegt sie hinter mir, die Wunderstadt der Christen,
Das ewig einz'ge Rom. Es geht nach Tivoli,
Den vielbetrenen Pfad der Künstler und Touristen:
Die Via Tiburtina, wie froh begrüß' ich sie!

Durch ödes Heideland am trüben Teverone
Eilt rasch der Vetturin den Bergen Latiums zu.
Allein nicht Tibur, nicht Sibyllens Tempelkrone,
An andrer Stätte sucht der Pilger Trost und Ruh.

Die Stelle, wo Horaz und Ariosto sangen,
Wo kühn der Römerfluß vom Felsenjoche springt,
Die Villa Hadrian's mit ihrer Pinien Prangen:
Das Alles ist es nicht, was heut die Seele singt.

Mir winkt ein Heil'genbild aus tiefen Bergesklüften
Tief innen im Gebirg, s'ist meines Vaters Bild.
O Lust, der Rosse Mähnen sie flattern in den Lüften,
Es schließt sich hinter mir das nackte Blachgefild.

Subjaco tönt's in mir, tönt's in des Oelbaums Zweigen.
Es eilt der Anio vom sacro speco her,
Und will zum Heiligthum den steilen Pfad mir zeigen.
O schönes Ziel der Fahrt durch Thal und Berg und Meer!

Ein schöner Jugendtraum will endlich Wahrheit werden,
Mich lädt des Heil'gen Höhle zu stiller Andacht ein.
Sein Name ward mir schon beim ersten Gang auf Erden,
Er wird mir noch zum Trost bei meinem letzten sein.

Hinauf, hinauf, mein Geist! o hätt' ich Adlerflügel!
Zu meiner Sehnsucht Ziel wie zieht es mich hinan!
Fahr' zu mein Vetturin, laß frei die langen Zügel —
Jetzt um den Fels herum! — Wir sind am Ziel der Bahn.

Die Pilger fanden von Seite ihrer Ordensgenossen in St. Scholastika[1]) einen herzlichen Empfang, „auch der fremde Bruder aus der Schweiz ward in dieser Eremus sacra wie ein alter Bekannter begrüßt, und fühlte, welch ein schönes Band der Geist S. Benedicti um seine in aller Welt zerstreuten Söhne schlingt."

Am folgenden Morgen ging es hinauf zur hl. Höhle. „Sie ist klein, etwa 15′ lang, 10′ hoch und 12′ tief, und besteht aus nacktem Fels, unter welchem eine Marmorstatue des hl. Benedikt von Bernini in sitzender Stellung sich befindet, und neben ihr auf dem Fels ein Korb und ein Kreuz.

„Nie hat mich eine hl. Stätte so ergriffen wie diese, und ich ringe umsonst nach Worten, um die Gefühle auszudrücken, die mich bestürmten. Mir war, als ich hier die Votivmesse auf dem einfachen Altare vor der Höhle las, als haben alle diese heiligen

---

[1]) Dieses Kloster liegt etwas unterhalb der hl. Höhle.

Worte neuen Sinn und neue Kraft. Mir war, als schweben hl. Geister, als wandelten große Todte durch diese Räume, als sei es in den Flammen der fünf vor der Höhle brennenden Lampen geschrieben: Ich danke Dir Vater, daß Du dieses den Kleinen und Einfältigen offenbart hast (Luc. 10, 21); und von Neuem wurde mir klar, wie es kein rechtes Leben nach außen gibt, wenn es nicht vorher tief in's Innere sich zurückgezogen, wie kein geistiger Baum hoch zum Himmel aufwächst, wenn er nicht tiefe Wurzeln in die Erde gesenkt hat; wie aus so vielen dunkeln Höhlen das Licht hervorbrechen mußte, das die Welt nicht begriffen hatte. Ich sah hier eine zweite Höhle von Bethlehem, und freudig rief ich, wie Mabillon einst an dieser Stelle: „Hic cunabula gentis nostræ, hæc petra, unde excisi sumus."

„Umsonst versuchte ich später meine Gefühle in Verse zu bringen; dafür kopirte ich mir einen lateinischen Hymnus, der neben der Höhle auf einer Tafel stand, und den ich nachher übersetzte." Er lautet:

O hochberühmter Höhle Grund,
Des heil'gen Volkes Anbeginn,
Ich küsse dich mit Herz und Mund
Und falle betend vor dir hin.

Du, der uns heil'ge Satzung gab,
Gib, daß wir ohne Unterlaß
Ihr folgen muthig bis zum Grab
Im Kampf mit Höllenneid und Haß.

Reich mach' uns durch die Tugend nur,
Lehr' uns beherrschen unsern Sinn,
Getreu dem gottgeschwornen Schwur,
Verachtend eitlen Ruhms Gewinn.

Vermehre hier der Deinen Schaar!
Mit jenem Geist erfülle sie,
Von dem der Deine glühend war,
Und dieser Geist entweiche nie.

Wie aus der Bienen kleinem Haus
So zieh'n sie an den fernsten Strand
In ungezählten Schwärmen aus,
Mit Duft erfüllend Meer und Land.

O Meister, süßer Vater du!
Die heute dir dies Loblied weih'n,
Erwecke sie aus schnöder Ruh'
Und wolle du ihr Führer sein.

Und nach des Lebens harter Schlacht
Gib, daß wir Gottes Herrlichkeit
Und seines Himmels Wunderpracht
Genießen in die Ewigkeit.

Lob ihm, der in den Himmeln thront
Und seinem Knecht den Sieg verlieh,
Und jetzt so reichlich ihn belohnt,
Und dieser Lohn, er endet nie.

Nachdem er seiner Andacht gepflegt, überließ er sich mit einem Interesse, wie es eben nur der Sohn des hl. Benedikt hier haben kann, der Besichtigung der hl. Stätte, wo ihn jeder, auch der geringfügigste Gegenstand fesselte. Bibliothek, Archiv, Gemälde, Inschriften werden bis in's Einzelnste beschrieben, mit ästhetischen und historischen Notizen begleitet, daran reiht sich eine Geschichte von s. speco und des Klosters S. Benedetto und der 12 vom hl. Benedikt in der Umgebung gestifteten Klöster, des altehrwürdigen Frauenklosters St. Scholastika und des Städtchens Subjaco. Es waren schöne Stunden, die er hier verlebte.

Bald nach der Rückkehr von diesem Pilgerzug tauchte in Rom selbst ein Plan auf, der im Herzen unsers Benediktiners sofort zündete, und worüber er schreibt: „Seit einiger Zeit geht zwischen uns Benediktinern schon öfter die Rede, es sollte die Literargeschichte des Ordens auch wieder fortgesetzt werden, denn seit Ziegelbauer,

dessen Werk gerade 100 Jahre alt ist, geschah hierin wenig mehr.[1]) Da es nun der Zufall fügt, daß gegenwärtig in Rom Benediktiner aus Frankreich, Deutschland und der Schweiz und einige der gelehrtesten aus Italien beisammen sind, so dürfte ein Plan gemacht und die Arbeit vertheilt werden. Das Unternehmen wäre ehrenvoll für den Orden, würde Einigung, Leben und Hochschätzung für denselben erwecken."

Wenn nun auch der allerdings großartige und weitaussehende Plan in dieser Weise durch gemeinsame Arbeit nicht zu Stande kam, so nahm ihn dagegen P. Gall für sich auf, und suchte ihn im Interesse seines Ordens wenigstens so weit auszuführen, als seine vielen andern Arbeiten es gestatteten. Der stattliche Folioband, den er zu diesem Zwecke mit zähem Sammlerfleiße zusammenschrieb, ist ein beredtes Zeugniß seiner Liebe zum Orden, dessen literarische Leistungen dadurch an das Licht gezogen werden sollten. Das Werk trägt den Titel: Scriptores Ordinis S. Benedicti: Nachtrag und Fortsetzung zu Ziegelbauers historia rei lit. O. S. B., gesammelt inde ab anno 1750. Auf lauter aufgeklebten Zetteln erscheinen da an 1300 Namen von Mitgliedern des Benediktinerordens, welche seit 1750 literarisch thätig gewesen, mit Angabe der Klöster und Kongregationen, den gedruckten und

[1]) P. Magnoald Ziegelbauer, geb. 1689 zu Ellwangen, gestorben 1754 in Olmütz. Sein großartiges Werk, das indessen erst nach seinem Tode durch P. Oliverius Legipontus 1754 zu Augsburg im Druck erschien, gibt in vier Bänden eine Geschichte der Benediktinerliteratur von der Zeit der Gründung des Ordens bis auf das Jahr 1750. Damit verflicht er die Geschichte der Klöster, in welchen die Wissenschaft besonders blühte, die Mäzenate derselben unter den Aebten, die literarischen Reisen der gelehrten Mönche in die berühmtesten Bibliotheken und Archive, mit denen er die Leser sämmtlich bekannt macht; dann zeigt er, was die Benediktiner während der 13 Jahrhunderte ihres Bestehens in den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft, Theologie, Philosophie, Recht, Naturwissenschaft, Mathematik, Geschichte, schöne Literatur, Philologie, Musik geleistet, gibt einen Abriß vom Leben und den Schriften der durch Gelehrsamkeit hervorragenden Ordensmitglieder, und fügt im vierten Bande historische, kritische und sachliche Erörterungen hinzu.

handschriftlichen Arbeiten, biographischen und literarhistorischen Notizen — eine Fülle des werthvollsten geschichtlichen Materials. Deutschland, die Schweiz, Oesterreich, Frankreich, Italien, sind darin vertreten; eine ehrwürdige lange Reihe von Klöstern, die längst der Revolution und dem Josephinismus zum Raube geworden, zieht da an uns vorüber; Arbeiten, die im Staube der Bibliotheken vergraben, gar nicht oder nur einzelnen Forschern bekannt sind, werden der Vergessenheit entrissen. Es ließe sich aus dem hier zusammengetragenen Material, in Verbindung mit den Zuthaten des Sammlers, die Geschichte mancher Abtei und mancher Kongregation des Benediktinerordens in interessanter Weise beleuchten, und namentlich die Geistesrichtung, die in diesen Klöstern herrschte, recht deutlich kennzeichnen.

Bei solcher Liebe P. Gall's zu seinem Orden ist es sehr natürlich, daß er an dem Schicksale desselben und der Klöster überhaupt, das namentlich auch in der Schweiz ein so trauriges war, den lebendigsten Antheil nahm. Besonders zur Zeit der Klosterstürmerei im Kt. Aargau nehmen die Aufzeichnungen des sonst so friedlichen Mönches eine oft recht schneidige und bittere Färbung an, und auch in Briefen an Freunde, wie den öfter genannten Meyer von Knonau u. A., macht er seinem verletzten Herzen und Rechtsgefühl in entschiedenen Worten Luft. [1])

Am meisten schmerzte ihn die Aufhebung der mehr als tausendjährigen, ihm so lieben Abtei Rheinau, Kt. Zürich, durch den fast ganz protestantischen Großen Rath dieses Kantons. Nicht gering war daher seine Ueberraschung, als er von dem allbekannten, sehr freisinnigen Philosophen, Professor Dr. Troxler in Aarau, einen Brief erhielt, in welchem es über diesen Gewaltakt wörtlich

[1]) Ueber die wiederholt abgewiesenen Bitten der Nonnen von Rathhausen, Kt. Luzern, um Rückgabe ihres Klosters bemerkt das Tagebuch: „Nichts empört mich so sehr wie dieser schmähliche Krieg mächtiger Duodeztyrannen gegen Nonnen und Ordensschwestern.“

heißt: „Freilich ist es weit gekommen, und nach meinem Gefühle müssen solche Missethaten, wie der von Zürich an dem Kloster Rheinau begangene politische Raubmord — d. h. das Stift wird aufgehoben, damit der Staat sein Gut nehmen kann! — das Herz nicht nur jedes Katholiken, sondern jedes Gerechten tief verletzen. O Vaterland der Lavater und Pestalozzi, wie tief bist du gesunken? Wohin haben dich deine Eisenbahn- und Fabrikkönige, und deine rohen Demagogen gebracht? Aber warte, auch für dich steht geschrieben Mane, Thekel, Upharsim! Auch der Bund theilt die Schuld, der trotz des Warnungsrufes katholischer Mitstände und kirchenrechtlicher Reklamationen solchem Frevel zugesehen hat.“

P. Gall hatte einen viel zu milden Charakter, als daß ihm so scharfe Ausdrücke, wie die eben angeführten, in die Feder geflossen wären.[1]) Um so mehr Beachtung dürften daher die so gemessenen Worte beanspruchen, in welchen er seine Anschauungen über das Klosterleben überhaupt und mit Beziehung auf die Gegenwart zusammengefaßt hat. Sie sind nicht in einem Moment der Aufregung, nicht für die Oeffentlichkeit, nicht in der Begeisterung der jüngern Jahre, sondern im März 1871, auf Grund einer lebenslänglichen Erfahrung, für das Fest des hl. Benedikt niedergeschrieben. Wir geben sie daher hier in voller Ausführlichkeit.

„Liegt es in der Natur der Sache, sagt er, daß unsereins

---

[1]) Mündlich hat er sich freilich schneidiger geäußert, auf den flagranten Widerspruch mit der allseitig gewährleisteten Freiheit des Glaubens und Gewissens sarkastisch hingewiesen, und namentlich die neuere Prozedur, nach welcher Klöster auf dem sanften, legalen (!) Wege eines einfachen Mehrheitsbeschlusses vernichtet werden, in ihrer ganzen Erbärmlichkeit gebrandmarkt. Und gewiß mit Recht. Die Heiligkeit des Gesetzes kann nicht tödtlicher verletzt, nicht bedenklicher erschüttert werden, als wenn es selbst der Ungerechtigkeit Schergendienste leisten muß. Die Logik gibt hier ihr unerbittliches Verdikt dahin ab: Wenn das Recht, welches auf den besten und heiligsten Titeln beruht, auf dem Wege der positiven Gesetzgebung einfach aufgehoben werden kann, so ist damit das natürliche, der menschlichen Willkür und Leidenschaft entrückte Recht, im Prinzip vernichtet, und der entsetzliche Grundsatz, Recht ist, was man dazu macht, zum Prinzip erhoben.

eine solche Feier, die Feier unseres Ordensvaters und Gesetzgebers, nahe zu Herzen gehen muß, und daß anderseits von dem, wovon das Herz voll ist, dasselbe übergeht, so ist dies heute um so mehr der Fall, da in neuer Zeit unsere religiösen Vereine von allen Seiten so heftig verfolgt, verläumdet, angefeindet werden, was Niemanden unbekannt sein kann. Eben so bekannt ist es, wie man dieselben in vielen Ländern, neuestens in Rom selbst, und seit Jahren in unserer freien Schweiz, einfach aufgelöst und ihr Vermögen zu Handen genommen hat. Und was wird erst in Wort und Schrift, in Romanen, Schauspielen, Gedichten, Broschüren, Zeitungen, Karrikaturen in dieser Hinsicht geleistet! Ich war schon öfter versucht auf meine Füße zu sehen, ob es wirklich Bocksfüße seien, oder auf den Kopf zu greifen, ob ich Hörner habe.

„Dabei thut der Gedanke weh: Was müssen am Ende die Leute von uns Ungeheuern, von diesen Pfaffen, Mönchen, Schmerbäuchen, Tagdieben, Volksverführern 2c. denken!

„Wohl wehrt man sich auch gegen diese Anklagen, aber die Vertheidigungen werden nicht beachtet und gelesen oder sie sind zu gelehrt, oder dann zu gemein, einseitig, trivial geschrieben Ich möchte heute als Cicero pro domo sua auch eine kleine Apologie versuchen, d. h. nur in kurzer Uebersicht, möglichst einfach, ruhig und objektiv, einige Winke geben, was beim Urtheil über Klosterwesen und Klosterleute besonders zu berücksichtigen ist. Dabei stelle ich mich auf den zweifachen Standpunkt der Vernunft und des Evangeliums.

„Unter Vernunft verstehe ich hier den gesunden Menschenverstand, der Alles nach der Wahrheit, nach richtigen Grundsätzen vergleicht, untersucht, beurtheilt, wie er in jedem vernünftigen Menschen vorausgesetzt wird, sodann wie er in den Weisesten aller Völker und Zeiten sich aussprach, und endlich wie er in der Geschichte und im Rechte ausgeprägt ist.

„Der gesunde Verstand diktirt das Sprüchwort: vis unita fortior. Was der Einzelne nicht vermag, das vermögen Viele, wenn sie ihre

Kräfte verbinden. Daher das Vereinswesen seit Anfang der Welt, zuerst in den natürlichsten Formen der Familie und des Staates, dann auch für bestimmte gewisse Lebenszwecke gemeiner oder höherer Art: politische Verbindungen, Handelskammern, Vereine für Kunst, Wissenschaft, Vergnügen, Thierschutz, Bodenkultur, Reisen, bis hinab zu Spielparthien. —

„Wie geschickt sich die Hölle dieses Mittels bedient ist bekannt. (Freimaurer, Verschwörungen, Sozialisten u. s. w.) Die Erfahrung lehrt auch, daß nach beiden Richtungen, dem Guten und Bösen hin, durch Vereine das Größte geleistet wurde und noch wird.

„Diese Vereine sind aber an Werth gar verschieden, besonders nach dem Zweck, je nachdem er ein guter oder böser, ein gemeiner oder edler ist; ferner je nach der Organisation und Verfassung, und gewiß auch nach der Offenheit und Ehrlichkeit mit der sie auftreten, und nach den Wirkungen für das allgemeine Beste.

„Die religiösen Vereine im engern Sinn, die Orden, scheuen die Prüfung nach allen diesen Eigenschaften und Beziehungen keineswegs vor dem Richterstuhl der Vernunft.

„Ihr Zweck ist der edelste und höchste, den sich der Mensch setzen kann. — Tüchtigmachen seiner selbst, zum Zwecke geistig vernünftigen Daseins und dadurch auch die Möglichkeit, mit vereinter Kraft für das zu sorgen, was für alle Menschen das Wichtigste ist, für was gewöhnlich am wenigsten gesorgt wird, und wofür der Einzelne wenig thun kann — für echte, wahre, dauernde Bildung, für Weisheit, Sittlichkeit, Selbstbeherrschung, Stärke im Unglück, Friede und Gerechtigkeit, kurz für alles, was schon die heidnischen Weisen als das Beste und Höchste erkannten. Der Beweis, daß dieser Zweck dem ganzen Ordensleben zu Grunde liegt, braucht wohl nicht weiter ausgeführt zu werden.

„Die Organisation dieser Vereine ist höchst zweckmäßig. Sie gewinnen an Kraft a) durch Beschränken dessen, was am meisten vom Geistigen und Göttlichen abzieht — von der Sorge für die

Familie, durch den Verzicht auf solche Verbindung; und der Sorge für leiblichen Unterhalt, durch Verzicht auf eigenes Privat-Vermögen; von dem ewigen Unbestand des eigenen und sich überlassenen Willens durch Unterordnung desselben unter einen einheitlichen höhern Willen, analog der Unterordnung des Einzelwillens im Krieg, im Staatsleben bis in die kleinsten Kreise, in der Kunst, sogar im Spiel und Tanz.

„Diese Organisation verletzt die Freiheit nicht, denn alles knüpft sich an den Einen, wohlüberdachten und berathenen, ja durch vorangegangene längere Probe gesicherten freien Entschluß, der allen folgenden im Gehorsam vollbrachten Thaten den Charakter des Freien gibt, wie der Fahneneid oder das Ehegelübde.

„Der einheitliche oberste Wille (Abt) geht aus freier Wahl hervor, durch Verbindung des Willens aller Einzelnen mit dem seinigen entsteht jene wunderbare Kraft, wie sie in der Geschichte als höchst wirksam erscheint.

„Die Geschichte ist gleichsam die verkörperte Vernunft, ihr Zeugniß steht daher dem der Vernunft und des Verstandes zur Seite. Das was sie so klar über die segensvolle Wirksamkeit solcher geistig-religiöser Vereine (Klöster) erzählt, ist daher ebenfalls ein starker Beweis für deren vernunftgemäße Einrichtung.

„Daher scheuen diese Bündnisse und Vereine keineswegs das Licht, wie so viele Vereine, die oft unter den schönsten Formen im Finstern schleichen, und deren Gesetze, Thun und Mitglieder unbekannt sind. Die Orden treten ehrlich und offen auf; in 100 Auflagen und in allen Sprachen und Formen ist Benedikts Regel gedruckt und verbreitet und kommentirt — die Gelübde werden öffentlich vor allem Volk abgelegt, man weiß wer, was, wie, wann ꝛc. — Nur wer Böses thut, haßt das Licht.

„Die Vernunft spricht endlich auch in und aus dem Recht, und in jedem Staat, wo dieses wirklich im Geiste der Vernunft, der Freiheit und des allgemeinen Wohles formulirt und garantirt

ist, kann ein freier Verein, der so viele Rechtstitel hat, nicht ohne frevle Willkür und Ungerechtigkeit unterdrückt werden. Wenn das leider in neuer Zeit dennoch so oft und so arg geschieht, so erklärt es sich durch den Abfall vom Recht überhaupt, durch Religionshaß und Abfall vom Christenthum.

„Klöster, wie alles Menschliche auf Erden, sind zu allen Zeiten und an vielen Orten ausgeartet, vom ursprünglichen Zwecke abgewichen. Das gibt kein Recht sie zu zerstören. Sie sollen reformirt, verbessert werden, und dazu liegt im größten aller Vereine, in der Kirche selbst, schon das Mittel, und ist auch von ihr schon oft und mit Glück versucht worden, so lange man ihr freie Hand ließ.

„Ist jetzt aber das eine Predigt? oder nur eine philosophische Abhandlung? Es ist wenigstens ein Theil einer Predigt durch die innerste Verbindung der Vernunft mit dem Evangelium, welches das Gesagte bestätigt und beleuchtet. Die Ordensregeln, vor allen die des hl. Benedikt, sind nur einzelne Formen, das Evangelium im Leben sichtbar darzustellen, anzuwenden.

„Das Christenthum erscheint in 2 Hauptformen, in dem was gewöhnlich „das Evangelium", Schrift und Tradition heißt, die Gesammtheit der Glaubens- und Sittenlehre und die Geschichte der göttlichen Offenbarungen. Dann in der Art wie es sich in der Menschheit entwickelt hat und immer noch fortwirkt, in der Gesammtheit der Gläubigen, in der Kirche, und zwar in ihrer Organisation, Einrichtung, wie in ihrer Geschichte.

„Das Evangelium gibt die Grundlage zum Ordensleben im heutigen Festevangelium, in dem Gespräche zwischen Petrus und Jesus: „Siehe, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt," das die Grundzüge des höhern christlichen Lebens zeichnet, das Verlassen des Irdischen — das Nachfolgen — den verheißenen Lohn. Zunächst gehört auch hieher das Gespräch Jesu mit dem reichen Jüngling, der da fragte, was er thun müsse, um selig zu werden.

Ueber diesen Rath zu höherer Vollkommenheit sind ganze Bücher geschrieben worden, er stimmt auch vollkommen mit den Forderungen der gereinigten Vernunft überein und ist an alle Menschen gerichtet — als Rath.

„Haben nun die Ordensregeln, besonders die des hl. Benedikt, etwas anders oder Neues gelehrt, angeordnet? Nein, um hier nur von unserer Regel zu sprechen, aus der am Ende alle Ordensstifter wieder schöpften, so ruht sie durch und durch auf der Basis des Evangeliums, das Kloster ist die Schule des Dienstes Gottes, schola divini servitii.

„Gleich im ersten Satze ist schriftgemäß auf das Grundübel der Menschheit, aus Adams Ungehorsam entsprungen, und auf das Heilmittel hingewiesen, wenn der Zweck der Regel dahin bestimmt wird, daß man durch des Gehorsams Mühe zu demjenigen zurückkehren solle, von dem man durch des Ungehorsams Trägheit sich entfernt hatte — ut ad eum per obedientiæ laborem redeas, a quo per inobedientiæ desidiam recesseras. Ueberall ist auf das Evangelium und auf Christus hingewiesen, und kein Mitglied des Klosters erhält so strenge Mahnung wie der Abt selbst, der Christi Stelle vertritt (Christi vices agere creditur), und dem immerfort die Rechenschaft beim jüngsten Gerichte vor Augen gestellt wird. Immer und immer wieder beruft sich Benedikt auf die hl. Schrift, und zwar nicht sowohl auf den Buchstaben als auf den Sinn.

„Ebenso ist sein Werk nicht ein neues, sondern nur ein vervollkommnetes. Mit Bezugnahme auf die Geschichte des Mönchthums bis auf seine Zeit, unterscheidet Benedikt sorgfältig die verschiedenen Gattungen der Mönche, und berechnet dann seine Regel für die Gemeinsamlebenden (Cœnobitarum genus) mit jener tiefen Kenntniß des menschlichen Herzens und weisen Oekonomie, die sich allgemeine Anerkennung erzwungen hat. Wie er an das Haupt der Genossenschaft, den Abt, die Forderung richtet, daß er den

milden Sinn des Vaters mit dem gestrengen des Meisters verbinde (pium Patris, dirum Magistri affectum ostendat), so verbindet er auch in seiner ganzen Regel — dem Evangelium gleich — unbegreiflich Hohes und Gemeinverständliches, Mildes und Hartes, allgemein Anwendbares und Bestimmungen, die bis in's Kleinste gehen, tiefste Menschenkenntniß und kindliche Einfalt u. s. w. Daher denn auch die lange Dauer dieser Regel, ihre Anwendbarkeit auf alle Zeiten, für alle Orte, alle Zwecke. Daher auch das Ansehen, welches sie in der Kirche von jeher genossen, wofür die Aussprüche eines Gregor des Großen, Karl des Großen, Cosmos von Medici u. s. w. angeführt werden könnten."

Dann geht der Redner über auf das Verhältniß der Orden zur Kirche, „welche aus dem Senfkörnlein zum großen, weltüberschattenden Baume ausgewachsen, zahllose Aeste aus sich herausgetrieben, von denen jeder wieder, ein Baum im Kleinen, Zweige, Blätter, Blüthen, Früchte bringt. Solche Aeste sind auch die Orden, und diese ziehen ihre Lebenskraft selbst nur wieder aus ihrer lebendigen Verbindung mit dem Stamme, der Kirche nämlich und dem Evangelium. Auch sind die verschiedenen Orden, wie die Glieder am großen Leibe der Kirche, verschieden unter einander durch Organisation und Zweck — das Auge der Betrachtung, das Ohr der Geschichte, der Mund der Predigt und dem Unterricht, der Arm der Arbeit, der Fuß den Missionen, das Herz der Wohlthätigkeit zugewendet."

Nachdem P. Gall in solcher Weise seine Anschauungen über das Mönchthum, als eine hierin gewiß kompetente Auktorität, auseinandergesetzt, schließt er mit den beherzigenswerthen Worten: „Im Urtheil über die Sache haltet euch an das Wesen, nicht an einzelne äußere Formen, an das ganze Große, nicht an's Einzelne. Bei Urtheilen von Andern (in Wort und Schrift) fragt euch ernst: Kann der Beurtheiler richtig entscheiden, hat er die dazu nöthige Kenntniß? Will er ehrlich urtheilen, ist sein Urtheil nicht anderswoher bestochen?"

Dieses längere Citat genügt für den aufmerksamen, denkenden Leser vollständig; es sagt ihm verständlich genug, daß er hier im Apologeten des Mönchthums den Mönch vor sich habe. Ein inniger Freund Morel's, und selbst ein Gelehrter ersten Ranges, der hochwst. Bischof Dr. Greith in St. Gallen, sprach sein Urtheil über P. Gall in den kurzen Worten aus: „Er war eine lebendige Apologie des Ordenslebens und der Klöster gegen alle Angriffe der Mißkennung und des Vorurtheils," und selbst die klosterfeindliche Presse konnte sich dieser Erkenntniß nicht ganz erwehren. [1])

P. Gall war indessen nicht der Ansicht, daß der Mönch als solcher, und vorab der Benediktiner, die religiöse Idee zum Centrum nur seines persönlichen Geisteslebens machen, dieses heilige Feuer nur für sich auf seinem Lebensherde unterhalten müsse. Auch auf diesem Gebiete, wollte er für Welt und Mitmenschen thätig sein, und fand hiefür gerade in seiner Eigenschaft als Mönch und Mitglied einer klösterlichen Genossenschaft, die einen so weitausgebreiteten religiösen Wirkungskreis hat, den sichersten Stützpunkt.

[1]) Nachdem ein radikales Blatt den Artikel des N. Tagblattes von St. Gallen, dem das eben angeführte Citat entnommen ist, abgedruckt, fügt es bei: „Nichts ist wahrer, als daß der edle Verstorbene eine lebendige Apologie des Klosterlebens war, und gerade darum muß sein Tod von den Anhängern dieser Institution am meisten beklagt werden; denn je geringer die Zahl solcher Ordensmänner wird — und wie gering ist sie schon! — um so mehr nimmt mit Recht die Zahl der Gegner des Klosterlebens zu." — Als ob P. Gall die oben gegebene Apologie des Klosterlebens gerade und nur mit Rücksicht auf seine Person geschrieben hätte! — Uebrigens bekundet es schon an sich eine traurige Verkehrung der Begriffe, wenn eine religionsfeindliche Zeitrichtung sich so dreist herausnimmt, die Klöster vor ihren Richterstuhl zu ziehen, und, als Aukläger und Richter in Einer Person, über Institutionen abzuurtheilen, für welche sie allerdings nach ihrem Standpunkt keine Sympathien hegen kann, welche aber auch von diesen nicht abhängen. Es müßte denn nur sein, daß man Sympathie und Antipathie zum Maßstab des Rechtes machen wollte!

Man hätte glauben können, die früher erwähnten wissenschaftlichen Arbeiten und Berufsgeschäfte hätte seine Zeit und Kraft vollständig absorbirt; in Wirklichkeit zeigt sich jedoch, daß er gerade für die religiösen Interessen die anhaltendste und segensreichste Wirksamkeit entfaltet, den vollen Reichthum seines Geistes in den Dienst der Religion gestellt hat. Das liegt auch ganz in der Konsequenz seiner Anschauungen über Wesen und Würde der Religion, wie wir dieselben aus frühern Aeußerungen hinreichend kennen, und zum Ueberfluße spricht er selbst in einem Epigramm das Urtheil über eine gegentheilige „Verwendung des geistigen Reichthums" mit den Worten aus:

O Mensch, du bist so groß, so reich,
Und spendest doch den Juden gleich,
Den Schatz an's goldne Kalb, das fade,
Vielmehr als an die Bundeslade. [1])

So wenig als in andern Zweigen begnügte er sich im religiösen Gebiete mit dem Gewöhnlichen.

Im Jahre 1822 war in Lyon der Verein der Glaubensverbreitung zur Unterstützung der katholischen Missionen in allen Ländern des Erdkreises gegründet worden. Als es sich nun darum handelte, diesem herrlichen Unternehmen auch bei uns in der Schweiz Eingang und Verbreitung zu verschaffen, war es der gelehrte Mönch im finstern Walde, der im Jahre 1832 sofort Hand an's Werk legte. Er übernahm die Uebersetzung der Vereinsschrift, „Annalen der Verbreitung des Glaubens", und 1836 auch noch die Direktion des Vereins für die Schweiz und das südliche Deutschland, und führte dieselbe mit kurzer Unterbrechung bis 1850 fort. Den ersten Band der Annalen eröffnet er mit einer Einleitung, in welcher er mit warmen Worten den Verein als eine der tröstlichen Erscheinungen der neuesten Zeit begrüßt, dessen Entstehung, Einrichtung, Vortheile,

[1]) Spruchverse, S. 202.

Zweck auseinandersetzt, und dann in eindringlicher Weise alle die Gründe entwickelt, welche den gläubigen Katholiken zur Theilnahme an einem Werke, welches die Erweiterung der göttlichen Offenbarungs- und Erlösungsanstalt zum Ziele hat, zu bestimmen geeignet sind. Auch diese Gedanken kleidet er nach seiner Weise in das Gewand der Poesie in einem Gedichte, gerichtet an einen Vorsteher des Vereins der Glaubensverbreitung, und betitelt:

Die Glaubensboten.

Am Fuß des Kreuzes kniet mit frommer Miene
Der sanftgeword'ne Sohn Amerika's;
Vor diesem Zeichen fluchet der Bramine
Dem Weisheitsdünkel und dem Sektenhaß.
Zur Christendemuth sinkt der Hochmuth nieder,
Zum Christenstolze schwingt sich Demuth auf;
Der Glaube macht aus Kannibalen Brüder,
Und dämmt des Lasterstromes wilden Lauf.

O Dank den Männern, die mit solchem Muthe
Die fernsten Himmelszonen rasch durchziehn,
Die frohe Botschaft mit dem eignen Blute
Ins Herz der rohsten Wilden einzuglühn!
Wie hold sind ihre Füße auf den Hügeln!
Wie lieblich schallt ihr Ruf durch Berg und Thal!
Wie fliegen sie mit starken Adlerflügeln
Zu Völkern ohne Namen, ohne Zahl!

In Siam's tiegerangefüllten Hainen,
In Alabama's sonnenheißem Sand,
In Babel's Oeden sieht man sie erscheinen,
Durch alle Welt flammt ihrer Liebe Brand.
Sie wird der König königlich belohnen,
Wenn er zu richten kommt am Ziel der Zeit,
Wird sie bezahlen vor den Millionen,
Die seines Sohnes Blut vom Tod befreit.

Doch, werden sie allein den Lohn empfangen,
  Die Nord und Süden mit dem Kreuz durchziehn?
Darf keiner nach den Kränzen sonst verlangen,
  Die für den edlen Heilverkünder blühn?
Der Fromme, der in einsam stiller Zelle
  Mit tausendfachem Ringen sich bemüht,
Daß sich des Höllenreiches Nacht erhelle, —
  Gibt's keine Rose, die für seine Schläfe blüht?

Wenn fromme Glut auf seinem Herd sich sammelt,
  Wird er nicht glänzen in der Flamme Schein?
Wenn mancher Dank für seine Gaben stammelt,
  Wird dieser Dank ihm ewig fruchtlos sein?
O nein, auch er wird jene Kränze theilen,
  Die der Apostel Haupt umfahn;
Und wie durch ihn sich tausend Wunden heilen,
  Wird einst auch ihm der ew'ge Arzt sich nah'n.

Ist jener Gregor nicht Apostel worden,
  Obwohl er seine Heerde nie verließ,
Als er aus Benedikts erlauchtem Orden,
  Nach England Boten auszugehen hieß?
Sein Name glänzt als eines Glaubensboten
  In der Geschichte unverfälschtem Buch;
Ihn preist selbst England, ihn das Land der Schotten,
  Bevor das Reich zerfiel durch Heinrichs Fluch.

Doch mitten unter Elend und Beschwerden
  Kann auch der Aermste, kann sogar ein Kind
Für Gott und Tugend ein Apostel werden;
  Oft besser als es die Gesalbten sind.
Drum wandle nur im Licht, so muß es leuchten,
  Und muß aus dir in Andre übergehn:
Auch Tropfen können dürres Land befeuchten,
  Aus kleinstem Körnchen kann ein Baum erstehn.

In seiner Eigenschaft als Missionsdirektor hatte er auch 1836 auf seiner süddeutschen Reise Prospekte des Vereins mit sich genommen, und in München den Anstoß zum bayerischen Missions-

verein gegeben, welcher unter dem Namen Ludwigsmissionsverein so viel Gutes gestiftet hat. „Die Erinnerung daran, sagt das Tagebuch so bezeichnend, ist mir die liebste aus der ganzen Reise.“

Eine selbstständigere literarische Missionsthätigkeit begann er mit dem allbekannten Einsiedler Kalender, dessen erster Jahrgang 1841 erschien. Ueber dessen Tendenz spricht er sich in seiner launigen und populären Schreibart in der „Vorrede des Kalendermachers“ deutlich aus mit den Worten: „Der Kalendermacher sah wie so viele seiner Amtsgenossen allen möglichen Künsten aufbieten, um recht herzlich schlechte Waare unter der Aufschrift eines Kalenders in's Land einzuschmuggeln. Ich sah so viele Kalender, die sich recht sichtbar schämen, etwas von Religion und Christenthum verlauten zu lassen . . . . Das hat keine Art, dachte der Kalendermann . . . er wird ohne Scheu als ein frommer katholischer Christ, als ein treuer Anhänger alles dessen, was nicht sowohl zum zeitlichen als zum ewigen Glücke führt, auftreten.“

Und dieses Versprechen hat er redlich gehalten. Während voller zweiunddreißig Jahre ist der Kalendermann als eigentlicher Missionär in tausende und hunderttausende von Familien getreten, und hat in denselben zur Belebung und Förderung des religiösen Sinnes eine Thätigkeit entfaltet, deren Erfolge sich allerdings der Berechnung entziehen, jedenfalls aber nicht leicht zu hoch angeschlagen werden dürften. Die Auflagen steigerten sich mit jedem neuen Jahrgange, und der Einsiedler Kalender errang sich unter seinen vielen Konkurrenten nahezu den ersten Platz. Ein kurzer Blick auf die Hauptillustrationen, welche Darstellungen aus der hl. Schrift alten und neuen Bundes, über das Gebet des Herrn, die Tugenden, leiblichen und geistlichen Werke der Barmherzigkeit, die hl. Sakramente, den kirchlichen Festkreis, Ereignisse aus der Geschichte der Kirche in vergangener und gegenwärtiger Zeit, Gegensätze zwischen Glaubens- und Weltleben u. s. w. in reicher Abwechslung bringen, läßt sogleich auf den Geist des Ganzen schließen, und die populäre, lebhafte

und humoristische Schreibweise brach sich leicht Bahn in die Herzen des Volkes.

Es ist keine leichte Sache, durch so viele Jahre einen guten Kalender schreiben, und immer wieder Neues und Anziehendes bringen. Da kamen unserm Kalendermacher freilich seine vielen Reisen, seine reiche Belesenheit und dichterische Begabung gar wohl zu statten. Dennoch enthält das Tagebuch in den letzten Jahren gar manche Andeutungen, daß ihn diese Last immer schwerer drücke, und nur der Hinblick auf die segensreichen Früchte hielt den Schreiber aufrecht.

Der letzte Jahrgang, 1873, bringt die Darstellung eines Karthäuser Mönches: die Rechte hält die Schaufel, mit der er an seinem Grabe schaufelt, die Linke ruht auf der mit einem großen Kreuz bezeichneten Brust. Der Mönch läßt in dieser Stellung einen Augenblick die Arbeit liegen und blickt zurück auf die Abendsonne, welche eben ihre letzten Strahlen durch das Fenster in seine Zelle wirft. Im Hintergrunde derselben hängt oben das Kruzifix mit der Ueberschrift: Memento mori. Dieses Bild und der erklärende Text zu demselben erregte schon beim Erscheinen des Kalenders, und mehr noch nach dem im gleichen Jahre erfolgten Tod des Verfassers, besondere Aufmerksamkeit. Mit Recht. Es ist das Testament unsers Kalendermachers, und verdient hier um so mehr eine Stelle, als er selbst in demselben die religiöse Grundstimmung seines Gemüthes und seines Werkes nochmal in kurzen, körnigen Worten zusammenfaßt, wenn er beim Anblick des oben beschriebenen Bildes des alten Karthäuser Mönches sagt:

„Da stehst du einen Augenblick still, alter Mann — und der junge darf und soll ebenfalls an die kommende Nacht denken, denn gegenüber der Ewigkeit ist sie immer nahe — du stehst da, stellst für eine Weile die Arbeit ein und denkst an das, was gewesen und jetzt nicht mehr ist, denkst an die tausend verlornen Stunden, an die tausend Dummheiten, die du gemacht, an die vielen Rosen der

Freude, die du gepflückt, sie sind alle verblüht, und an die Dornen der Sorge, des Kummers; sie stechen nicht mehr — und immer ernster und ernster wird dein Blick, und immer schärfer, immer tiefer dringt er in's Innere des Gewissens, wo er Vieles gar so anders findet als in frühern Tagen.

„Jetzt fällt dem Alten plötzlich ein, noch einmal nach außen, nach dem schönen Sonnenlicht zu sehen; es ist ihm, dieses werde immer schöner und heller. Und wirklich, er hatte sich getäuscht, es war nur die Erdensonne, die zum Niedergang sich neigte. Die Himmelssonne des Glaubens, der seligen Hoffnung feiert ihren glänzenden Morgen. Der Todtengräber legt die Hand an's Herz, er fühlt es, hört es lebendiger schlagen unter dem Kreuze, das ihn durch's Leben so weit geführt, so treu gestärkt unter dem rauhen Rock der Entsagung, den ihm jetzt kein Sammet und kein Purpur ersetzen könnte. O dieses Kreuz, es hängt auch am rauhsten Gewande und an der rauhesten Mauer dieser irdischen Todtengruft, und von ihm herab tönt es noch immer: Vater verzeih' ihnen, sie wissen nicht, was sie thun.

„Dieses Kreuz, diesen Mastbaum auf dem Schiffe des Lebens, lieber Leser, umklammre immer fester, und jetzt so fest als du vermagst, denn die Wellen stürmen und bäumen sich so hoch, wie noch selten, seitdem die Welt umrollt. Der Sturm mit Nacht, Toben, Donnergebrüll und Geheul aller Lüfte müßte zur Verzweiflung reizen, wüßten wir nicht, daß hinter all diesem Getümmel die Sonne, an die unser Planet gekettet ist, ruhig und beruhigend den von einer höhern Sonne gezeichneten Pfad wandelt. Sie wandelt ihn auch in der Weltgeschichte, wo Sturm und Gewitter ebenfalls die giftreiche Luft reinigen, die Fluthen klären, die Erde befruchten, die Menschen an eine übermenschliche Macht und Weltordnung mahnen muß.

„Das ist ein nicht eben lustiges Kalenderstücklein, es ist nämlich ein etwas ernster Abschied des alten Kalendermanns, der seit zwei-

unddreißig Jahren allerlei in Scherz und Ernst, in guten und bösen Tagen, mit und ohne Bild mit dem katholischen deutschen Volke verkehrt hat. Wenn auch dieses Volksbüchlein die große Theilnahme, die es gefunden, größtentheils dem ausgezeichneten Kleide, das ihm die Hrn. Verleger angezogen haben verdankt, so dürfte doch auch des Schreibers Text, selbst wenn er seinem Publikum den Text gelesen hat, nicht unwillkommen gewesen sein. Daß ihn solches nicht zu eitel mache, dafür haben genug andere Richter gesorgt, welche mein Geschreibsel gar anrüchig und volksverdummend gefunden haben. Das Urtheil kam aber gewönlich von solchen Leuten, von denen der geduldige Job sagt: sie meinen, die Weisheit selbst werde sterben, wenn sie einmal nicht mehr seien, was wir doch nicht hoffen oder fürchten wollen.

Also scheiden wir in Frieden.
Nichts für ungut!
Junges Blut, altes Blut,
Ist verschieden,
Hat ungleiche Gaben,
Könnte man's beisammen haben,
Müßte es auf Erden
Besser werden."

Die beiden bisher genannten Arbeiten, Annalen und Kalender, genügten dem Eifer Morel's für die Interessen der Religion nicht. Mit dem Januar des Jahres 1842 gründete er in Verbindung mit andern Kapitularen des Stiftes noch eine eigene religiöse Wochenschrift unter dem Titel: „Der Pilger, ein Sonntagsblatt zu Belebung religiösen Sinnes." Das Blatt erlebte acht Jahrgänge, von denen P. Gall indessen nur die zwei ersten und den letzten, 1849, redigirte. Den Zweck dieses Unternehmens spricht er dahin aus: „Christlichen Haushaltungen eine Lektüre in die Hand zu geben, die denselben die Schönheiten, Wahrheiten und Tröstungen unserer hl. Religion auf eine anziehende Weise bei-

bringt und erklärt, damit sie dieselbe aus Ueberzeugung liebgewinnen und verehren, und befestigt in ihrem Glauben, gewaffnet gegen alle Widersprüche und Anfechtungen der Gegner, die gegenwärtige Zeit und ihre bedeutendsten Fragen aus dem richtigen Gesichtspunkte zu würdigen verstehen, und so, gefaßt auf alle Zufälle des Lebens, ihren Stand-, Ziel- und Endpunkt nie verlieren."

Das Blatt enthielt diesem Programme gemäß: Gedichte auf die Feste des Kirchenjahres, von denen später viele in die erste Sammlung seiner Gedichte aufgenommen wurden; Abhandlungen dogmatischen und moralischen Inhaltes, Beschreibungen von Wallfahrtsorten, Erzählungen, Legenden, Gleichnisse, Nachrichten über Missionen, kirchliche Ereignisse, Aktenstücke u. s. w. Es war also eine Art Kirchenzeitung.

Der „Pilger" hatte, wie alle derartigen Unternehmungen, mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, und brachte dem Redaktor, der die Einsendungen meist stark überarbeiten mußte, vielen Verdruß. Längst vergessen von einer Zeit, die immer nur nach Neuem verlangt, dürfte sich der „Pilger" bezüglich der Gediegenheit und Reichhaltigkeit seines Inhaltes auch noch jetzt neben ähnlichen Unternehmungen mit Ehren sehen lassen, wie er denn seiner Zeit zur Belebung religiösen Sinnes vieles beigetragen hat. Er wußte entschiedene Kirchlichkeit mit rücksichtsvoller, christlicher Milde gegen Andersgläubige in so taktvoller Weise zu verbinden, daß selbst ein gewiß unverdächtiger Zeuge, die N. Zürcher Zeitung, Nro. 41 des Jahres 1843, einen ihrer Korrespondenten von dem Blatte sagen läßt: „Ich gestehe, der darin waltende Geist, die meistentheils populäre Sprache und das in Schriften dieser Art seltene Bestreben, jeder konfessionellen Polemik fremd zu bleiben, ist für den Leser ebenso angenehm überraschend als ehrend für die Herausgeber."

An die Stelle des Pilgers trat bald eine andere Missionsthätigkeit, die wohl, namentlich in den höhern Kreisen der Gesellschaft, ziemlich unbeachtet geblieben sein dürfte, dennoch aber ein

recht schönes Licht auf das religiöse Streben des gelehrten Mönches wirft. Ununterbrochen und bis zu seinem Tode verfaßte er nämlich eine ganze Menge von Bilderaufschriften, kurze, gereimte Sinnsprüche religiösen Inhaltes, als Erklärung zu den Bildchen, welche durch die Verlagshandlung der HH. Gebrüder Benziger massenhaft unter das christliche Volk verbreitet wurden. Was er bei dieser Arbeit, die vielleicht Einigen als kleinlich, und eines Mannes wie Morel nicht würdig erscheinen möchte, im Auge hatte, und in welchem Sinne er dieselbe auffaßte, darüber schreibt er selbst im Jahre 1864: „Es ist mir ein wohlthuender Gedanke, daß diese Kleinigkeiten, wenn auch noch so matt und unvollkommen, doch in vielen frommen Herzen gute Gedanken und Gefühle anregen werden, deren ich doch auch ein wenig theilhaft zu werden hoffe." Und im folgenden Jahre bemerkt das Tagebuch: „Wenn sich Paul Deschwanden als einen Bildermissionär betrachtet und sein Hauptzweck dahin geht, so viele schlechte Kirchenbilder wenigstens durch anständige zu ersetzen, so möchte ich mich bald auch einen Versmissionär nennen. Kunstwerke gebe ich freilich nicht, aber doch vielleicht etwas Besseres als vieles von dem Vorhandenen."

Einen höhern, künstlerischen Aufschwung nahm diese Missionsthätigkeit mit dem Jahre 1861, in welchem die HH. Gebrüder Benziger die sogenannte Stahlstichgallerie begannen unter dem Titel: „Gallerie religiöser Bilder in Stahlstichen, nach Gemälden und Zeichnungen von Paul Deschwanden und Andern, mit Gedichten von P. Gall Morel." Das Werk erschien regelmäßig in Heften von je sechs Stahlstichen, jeder mit einem Gedichte unsers Versmissionärs begleitet, in prächtiger Ausstattung. Es sollte für die höhern Kreise der Gesellschaft sein, was die Bilderaufschriften für das Volk gewesen. Viele dieser Gedichte sind in der ersten Abtheilung der „Cäcilia" erschienen, andere entstanden vorweg, indem das Unternehmen fortläuft, und beim Tode P. Gall's bereits auf 38 Hefte angewachsen war.

Als mit dem Jahre 1867 die illustrirte katholische Monatsschrift „Alte und Neue Welt" erschien, ein Unternehmen, welches sich alsbald einen so glänzenden Erfolg errungen, da war es wieder P. Gall, der sich in erster Reihe durch seine Feder und seinen Namen in ausdauerndem Eifer daran betheiligte. Ganz allein besorgte er die Redaktion der „Beilage", welche zum Jahrgang 1870 über das Vatikanische Konzil herauskam.

Nicht genug. Selbst in die Gebetbuchliteratur griff der religiöse Eifer Morel's ein.

Im Jahr 1854 erschien von ihm die schon in Rom gefertigte Uebersetzung der „Psalmen, von P. Alois Tosti, Benediktiner in Monte Cassino, über deren Veranlassung, Inhalt und Zweck er im Vorwort an den Verfasser, einen Geistesverwandten Morel's, den wir aus der Wallfahrt nach Subjaco bereits kennen, schreibt: „Es waren schöne Tage, mein lieber Bruder, als wir zusammen von Rom nach Tivoli und hinein in's Gebirg nach Subjaco fuhren, und dort die ehrwürdigen Stätten, vor allen die heilige Höhle besuchten, wo unser Ordensvater Benedikt den ersten Grund zu seiner Stiftung gelegt hatte. Wir lernten uns kennen und verstehen, und mir war es, es müsse sich zwischen den Benediktinern des Nordens und Südens fortan ein festeres Band knüpfen. Was wir hierüber, was wir über den Orden überhaupt, was wir über Italien, seine Schicksale, seine Literatur und über manch Anderes sprachen, macht mir jene Zeit noch unvergeßlicher als die wildromantische Natur und die Trümmer einer großen Vergangenheit, und damals schon versprach ich Dir ein kleines Andenken unserer Wallfahrt zu errichten. Und hier ist es; es ist dein in Italien vielgelesenes Büchlein, jetzt in deutsches Kleid gehüllt, das Büchlein, dem man es wohl ansieht, daß es in einer tiefbewegten Zeit geboren wurde und seinen Weg in Paläste und Hütten gemacht hat.

„Wir haben bei uns, über den Bergen, ähnliche Stürme erlebt, und so fand ich gar oft in deinen Psalmen die Sprache des

eigenen Herzens wieder, und vielleicht geht es noch Andern so, und diesen wird es nicht unwillkommen sein mit deinen Worten, oder vielmehr mit den von dir geformten Worten der hl. Schrift zu Gott zu beten."

Bei der Herausgabe dieses Büchleins hatte er namentlich eine gewisse Klasse von Betern in höhern Ständen im Auge, für welche bis jetzt noch weniger als für das Volk gesorgt ist."

Schon im Jahr darauf folgte ein Seitenstück zu diesem Büchlein: „Marienpsalmen, oder der hl. Maimond, von demselben Verfasser, mit einer Auswahl von Gebeten. Auch dieses Büchlein, schreibt P. Gall, durchweht der gleiche Geist wie die Psalmen, und die Zahl 31, auf welche diese Psalmen beschränkt sind, deutet schon an, daß dieselben besonders für den der Gottesmutter geweihten Maimonat bestimmt sind." Der fromme Dichter so vieler zarten Marienlieder begleitet das Büchlein mit dem Wunsche: „Mögen diese Blätter auch eine Blume in den hl. Kranz winden, der von so vielen tausend frommen Händen der reinsten Jungfrau gewunden wird! Möge dieselbe herabblicken auf das kleine Opfer, das ihr hiemit vom Verfasser wie vom Uebersetzer gebracht wird, und möge überhaupt die Andacht zu dieser Königin der Engel immer mehr verbreitet und fruchtbar gemacht werden!"

In die nämliche Kategorie gehören ferner: „Die Geheimnisse des hl. Rosenkranzes, von Dr. Alban Stolz, und P. Gall Morel;" „der hl. Kreuzweg unsers Herrn Jesu Christi, in 14 Bildern nach Deschwanden, mit Betrachtungen und Gebeten von Dr. Alban Stolz und Reimversen von P. Gall Morel, 1867.

Mehr für das gewöhnliche Volk berechnet sind: „Lebensgeschichte der hl. Jungfrau Verena, umgearbeitet und vermehrt von P. Gall Morel, Lindau 1862"; „Paradies der christlichen Seele", katholisches Gebet- und Erbauungsbuch über das Leben und Leiden Jesu Christi vom ehrwürdigen P. Lorenz Wartenberger, Karthäuser, aus dem Lateinischen übersetzt von P. Gall Morel, Einsiedeln, 1870.

Ein recht schönes hieher gehöriges Büchlein ist auch noch der Bilderkatechismus oder Katechismus des seligen Petrus Canisius, aus der Gesellschaft Jesu, in 113 Bildern. Ein Andenken an dessen Seligsprechung u. s. w., Einsiedeln, Gebr. Benziger, 1865. Veranlaßt wurde dieses Büchlein durch die den 20. November 1864 erfolgte Seligsprechung des ehrwürdigen Petrus Canisius, dessen Katechismus so bekannt ist, daß sogar im Volksmunde vielfältig der Katechismus schlechtweg nach seinem Verfasser Canisi geheißen wird.

Der gelehrte Benediktiner zeigt in diesem Werklein so recht auffallend, wie gut er sich zur Fassungskraft der Kinder herabzulassen versteht. Auf 113 Seiten enthält es ebenso viele Darstellungen aus der hl. Geschichte, über den Glauben, das Gebot der Liebe und dessen Erfüllung in den geistlichen und leiblichen Werken der Barmherzigkeit, die Gebote Gottes und der Kirche, deren Uebertretung durch die verschiedenen Arten von Sünden, die Tugenden und evangelischen Räthe, die acht Seligkeiten, Gnade Sakramente, Vaterunser und letzten Dinge. Unter jedem Bildchen steht eine kurze, faßliche Erklärung aus dem Canisi, und ein Spruchvers von P. Gall. Voran geht das schöne Motto:

Was die Weisen trocken schildern
Nur für die, die weise sind,
Gibt dies Büchlein dir in Bildern,
Wohlverständlich jedem Kind.

Wir stehen nicht an, dieses kleine Büchlein mit seiner sinnigen, klaren Anordnung, seiner ansprechenden Ausstattung als das Beste zu bezeichnen, was P. Gall in dieser Gattung geleistet hat.

So trocken diese Aufzählung sein mag, so müssen wir doch noch eine Arbeit erwähnen, welche erst nach dem Tode ihres Verfassers erschienen ist. Es ist das „Zeitglöcklein" des Lebens

und Leidens Jesu Christi, von Bruder Berchtold. [1]) „Der unvergeßliche hochw. P. Gall Morel, sagt der hochwst. Herr Weihbischof Caspar von Chur in seiner Empfehlung, hat es kurze Zeit vor seinem Hinscheide bearbeitet, und sich durch diese Arbeit auf seinen gottseligen Tod vorbereitet.“ Er selbst äußert in dem Vorwort: „Das Leben und Leiden Jesu Christi ist und bleibt für alle Zeiten der schönste und fruchtbarste Stoff zur Betrachtung, ein unvergleichlicher Garten, in welchem sich das Gemüth mit immer neuem Erguß ergehen mag.“

Wie mit der Feder wirkte unser Religiose auch durch das lebendige Wort für die Interessen der Religion mit nicht geringerem Eifer, und mit dem ganzen Aufgebote seines reichen Talentes.

P. Gall ist nicht gerade das gewesen, was man einen berühmten Prediger nennt, namentlich wußte der Mann, der doch in seinem Kalender so populär und gemeinverständlich schrieb, in seinen Schulbüchlein sich ganz zu den Kindern herablassen konnte, im gesprochenen Worte den volksthümlichen Ton weniger zu treffen. Sanft, wie seine Denkart und sein Charakter, hielt sich sein Vortrag immer in gemessener Ruhe, und damit stimmte auch sein Sprachorgan, das sich für das Pathos wenig eignete.

Dagegen war dann der Gehalt seiner religiösen Vorträge durchaus auf dem Niveau des Besten, was er in allen übrigen Gebieten je geleistet hat. Es liegen vier Bände Predigten und sechs Bände Predigtskizzen von ihm in Manuskript vor. „Die Predigten, sagt er im Tagebuch, schrieb ich bis 1836, von da an nur noch Skizzen, und war nie mehr im Stande eine ganze Predigt

---

[1]) Der vollständige Titel heißt: Das andächtige Zeitglöcklein des Lebens und Leidens unsers Herrn Jesus Christus, von Bruder Berchtold des Dominikanerordens. Ein Betrachtungsbüchlein des XIII. Jahrhunderts. Neu bearbeitet von P. Gall Morel. Einsiedeln, Gebr. Benziger, 1874.

auszuarbeiten." [1]) Ganz so, wie er auch in der Aesthetik nie dazu kam, seine Vorträge auszuarbeiten.

Allein gerade diese bloß skizzirten Reden lassen den Mann in seiner ganzen Eigenthümlichkeit am besten erkennen: das tiefe Gemüth, welches die religiöse Wahrheit mit jener gläubigen Innigkeit umfaßt, die wir aus seinen religiösen Gedichten schon kennen; den klaren, durchgebildeten Geist, welcher den erhabenen, unergründlichen Wahrheitsgehalt der christlichen Mysterien in seiner Tiefe durchschaut; den hohen, allumfassenden Standpunkt, von welchem aus er das Christenthum in seinem vollen Umfange, als die von Anfang begründete Religion des Menschengeschlechtes betrachtet, vorbereitet und vorgebildet im alten Bunde, angedeutet auch in den verwischten Spuren der Offenbarung, wie in dem natürlichen Wahrheitsgehalt bei den heidnischen Völkern, und hier wieder bei den bevorzugten Geistern der Griechen. Gerne verflocht er daher in seine religiösen Vorträge, welche er mehrere Jahre hindurch vor den Studierenden hielt, alles, was ihm Kenntniß der Geschichte, Wissenschaft, äußere und innere Lebenserfahrung, an passenden Beispielen, hohen Ideen darboten, und er häufte eine solche Masse gediegenen Materials in denselben zusammen, daß sich aus einer einzigen solchen Skizze eine Reihe der gehaltvollsten Vorträge herausarbeiten ließen. Er bewegt sich da mit der größten Freiheit und Leichtigkeit, auf Grund des religiösen Thema's, das er jeweilen behandelt, in allen Gebieten der Kunst und der Wissenschaft, nimmt aus dem reichen Schatze seines Wissens und seiner Erfahrung alles hervor, Altes und Neues, und das alles muß ihm als Folie und würdige Einfassung für die kostbare Perle der göttlichen Wahrheit dienen.

Den Eindruck mußte man unwillkürlich aus diesen Reden mit-

---

[1]) Ganz seltene Ausnahmen hievon machten einige Reden auf besondere festliche Anlässe.

nehmen, daß des hl. Glaubens Sonne in Gemüth und Geist des Predigers hoch über allem irdischen Wissen stand, und ihr Licht über alles ausstrahlen ließ. Je höher die Auktorität des Gelehrten desto eindringlicher wirkte das Wort des Predigers.

P. Gall's Predigten, und namentlich die Skizzen, sind durchaus originell, Geist von seinem Geiste. Die hl. Schrift ist fleißig benützt, mehr als blos einzelne Texte zusammenhängende Stellen, Erzählungen, Gleichnißreden, an welch letztere er seine Gedanken in freier Exegese besonders gern anknüpfte; dagegen finden sich Anführungen aus den hl. Vätern nur sehr sporadisch, was gerade mit der Originalität seiner Behandlung zusammenhängt. Er las nämlich über das Thema nicht nach, sondern trat unmittelbar mit seiner individuellen Auffassung an dasselbe heran, verarbeitete es selbstständig in sich, und die einzelnen Züge des Bildes, das auf solche Weise in seiner Seele entstanden, warf er dann in einigen abgebrochenen Sätzen oder auch nur Worten auf das Papier hin. Daher finden sich zuweilen bei diesen Skizzen, ähnlich wie bei den Vorträgen über Aesthetik, Nachträge und Zusätze, indem er neue Züge, die er erst nach der Predigt an dem Bilde noch entdeckte, hinzufügte.

Dabei ist es zum Erstaunen, mit welcher Vielseitigkeit er die Glaubenswahrheiten zu behandeln, wie er namentlich den Hauptfesten des Kirchenjahres immer wieder neue Seiten der Betrachtung abzugewinnen vermochte. So finden sich unter seinen Skizzen zehn und mehr auf Weihnachten, Ostern, Pfingsten u. s. w., jede wieder von ganz anderer Färbung.

Das Moralisiren auf der Kanzel ist seine Sache nie gewesen, denn, meinte er, „solche Einzelheiten zu rügen ist meist Palliativ. Mit dem Glauben, der echten Kenntniß, dem sittlichen Ernst und der hl. Liebe werden solche Fehler von selbst verschwinden.“ Daher stellte er gerade das Dogma immer in den Vordergrund. Dieses, und nicht die Moral, welche im Dogma allein ihre lebens-

kräftige Wurzel habe, mache den Kern des Christenthums aus. [1]) Selbst Aesthetiker, verurtheilte er scharf das blos ästhetische Christenthum der Romantiker, welches den Kultus der Kunst und Schönheit an die Stelle des sogenannten starren Dogmatismus und Auktoritätsglaubens setzen möchte. „Was ist das für ein Christenthum, bemerkt er einmal über Vilmar, das sich für Göthe so begeistern kann!“ Darum hat er denn auch im Jahre nach seiner Rückkehr aus Rom gerade die Lehre von der Kirche, die mehr und mehr in den Brennpunkt aller religiösen Bewegungen der Gegenwart zu treten begann, in einer Reihe zusammenhängender dogmatischer Vorträge behandelt.

Daß er dabei den Geschicken der Kirche, namentlich seit der Kampf gegen dieselbe immer größere Dimensionen angenommen, wie allen religiösen Tagesfragen mit dem lebhaftesten Interesse folgte, versteht sich wohl von selbst

Schon 1842 hatte er die Allokution, welche Papst Gregor XVI. über die Bedrängnisse der katholischen Kirche in Rußland und Polen gehalten, in deutscher Uebersetzung erscheinen lassen; derselben sind sämmtliche amtliche Dokumente beigegeben. An Gerold Meier schrieb er 1852: „Dem Aeußern nach ist der Katholizismus seit 1848 eine ecclesia pressa, die dem Staate gegenüber kein Recht mehr zu haben scheint; die bedeutendsten Anstalten werden zerstört, die ehrwürdigsten Personen verjagt, die feindlichsten Gesetze erlassen

---

[1]) Man hat sich von gewisser Seite bemüht, P. Gall als einen Dogmenverächter oder wenigstens als Indifferentisten hinzustellen. Ein sonst sehr anerkennend gehaltener Nekrolog in einem der größten Schweizerblätter sagt: „Als ein muthiger und gewandter Kämpfer vertheidigt er, nicht mit der Fackel des Fanatismus, sondern mit der sanften Leuchte christlicher Liebe die ewige Burg des Christenthums, die über jedes Bekenntniß hinausragt.“ Nun ja, die Fackel des Fanatismus hat er nie geschwungen, wohl aber den thatsächlichen Beweis geleistet, daß die sanfte Leuchte christlicher Liebe eben aus dem treuen Bekenntniß des katholischen Dogma's hervorscheint.

Alles ohne die geringste Rücksprache mit den Organen der Kirche, da darf kein Hahn darnach krähen, und was noch schlimmer ist, es kräht auch keiner darnach."

Bedenklicher als die äußern Verhältnisse erschien ihm aber der Krankheitsstoff, der sich innen, im Körper der Kirche, mehr und mehr ansammelte. Schon 1832 hatte ihm Dombechant Dr. Benkert aus Würzburg geschrieben: „Die gelehrte Welt hat größtentheils die Kirche verlassen, der Kirchenglaube ist bei den Universitätsmännern größtentheils dahin. Die Universitäten sind draußen! Sie warten nur auf einen kühnen Kopf (vielleicht ist er schon geboren), der frech genug ist, wie Luther den Rationalismus, den Atheismus zu proklamiren! Das katholische Christenthum ist in Deutschland in der größten Gefahr." Diese Prophezeiung schien der Erfüllung immer näher zu rücken. Seine Gedanken hierüber, wie über andere bedenkliche Symptome auch in den tieferen Schichten der religiösen Gesellschaft, tauschte er auch im Briefwechsel mit Meier von Knonau aus. So schreibt er diesem unterm 11. August 1855:

„Wenn nicht Alles trügt, so kommen sehr schwere Zeiten, denn die Extreme gehen stetig so weit auseinander, daß sie bald nicht mehr in Einem Körper der Gesellschaft vereinbar sind. Der Materialismus wird den Geist nicht todtschlagen können, aber eine Sauerei wird er anrichten, die ich nicht mehr zu erleben hoffe." Und auf die Frage Meier's: woher es komme, daß die Kirche ihre glühendsten Feinde im eigenen Schooße habe, antwortet er: „Solche Abnormitäten sind Zeichen schwerer Erkrankung der Kirche. Der Organismus muß, will er anders gesunden, solche kranke Stoffe ausscheiden können, oder dann zu Grunde gehen. Daß es im Schooße der katholischen Kirche viele Abtrünnige gibt, erklärt sich vielleicht dadurch, daß diese Abtrünnigkeit bei unserer Kirche viel sichtbarer ist, als in der so biegsamen protestantischen — in welcher nach einer Aeußerung Meier's, Jeder Papst sein kann — die auch

willig alles anzunehmen scheint, was von uns zu ihr übertritt. Dann muß der Haß eines Abtrünnigen bei uns viel größer werden, weil die katholische Lehre und Disziplin weit mehr Positives im Glauben und Leben verlangt. Das Traurigste ist aber, daß solche Abtrünnige immer noch im Schooße der Kirche bleiben, ihre Vortheile genießen, und sich als Glieder derselben rechnen dürfen, während sie in bessern Zeiten nach den einfachsten Gesetzen eines jeden Vereines schon lange mit den berühmten Gerasenern über den Felsen (Petri) hinabgejagt worden wären."

„Weitere Frage: Was geschieht, wenn nun die Kirche wirklich noch an ihr Leben glaubt, und als Folge des Prinzips der Selbsterhaltung kranke Stoffe aussondert — wodurch der Ausgestoßene ja eigentlich nichts verliert, denn es muß ihm eine Wohlthat sein, von dem entfernt zu werden, was er haßt und verachtet — wie, wenn das System der Exkommunikation, das in Baden und Piemont zur Anwendung kam, allgemein und energisch angewendet wird? Was dann? — Möglicherweise schmilzt die Kirche auf die Hälfte zusammen. Dies Einschrumpfen wird aber so wenig ein Uebel, als wenn ein von Wassersucht Aufgedunsener um die Hälfte an Umfang abnimmt, wenn er nur dafür gesundet."

Die weitere Entwicklung der religiös-politischen Verhältnisse war nicht dazu angethan, seine hier geäußerten Befürchtungen zu zerstreuen. Darum schrieb er denn auch im Jahre 1866 an einen seiner Schüler, der sich dem Studium der Theologie widmen wollte: „Es braucht einen recht entschiedenen Beruf und Willen, Priester zu werden; denn es blühen voraussichtlich diesem Stande eher Dornen- als Rosenkronen. Die Scheidung und der Kampf zwischen Christus und Belial tritt immer gräßlicher an uns heran. Uebrigens muß auch der Laie, der treu dem Glauben bleiben will, sich auf den Kampf bereit halten." „Man darf ordentlich froh sein, äußert er in einem andern Briefe an denselben mit seinem gewohnten guten Humor, über seine große Zahl von Jahren, denn es nahen Gefahren in

Schaaren, wie sie noch selten da waren. Gott mög' uns bewahren vor solchem Höllengebahren!" Daran knüpft er den Wunsch: „Möge der hl. Thomas all seine Weisheit in dich und deine Kollegen ergießen, damit ihr, in die Heimath zurückgekehrt, tüchtige Kämpen heiliger Wahrheit, gegen den immer frecheren Drachen des Unglaubens kämpfet und uns alte, abgenutzte Restores auf dem Schlachtfelde ablöst."

Ueber Tragweite und Zielpunkte dieses Kampfes, dem sich die junge Generation gegenüber sehen werde, sagte er in öffentlicher Ansprache: „Es geht der Kampf nicht, wie in frühern Tagen, gegen einzelne Schwächen der Zeit. Es ist ein Weltkampf im großartigsten Maßstabe, der von uns ausgefochten wird — Kampf gegen alles Recht und alle Wahrheit — Kampf gegen das Religiöse, besonders gegen das Christliche — Kampf gegen Rom mit allen Mitteln. — Aber es bleibt, was Virgil nennt: Capitoli immobile saxum; es bleibt die Verheißung: Tu es Petrus, et super hanc petram ædificabo ecclesiam meam."

Daß unser Religiose nun auch bei dem Ereignisse, das alle Geister im gläubigen wie ungläubigen Lager in fieberhafte Spannung versetzte, nicht theilnahmlos bleiben konnte, liegt auf der Hand. „Das Konzil, sagt das Tagebuch, präokkupirt alle Geister in ungewöhnlicher Weise. Es ist denn doch möglich, daß es eine große, auch äußerliche Scheidung von Gläubigen und Ungläubigen veranlaßt, und es frägt sich, ob eine solche Ausscheidung nicht im Grunde wohlthätig wäre."

„Groß, wie kein anderes Schauspiel der Neuzeit, und trostreich, durch Erwartung und Erfolg — muß ich es heißen, sprach er am Tage seiner Eröffnung, den 8. Dezember 1869. Es wird gewisse Fragen entscheiden, über welche die Ansichten selbst unter treuen Katholiken getheilt sind, obschon die größten Interessen der Wohlfahrt der Völker dabei betheiligt sind. Millionen Geister, die sich mit solchen Fragen befassen, blicken jetzt sehnsuchtsvoll nach

Rom, in Erwartung der Entscheidungen des Vatikanum. Das Konzil wird sich mit Lebensfragen befassen, wird manchen Streit schlichten, Zweifel lösen, vielleicht kranke Elemente ausscheiden, um das Ganze zu retten.“ Dann, einen Seitenblick auf das Freimaurerkonziliabulum in Neapel werfend, das ein so klägliches Fiasko gemacht, fügt er bei: „Wohl spricht ein großer, über alle Welttheile verbreiteter Verein von den höchsten Zwecken der Menschheit, und will auch sein Konzil halten. Aber sein erstes Gesetz ist Geheimniß (im schlechtesten Sinne) — das Schreckliche, Unheimliche, Staatsgefährliche. Anders die Kirche: offen, klar ist ihre Lehre, durch welche das Wahre, Untrügliche durch Dogmen festgesetzt wird.“

Angesichts der vielfachen Unruhe über die Entscheidungen des Konzils, die sich während des Verlaufes desselben, namentlich wegen der brennenden Infallibilitätsfrage vielfach eingestellt hatte, schrieb er in der Beilage zur „Alten und Neuen Welt“ (S. 30): „Der Katholik wartet einfach und vertrauensvoll den Entscheid der Kirchenversammlung ab, und läßt sich nicht irre machen durch alle die widersprechenden Meinungen und Behauptungen in Schrift und Rede, die jetzt von meistens unberufenen Leuten losgegeben werden.

„Daß im Konzil selbst verschiedene Ansichten ausgesprochen werden, was man unrichtig als Opposition im politischen Sinne bezeichnet, das ist ja sehr natürlich, weil ja bei der Berathung die Wahrheit aus dem Gegensatz hervorgehen muß. Solche Opposition bildete sich schon unter den Aposteln über die Auferstehung Christi, sogleich nach derselben. Gott ließ es zu, daß Thomas energisch gegen den Glauben an dieses Geheimniß opponirte, und dieser war doch ein frommer heiliger Mann. Aber Gregor der Große sagt von ihm, sein Unglaube habe uns mehr genützt als der Glaube der Magdalena. So dürfte, ja so wird an dieser gründlichen, allseitig mit größtem Ernste geführten Untersuchung der Unfehlbarkeitslehre, der Glaube an das darüber Beschlossene um so fester, sicherer und vernünftiger sein.“

Nachdem dann dieser Beschluß am 18. Juli 1870 wirklich gefaßt war, schreibt er noch auf der letzten Seite der oben angeführten Beilage: „Gewiß ist es, daß die Frage wohl allseitig erwogen, besprochen und einer Erledigung zugeführt wurde, welche den gläubigen Katholiken um so mehr wird beruhigen müssen... die Behandlung der genannten Frage veranlaßt leider für die Kirche eine schwere Prüfung, die sich ohne Zweifel auch nach dem Entscheid noch fortsetzen wird. Diese Prüfung besteht nicht sowohl in der Art, wie die außerhalb der Kirche Stehenden die Frage beurtheilen und mit außerordentlichem Aufwand von Mitteln aller Art bekämpfen, sondern in der Spaltung, die unter den gläubigen Katholiken selbst hervorgerufen oder doch veranlaßt wurde. Mehr als je thut es Noth, das große, schwere Wort des Apostels: „Es muß Spaltung in der Kirche geben," gründlich zu studiren, und vor Allem, mehr noch als die Frage selbst, sein eigenes Herz zu prüfen, wie es mit dem innern Glaubensleben stehe, und den Vater des Lichtes und aller Wahrheit um Licht und Gnade zu bitten Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben."

Goldene Worte, die, wenn von Zweifelnden und Glaubensschwachen recht beherzigt, manchen bedauerlichen Einsturz des Glaubensgebäudes verhindert hätten.

Unser Religiose verleugnet aber auch in dieser Frage, welche so viel leidenschaftliche Erregtheit hervorgerufen, seinen christlichmilden Sinn keinen Augenblick, wie er auch schon in den Streit der sich vor dem Entscheide bekämpfenden Meinungen die beruhigenden Friedensworte hineingerufen hatte: „Die Diskussion über Gegenstände und Lehren des Glaubens, in so weit sie noch nicht dogmatisch festgestellt sind, ist auch in der katholischen Kirche, innerhalb der Schranken des bereits schon Festgestellten, eine freie. Der echte Katholik stellt das Resultat seiner Prüfung immer mit dem Vorbehalt auf, „sofern die Kirche nicht offiziell eine andere Entscheidung erläßt." Wird jenes Resultat ohne diesen Vorbehalt als unum-

stößliche, ewige und allgemein gültige Wahrheit aufgestellt, so steht der Verfasser schon außerhalb der katholischen Kirche, ist kein Katholik mehr."[1])

Es ging ihm deßhalb sehr nahe, als er sehen mußte, wie Männer von hohem wissenschaftlichen Rufe diese einfachste Grundregel des Katholiken verkannten, und ihre Opposition nach dem unantastbaren Entscheide des Konzils immer noch fortsetzten, sogar noch verschärften, und dadurch die Spaltung, wenn auch in geringerem Umfange als er befürchtet hatte, verschuldeten. Er beklagte es tief, daß „die Alpenhöhen geistiger Talente in Irrthum, in falscher Spekulation erstarrten, erfroren." „Von den Häuptern der neuen Sekte, sagt er im Tagebuch, kenne ich persönlich: Döllinger,[2]) Friedrich,[3]) Huber, Sepp, Reinkens, Schulte, Knoodt, Michelis, Maaßen. Von Tangermann habe ich einen übersentimentalen Brief. Der Name Altkatholiken ist eine beißende Satire. Am passendsten scheint mir der Name Neuprotestanten. Unerträglich ist an diesen Leuten ihre Hoffart und Heuchelei."[4])

Noch im November des Jahres, dessen Ende er nicht mehr erleben sollte, steht im Tagebuch: „Der Schluß dieses Jahres kann noch Wichtiges bringen. Von Gründung einer neuen soliden Kirche kann keine Rede sein, aber zerstört wird wahrscheinlich unendlich Vieles. Der Blick in die Zukunft ist trübe."

Doch gab es in diesen beklagenswerthen Erscheinungen auf dem religiösen Gebiete auch manche Lichtblicke, und einen solchen ver-

---

[1]) Beilage zur „Alten und Neuen Welt", S. 16.

[2]) Ueber diesen schrieb ihm am 1. Mai 1871 ein Freund von hoher wissenschaftlicher Berühmtheit, welcher vor der Entscheidung des Konzils auch in den Reihen der sogenannten Opposition gestanden: „Der arme Döllinger — ist er nicht ein alter Narr mit all seiner Wissenschaft?"

[3]) Ueber dessen berüchtigtes Tagebuch bemerkt er: „Die Eitelkeit guckt aus allen Zeilen hervor."

[4]) Ueber einen ihm bekannten „altkatholischen" Geistlichen in der Schweiz schreibt er: „Er ist wie Friedrich und selbst Döllinger durch Stolz gefallen."

zeichnet das Tagebuch noch auf einer der letzten Seiten (4. Dezbr.) in den Worten: „Der politisch-religiöse Kampf ist auf allen Linien entbrannt. Es ist erfreulich, daß so viele unserer ehemaligen Schüler sich dabei im guten Sinne auszeichnen. Mehrere sitzen in den Bundesbehörden, andere wehren sich sonst tapfer, so jüngst Dr. S. in B., bei Anlaß einer Versammlung der Altkatholiken."

Einen andern solchen Lichtblick bot ihm das in den Annalen der Kirche noch nie dagewesene Schauspiel des Papstjubiläums Pius IX., am 18. Juni 1871.

Keinem Andern wollte er es überlassen, die Bedeutung dieses freudigen Ereignisses den Zöglingen der Stiftsschule von der Kanzel der Schulkapelle herab auseinander zu setzen, und die Worte, die er bei diesem Anlasse gesprochen, verdienen hier wohl einen Platz.

Er erblickt in dem Ereigniß „eine dem erhabenen Haupte der Kirche von Gott in außerordentlicher Weise beschiedene Siegesfeier, und zwar einen Sieg des Geistes über die Natur, der Wahrheit über die Lüge, der Liebe über den Haß. Der Sieg des Geistes über die Natur liegt darin, daß ein Mann, der durch 25 Jahre eine solche Last getragen (sollicitudo omnium ecclesiarum) wie Pius IX., solche Verfolgungen, Lästerungen, Beraubung, endlich die Gefangenschaft im eigenen Hause erduldet, über die gewohnte Schwäche des Alters, über die Tragkraft des physischen Menschen durch seinen Geist gesiegt, und die Glückwünsche einer halben Welt, die ihm zujubelt, entgegen nehmen kann. —

„Die Macht und Ausdehnung der Lüge ist jetzt groß in Schule, Literatur, Journalistik, Verwaltung, Politik, vor allem in Wissenschaft und Sprache. Pius nun schützt dagegen die Wahrheit. — Sein ganzes Wesen und Handeln ist offen, ehrlich (im Gegensatz zur Kelle); alle Akten seines Pontifikats liegen offen da; er ist unerschrocken und sagt den mächtigsten Fürsten die Wahrheit. Er schützt die Rechte der Vernunft gegen die Bekämpfer derselben,

und gibt den Worten den Sinn zurück. Er verkündet die Dogmen der übernatürlichen Wahrheit — hält Konzilien in nie gesehener Autorität, nicht von Fürsten veranlaßt und beeinflußt — den größten Hindernissen zum Trotz. — „Aber, könnte man fragen, was nützt das? Erfindungen sind der größte Triumph des Geistes.“ Doch sie sind ja immerhin nur passiver Natur, und bedürfen eben der Leitung der Vernunft. „Und Wissenschaft!“ — Was man Wissenschaft nennt ist — ohne Glaube und Religion, laut der Geschichte, Wirrwarr. Der Glaube aber findet sich in der Kirche, die Kirche da, wo der Episkopat, wo der Papst, wo Petrus bis Pius. Daher die Wichtigkeit der 25 Jahre, welche den Sieg Wahrheit, das hohe Glück, sie zu besitzen, bedeuten.

„Ebenso ist es im Gebiete von Recht und Freiheit. „Recht ist, was man dazu macht,“ heißt der oberste Satz des heutigen Faustrechts. Pius aber kennt ein höheres Recht und vertheidigt es nach allen Seiten hin — vertritt die Völker vor den Tyrannen. — „Recht ist was das Gesetz bestimmt; hat man kein's, flugs macht man ein's.“ — Daher die Menge der Gesetze und immer wieder andere je nach Bedarf; der Widerspruch in denselben und das Schwankende, daher deren Kraftlosigkeit. — Pius vertritt das einfache, in sich übereinstimmende, ewige und mächtige Gesetz.

„Endlich ist da auch ein Sieg der Liebe über den Haß. Die Liebe eint; Ein Band soll die ganze Menschheit umschlingen, die Nationen zu Gliedern Einer Familie machen. Wie versteht das die Welt? Durch Schule und Bildung, Civilisation, internationale Veranstaltungen — alles trügende Schlagwörter, zweideutig, negativ. Wohin kam die Schule? Was lehrt sie? Welches Licht werfen auf Bildung und Civilisation die Kriege der Neuzeit? Vor fünf Jahren feierte das Internationale seinen höchsten Triumph bei der Ausstellung in Paris, und jetzt? Jetzt sind es die gleichen Völker und Fürsten, die sich morden. Haß zerstört, löst auf; Liebe verbindet, einigt, ordnet. Nun, da sehen wir auf der einen Seite

die vielen Revolutionen, den ewigen Wechsel der Verfassungen — und was that dagegen Pius? Er einigt äußerlich durch Herstellung der Hierarchie in England, Holland, Amerika. Er einigt innerlich in seinen Encykliken durch den Glauben, vor Allem durch das Vatikanische Konzil. — „Aber, von diesem datirt ja eben eine beklagenswerthe Spaltung!“ Auch die ist Zulassung Gottes, damit gerade dadurch die Kirche geläutert werde. Ist da einerseits Ausscheidung, so zeigt sich anderseits die Einheit, vertreten besonders im Episkopat, — wie noch nie.

„Die Folgerung aus dieser Siegesfeier soll aber die sein: Liebe zur Kirche und allem, was sie gibt und durch Pius IX. gegeben hat.“

Morel hat in dieser Skizze seine ganze tiefe Auffassung von der Religion und ihrer Bedeutung für die höchsten Interessen der Menschheit gleichsam zum letzten Male zusammengefaßt. Und zwar ist ihm die Religion nicht etwa eine abstrakte Idee, sondern leibhaft steht sie vor ihm in der sichtbaren, katholischen Kirche, unter einem sichtbaren Einheitspunkte.

In diesem Glauben und in dieser Erkenntniß ist auch der innere Grund jener heitern Seelenruhe zu suchen, welche immer über dieses Leben ausgebreitet lag, und am schönsten noch in seinen letzten Stunden zu Tage getreten ist. Mit der größten Gemüthsruhe vernahm er die Gefährlichkeit seines Zustandes, mit der aufrichtigsten, ungeheuchelten Glaubensinnigkeit empfing er die sichtbaren Unterpfänder der göttlichen Gnade, die hl. Sterbsakramente. Es war am Sonntag Vormittag, den 15. Dezember.

Nachher raffte er nochmal seine letzte Kraft zusammen, schwankte mühsam an sein Schreibpult, nahm sein religiöses Testament aus demselben hervor, und gab es in die Druckerei.

Und was enthält es? Zwei Gedichtchen zu Bilderaufschriften. Das erste steht in merkwürdiger Beziehung zur hl. Wegzehrung, die er eben erst empfangen und lautet:

Von allen Himmelsgaben
Des süßen Jesusknaben
Dank' ich für jenes Brod,
Das er mir liebend bot,
Und das er selber ist,
Mein Heiland Jesus Christ,
Mein Retter, Trost und Licht,
Im Leben und im Tod,
O Herr verlaß mich nicht,
Wann ich mein Leben schließe,
Gib, daß ich's dann genieße!

Im zweiten drückt er dem, was im vorliegenden Abschnitte über die sein ganzes Leben tragende und beherrschende religiöse Idee gesagt ist, selbst noch das Siegel der Bestätigung auf mit den so schlichten wie vielsagenden Worten:

Viele lernen gar so Vieles,
Meinen Weisheit zu erreichen;
Ist doch nur ein Schein des Spieles,
So daß sie den Kindern gleichen.
Hätten sie gelernt zu beten,
Und mit Ernst vor Gott zu treten:
O es müßte dann auf Erden
Vieles wieder besser werden!
Betet ihr mit Andacht wieder,
Steigt auch Gottes Gnade nieder.

VII.

Gesammtbild.

Einzelne Züge: Bescheidenheit; Verhältniß zu seinen Mitbrüdern; Weichheit des Charakters; Gemessenheit im Urtheil; Vermeidung von Polemik; Energie der Arbeit. Anzeichen des Alters; Tod. Abschließendes Urtheil.

Es läßt sich im Leben Morel's kein Zeitpunkt angeben, wo er nur Dichter, Polyhistor, Aesthetiker, Schulmann, Religiose gewesen wäre, vielmehr — und darin liegt gerade die Eigenthümlichkeit des Mannes — ist er stetsfort nach allen diesen verschiedenen Richtungen ziemlich gleichmäßig thätig gewesen. Der Leser darf daher nur die einzelnen Bilder, welche wir in der Darstellung auseinander gehalten haben, in Gedanken verbinden, wie sie auch in Wirklichkeit verbunden gewesen, um das Gesammtbild dieses Mönchslebens in seinen Hauptzügen vor Augen zu haben.

Indessen finden sich in demselben noch eine Menge anderer Züge, von denen wenigstens einzelne der wichtigsten, theils weil sie als Verbindungsglieder nicht fehlen dürfen, theils weil sie den Charakter des Mannes noch besser in's Licht stellen, nicht ganz übergangen werden dürfen.

P. Gall verrieth schon durch seine äußere Erscheinung, wie durch sein ganzes Benehmen eine liebenswürdige Bescheidenheit und natürliche Ungezwungenheit, welche alles Affektirte und Gesuchte ausschloß. Steifes Phrasen- und Komplimentenwesen war

seine Sache nicht, und wenn er auch oft in den Fall kam mit Personen von hohem Range verkehren zu müssen, so beschränkte er sich in der Etiquette auf das Nothwendigste. Wie er selbst nicht viel Wesens machte, so liebte er es, wenn Andere sich ihm gegenüber ebenso einfach und ungezwungen gaben. So stand sein Benehmen stets in der schönsten Harmonie mit der Einfachheit seines Kleides.

Dem entsprach auch die innere Gesinnung vollkommen. Bekenntnisse über die eine und andere Lücke in seinem Wissen kehren im Tagebuch häufig wieder; nie pochte er Andern gegenüber auf seine Gelehrsamkeit; seine literarischen Arbeiten hielt er meist geheim, so daß die eigenen Mitbrüder im Kloster oft die letzten waren, welche Kunde von denselben erhielten, während sie auswärts schon lange bekannt geworden. Diese Zurückhaltung hatte ihm, wie wir wissen, bezüglich seiner Hymnensammlung schon einen Streich gespielt, und ähnlich erging es ihm noch in den letzten Jahren. Er hatte nämlich während langer Zeit Notizen über schweizerische Musiker gesammelt, die er zu einer Geschichte der Musik in der Schweiz verarbeiten wollte. Unterdessen hatte aber ein anderer Forscher auf diesem Gebiete, P. Anselm Schubiger, eine dahin bezügliche Schrift herausgegeben, durch welche das von P. Gall gesammelte Material zum großen Theile schon zur Verwerthung kam.

Es war P. Gall allerdings nicht unbekannt, daß er in den weitesten Kreisen des In- und Auslandes eines hohen wissenschaftlichen Rufes genoß, daß sein Name noch in der jüngsten Zeit in den obersten schweizerischen Räthen mit Anerkennung und Auszeichnung genannt worden war. Doch das machte den bescheidenen Mönch eher verlegen, und kam zufällig die Rede auf solche Dinge, so lenkte er das Gespräch alsbald davon ab.

„Was den gefeierten Namen betrifft, sagt das Tagebuch vom 23. Dezember 1859, ist für ein Gegengewicht auch gesorgt, das einen in der Demuth erhalten kann. Wie es solchen Namen geht,

merkte ich in letzter Zeit, wo ich über 5,000 Porträts katalogisirte, die hier in der Sammlung oder in Büchern vorhanden sind. Es waren alles berühmte Leute, aber nach den meisten kräht kein Hahn mehr." Ein andermal schreibt er bei einer ähnlichen Arbeit: „Die Katalogisirung, so trocken, öffnet doch immer neue Gebiete der Literatur, führt zu verschiedenen Völkern und Zeiten, und zeigt nebenbei auch, wie so elend und vergänglich literarischer Ruf und Name ist." Als er im Herbst 1867 auf der Insel Ufnau im Zürichsee mit dem dortigen Pächter plauderte, erzählte ihm dieser auch, daß seine Gäste, namentlich solche aus dem Kanton Zürich, dem Dichter schon viel hundertmal nachgefragt hätten. „Nun, sagt das Tagebuch, zum Glücke weiß ich, wie viel oder wie wenig von solchem Ruhm zu halten. Ein treffliches Mittel gegen derlei Hoffahrtsversuchungen ist die erste beste Reise, wo man sich sogleich in einer Welt befindet, wo Niemand deinen Namen kennt. Noch besser wirkt ernste Selbstprüfung, deren Resultat es ist, daß man bei jedem Lob sich duckt und die Schamröthe zu verbergen sucht." Wie aufrichtig diese Demuth bei ihm gewesen, bezeugt namentlich eine der allerletzten Seiten des Tagebuches, wo er selbst in Bezug auf die Aesthetik, in welcher er sich doch einige Meisterschaft zutrauen durfte, noch von fühlbaren Lücken redet.

So ist es auch nicht hohle Phrase, wenn der Dichter in der „Zueignung" seiner Lieder singt:

Ihr rechnet's nicht dem Sänger zum Verbrechen,
Daß er sich hören läßt nach Sängerbrauch.
Ihr kennt ihn ja, und kennt Ihr seine Schwächen,
So kennet Ihr sein redlich Wollen auch;
Und wenn er wagte Rosen abzubrechen
Vom blüthenreichen Phantasienstrauch,
So dacht' er nicht daran damit zu glänzen,
Euch möchte er mit diesen Blüthen kränzen.

Diese Bescheidenheit war indessen fern von Verschlossenheit. Im vertraulichen Umgange mit Mitbrüdern im Kloster wie mit Freunden außer demselben sprach er wohl auch von seinen literarischen Arbeiten und Plänen; tadelt er doch einmal in einem Briefe die übertriebene Bescheidenheit Deschwanden's, „die mir nicht einmal sagen will, was Sie seit einem halben Jahre gearbeitet haben, obschon es sich ja frägt, ob ich diese Arbeiten alle bewundert hätte. Konsequent sollte auch ich von meinem Leben und Streben schweigen, will es aber nicht thun", u. s. w.

P. Gall war keineswegs der Meinung, daß seine literarischen Produkte alle vortrefflich seien, vielmehr urtheilte er selbst recht unparteiisch und scharf über manche derselben. Es ging ihm daher auch nicht nahe, wenn solche in der Presse eine abschätzige Kritik erfuhren, und selbst dann, wenn dies bessern Arbeiten wiederfuhr und Kritiken laut wurden, welche nach seiner Ueberzeugung objektiv unrichtig und ungerecht, subjektiv die Eingebung hämischer Gesinnung und einseitiger Parteisucht waren, setzte er sich leicht darüber hinweg und sah von einer Selbstvertheidigung, wie leicht sie ihm auch gewesen wäre, lieber ab.

Der eben erwähnte Charakterzug gestaltete auch das Verhältniß P. Gall's zu seinen Mitbrüdern zu einem ungemein freundschaftlichen. Wir wissen uns keines einzigen Falles zu erinnern, daß er einen derselben seine geistige Ueberlegenheit auch nur mit einem Worte hätte fühlen lassen, wohl aber ist es sehr oft vorgekommen, daß er seine Ansichten denen Anderer mit der größten Bescheidenheit unterordnete. Dabei war er gegen alle sehr dienstgefällig und setzte auch mit denjenigen, welche außer dem Kloster wirkten, durch eine ausgebreitete Korrespondenz den geistigen Verkehr fort. Ein Beleg hiefür möge genügen.

Die Patres, welche das Gymnasium in Bellenz besorgten, waren von ihren ultramontanen Mitbrüdern in Einsiedeln so ziemlich abgeschlossen, namentlich zu einer Zeit, in der die Verbindungen

noch nicht so erleichtert und geregelt waren, wie es gegenwärtig der Fall ist. Um so mehr regte sich bei ihnen der Wunsch nach Berichten aus dem Mutterkloster. Das brachte P. Gall auf den schönen Gedanken, diesem Wunsche in brüderlicher Gesinnung entgegenzukommen durch eine fortlaufende Reihe von Briefen unter dem Titel: „Eremit", ein Vierzehntagblatt, zu ergötzlicher Unterhaltung, gewidmet seinen Herren Miteremiten in Bellinzona. [1])

Der Redaktor sagt im „Vorgericht":

Ein Ruf erschallt von Sünden her:
„Wir sind an Neuigkeiten leer,
Wir wissen nichts von aller Welt,
Weil Niemand werth der Müh' es hält,

In Prosa oder in Gedicht
Zu senden Novitätsbericht."
Die Klage drang in's Herz mir ein:
Dem Unfug soll gesteuert sein,

Ich selbst ergreif' den Botenstab,
Und wand're lustig auf und ab
Mit unverdross'nem Botenschritt! —
Und so entstand der Eremit.

Die erste Nummer versandte er am 5. November 1835, die letzte — nach einem Unterbruche in den Jahren 1838 und 1839 — am 31. Dezember 1842. Den Inhalt bildeten Nachrichten aus dem Inlande (Kloster) und Auslande, die kleine Chronik des Lebens im Kloster, Zeitereignisse, wie z. B. der Klostersturm im Kt. Aargau, interessante Notizen über Morel's Reisen, darunter auch eine weitläufige Beschreibung der zweiten Mailänderreise; ferner auch wissenschaftliche Arbeiten, wie z. B. Auszüge aus dem Archiv, in welchem er damals arbeitete. Der „Eremit" ist zugleich ein sprechendes Zeugniß für die unermüdliche literarische Thätigkeit des eigenthüm-

---

[1]) Das Manuskript umfaßt zwei Quartbände.

lichen Zeitungsschreibers, der sich „damit in Schreiben üben und eine gewisse Fertigkeit darin erlangen wollte.“

Häufige Korrespondenzen unterhielt P. Gall auch mit andern auswärtigen Mitbrüdern, welche dann bei ihren Besuchen im Kloster immer gerne an der Thüre des lieben Mitbruders anklopften und ihre Gedanken mit ihm austauschten.

Mit diesen Charakterzügen stimmt es nun vollkommen, wenn auch über seine literarischen Arbeiten insgesammt ein ebenso milder und friedlicher Hauch ausgebreitet ist. Am deutlichsten erhellt dies aus dem unmittelbarsten Erguß seiner Seele, den Gedichten, die er denn auch mit den Worten in die Welt hinaussendet:

Zwar tragen diese Lieder wenig Spuren
Vom großen Kampfe der vergangnen Zeit,
Denn nicht gehör' ich zu den Gluthnaturen,
Die jedesmal bei lautem Völkerstreit
Sogleich bachantisch in die Saiten fuhren,
Und die dem Haß des Friedens Kunst geweiht.
Es gilt im Feld der That ein starkes Wollen,
Die Muse soll beruhigen, nicht grollen.

Aber auch in seinen andern schriftstellerischen Arbeiten, welche ganz das Spiegelbild seines weichen, edlen Charakters sind, meidet er sorgfältig alles Maßlose im Urtheil wie im Ausdruck, taucht seine Feder nie in Galle, und hält sich mit ruhiger Gemessenheit immer in einer gewissen goldenen Mitte. So kam es, daß er nur selten Angriffe erfuhr, nie in literarische Fehden verwickelt wurde. Freilich liegt in der Weichheit seines ganzen Wesens auch der innere Grund, warum in seinen literarischen Arbeiten öfter etwas Schwankendes, Unbestimmtes liegt, warum er, statt zu einem festen Resultate hinzudrängen, die Fragen in einer gewissen Schwebe läßt, und vielfach mehr Sporadisches zu Tage gefördert hat.

Am allerwenigsten wollte er sich auf polemische Gegenstände einlassen. Als ihn der Herausgeber der bekannten Frankfurter

Broschüren, Dr. Thissen, einmal bei einem persönlichen Besuche zur Theilnahme an diesem verdienstlichen Unternehmen einlud, lehnte er den Antrag ab, und zwar, nach der Bemerkung im Tagebuch, aus dem Grunde, weil in diesen Publikationen vornämlich polemische Punkte behandelt würden. Nicht als ob er mit der Tendenz des Vereins nicht einverstanden gewesen wäre; allein seiner friedlichen Natur sagte es persönlich nicht zu, sich in die brennenden Tagesfragen zu mischen.

Eine Folge dieser gemessenen Haltung war es, daß er mit hervorragenden Männern der verschiedensten Richtung, mit Gelehrten, deren sonstige, besonders religiöse Anschauungen den seinigen schnurgerade entgegenliefen, dennoch auf freundschaftlichem Fuße verkehrte, und dafür auch die vollste Anerkennung erntete. Daher der Tadel, den er seinerseits im Tagebuch gegen seinen Freund Eutych Kopp in Luzern, welcher in dieser Beziehung ein etwas kantigerer Charakter war, mit den Worten ausspricht: „Daß er die Jesuiten nicht liebte, mag Kopp hingehen, daß er aber in den drei oder vier Jahren, welche der Historiker Damberger in Luzern weilte, nie mit ihm zusammenkam, kann ich nicht begreifen."

Noch behutsamer hielt er sich von den politischen Parteiungen und Streitigkeiten fern. Zwar folgte er den Ereignissen auf diesem Gebiete immer mit der größten Aufmerksamkeit, wie mit dem lebhaftesten Interesse, und auf welcher Seite seine Sympathien gewesen, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, geht es doch namentlich aus seinem Leben Müller's klar genug hervor.

Wie wenig er sich einerseits zu jeder Art Polemik geschaffen und berufen hielt, so freudig anerkannte er anderseits das Streben und Ringen derjenigen Männer, welche, von der Natur aus gröberem Stoff gebildet, im heißen Kampfe für die höchsten Güter der Menschheit, als Führer in erster Reihe glänzen. Derselbe friedliche Dichter, der das schöne Wort gesprochen:

Die Muse soll beruhigen, nicht grollen,

derselbe sagt auch, und zwar in der nämlichen „Zueignung“ seiner Gedichte:

Ich sah mich um im weiten Reich der Wesen,
Wem ich ihn weihen soll den Liederkranz.

Und auf wen ist seine Wahl in erster Linie gefallen?

An Euch zuerst, Ihr Edlen, muß ich sinnen,
Die Ihr des Glaubens ewig Licht bewahrt,
Und hemmt der Kirchenstürmer frech Beginnen.
Ich sah die Feinde gegen Euch geschaart,
Wie standet Ihr so muthig auf den Zinnen,
Und schwangt der Wahrheit Schwert nach Heldenart!
O könnt' ich doch mit meiner Lieder Tönen
Die kampferfüllten Tage Euch verschönen!

Zwanzig Jahre, nachdem er diese Verse geschrieben, versammelten sich im Herbste 1872 die Glaubenskämpfer der neuesten Zeit, die deutschen Bischöfe, am Grabe des hl. Bonifaz in Fulda, um gemeinsam ihre Haltung in dem ausgebrochenen Sturme zu berathen. Das gab ihm den Gedanken zu einem seiner letzten Gedichte ein. Es war für die Stahlstichgallerie bestimmt, als Aufschrift unter ein Bild des hl. Bonifaz, welcher, auf der gestürzten Donnereiche stehend, die heidnischen Germanen dem sanften Joche Christi unterwirft. Dieses glorreiche Ereigniß der Vergangenheit mit den Vorgängen der Gegenwart im Geiste verknüpfend, sagt der milde Dichter:

Da steht er auf der umgehau'nen Eiche,
Der Held, der Deutschland hob aus tiefem Staube,
Daß es so stark gemacht der Christenglaube,
Und strahlte als das mächtigste der Reiche.

Wer ahnte wohl, daß so sein Glanz erbleiche,
Daß Recht dem Unrecht werde so zum Raube?
Doch, wie der Widersacher wüthend schnaube,
Noch lebt der alte Gott, ist noch der Gleiche.

Auch Winfried lebt, lebt in den Kirchenhirten,
Wir haben sie an seiner Gruft gesehen,
Gemeinsam sich berathen, innig flehen,

Daß sich der Herr erbarme der Verirrten,
Den Vätern gleich, die einst die Kirchen zierten,
So sind bereit auch sie dem Sturm zu stehen.[1])

Wenn man vielleicht mit einigem Rechte sagen darf, daß es diesem weichen Charakter einigermaßen an Energie des Willens fehlte, wenn es ferner Thatsache ist, daß ihm dieser hie und da in Unbeständigkeit und Wankelmuth hinüberspielende Zug manche Unannehmlichkeiten zugezogen hat, so besaß er doch auch wieder eine eigenthümliche Energie — die Energie der Arbeit, und er besaß sie in einem Maße, wie sie nur selten zu finden sein dürfte.

Rastlose Thätigkeit war ihm Bedürfniß, und sie erklärt es auch, wie er auf den verschiedensten Gebieten so Vieles zu leisten im Stande gewesen. Mit Ausnahme der ersten Jahre pflegte er nicht in die Nacht hinein zu arbeiten, weil das seiner Gesundheit nicht zusagte; dagegen fand ihn die früheste Morgenstunde schon halb vier Uhr, Winter wie Sommer, regelmäßig am Tagewerk. Ferner bot ihm gerade die klösterliche Ordnung mit ihrer streng bemessenen Regelmäßigkeit einen nicht zu unterschätzenden Vortheil, denn Ordnung ist Zeit.[2])

---

[1]) Das Sonett steht nicht in der Stahlstichgallerie, sondern ist nur auf einem einzelnen Blatte gedruckt. Darunter stehen die mit Bleistift in der Druckerei geschriebenen Worte: „Ersuchen Sie höflichst um ein etwas gelinderes Gedicht.“ Und was that unser Dichter? — In seiner Gutmüthigkeit schrieb er einfach dazu: „War für die Stahlstichgallerie bestimmt, aber refusirt“, und machte dann das Gedicht, das jetzt wirklich in der Gallerie aufgenommen ist.

[2]) Der Ordensmann muß allerdings einen Theil seiner Zeit auf die seinem Stande eigenen Obliegenheiten verwenden; allein was auf dieser Seite für die wissenschaftlichen Arbeiten ausfällt, wird auf der andern wieder reichlich ersetzt dadurch, daß er, losgelöst von den Sorgen und Beschäftigungen der Familie, der materiellen Existenz, der gesellschaftlichen Anforderungen, welchen sich der Mann der Wissenschaft außer dem Kloster nicht entziehen kann, die übrige Zeit um so ungestörter zur Verfügung hat.

Wie er mit der Zeit eigentlich gegeizt hat, ersieht man namentlich auch aus seinen Tagebüchern, in welchen er von sich selbst immer wieder genaue Rechenschaft über die Benützung derselben abfordert. Ein schönes Beispiel haben wir bereits bei Erwähnung der zwölf Arbeiten des Jahres 1852—53, anläßlich seiner Romreise, getroffen. Ein ähnliches bietet das Jahr 1864, wo zum 28. Dezember die Notiz vorkommt: „Die 12 Arbeiten des Jahres: 1. Diarium für 1863; 2. der Zunftmeister von Nürnberg von Redwitz, Fidelio und andere Stücke arrangirt; 3. Kupferstichkatalog nach Stechern; 4. Derselbe nach Malern geordnet; 5. Bilderkatechismus; 6. Geschichte der hiesigen Bibliothek; 8.—10. Geschichte der Musik, der Kunst, der Schule in Einsiedeln; 11. Nachträge zum Diarium aus früheren Jahren; 12. Zur Romreise. Dazu Bilderverse, Aufsätze in Zeitschriften, Katalog der Bücherdublatten; Rudolf von Liebegg für den Vörtigen Verein geschrieben; Osterspiele und Kirchenhymnen gesammelt." — Dabei ist nicht zu übersehen, daß von seinen vielen regelmäßigen Arbeiten keine Sylbe gesagt ist.

Der merkwürdigste Beweis indessen, wie sehr ihm Haushalten mit der Zeit und Arbeit eine wahre Herzensangelegenheit geworden, ist eine Art Katalog, in welchem er, der alles andere im Kloster katalogisirte, endlich auch sich selbst, sein Leben und seine Arbeiten katalogisirt hat. Er gab ihm die Aufschrift: „Rechnungsausweis über das Leben eines Unsteten." P. Gall begann ihn am 24. März 1843, als an seinem 41. Geburtstage, und leitet ihn mit den Worten ein: „Da ich heute den Tag erreicht, wo ich sagen kann, ich habe 40 Jahre lang auf diesem Wandelstern herumgewandelt, so ist es ganz in der Ordnung, wenn ich etwas seriös zurückblicke und nachrechne, wie ich mit der Zeit hausgehaltet, was ich bis jetzt gethan und nicht gethan habe. Diese Revision ist nun oberflächlich gemacht, aber sehr zu meinem Nachtheil ausgefallen und jedenfalls mußte ich dabei an Göthe's Wort denken: „Es ist,

ein wunderlich Ding, so eine Summa summarum seines Lebens ziehen. Wie wenig Spur bleibt doch von meiner Existenz zurück!“

„Auffallend unterscheiden sich gewisse Perioden, wo es mit dem Arbeiten besser ging, von andern wo es schlimmer ging. Um mich nun einigermaßen zu trösten und zu beruhigen, ließ ich alle Monate seit Mai 1820, da ich Profession ablegte, aufspazieren, um jeden einzelnen zu fragen, was er von mir erhalten, oder wie ich ihn applizirt habe.“

Und nun verzeichnet er auf je einer Seite des Katalogs Jahr für Jahr die zwölf Monate, vertheilt mit Hilfe seines vortrefflichen Gedächtnisses und des Tagebuches alle seine Arbeiten auf dieselben, und fügt noch kurze Andeutungen über sein Leben wie über die wichtigsten Vorkommnisse im Kloster hinzu. Diesen Katalog hat er ohne Unterbrechung bis zu seinem Tode fortgeführt, sogar noch über denselben hinaus, indem auf der letzten Seite bereits die Monate des Jahres 1873, das er nicht mehr erleben sollte, notirt sind.

Wenn wir uns nur an die Arbeiten erinnern wollen, welche in den vorliegenden Blättern erwähnt wurden — und wir können auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen — so wird man leicht zugeben, daß P. Gall das Inventar über dieselben getrost aufnehmen durfte.

Unterstützt wurde er dabei durch eine feste Gesundheit, welche ihm angestrengtes und anhaltendes Arbeiten erlaubte. Man denke z. B. nur an die Romreise mit ihren körperlichen wie geistigen Anstrengungen. Wohl hatten sich schon frühe einmal die Flechten in Verbindung mit einem Augenübel gezeigt. Letzteres fürchtete er am meisten, weil es ihn am Arbeiten gehindert hätte. Es war indessen nur vorübergehend, und im Ganzen war es ihm vergönnt, seine Arbeitskraft bis zum Ende zu bewahren. Noch im letzten Sommer seines Lebens, wo das Augenübel heftiger auftrat und er deßwegen theils in Seewen, theils in Zürich unter Dr. Horner

eine längere Kur machen mußte, konnte er seinem Arbeitstriebe keinen Zügel anlegen; der ärztlichen Vorschriften nicht achtend, durchstöberte er die Bibliothek und die alten Dach- und Rumpelkammern im Kloster Fahr, um auf Raritäten zu fahnden.

Je lebhafter dieser innere Arbeitstrieb war, desto eher mußte es ihm fühlbar werden, wenn sich das eine oder andere Zeichen von Abnahme der Kraft einstellen wollte. Während diejenigen, welche beständig mit ihm umgingen, und immer die gleiche rastlose Thätigkeit des Mannes, der mit siebenzig Jahren noch nicht grau geworden, vor Augen hatten, eine solche Abnahme auch in den letzten Jahren wenig beachteten, während höchstens Solche, die ihn länger nicht gesehen, etwa die Bemerkung fallen ließen, daß der Mann zu altern beginne, klagt er selbst schon 1866 im Tagebuch über das hereinbrechende Alter, das sich durch Abnahme und zwar recht allseitige der Kräfte geltend mache. „Sind wirklich, frägt er sich selbst, die Jahre schon da, wo nur das Vegetiren noch vom Tode rettet? Das Gefühl des zunehmenden Alters macht sich, man mag dagegen protestiren wie man will, immer geltender, und führt die Versuchung mit sich, die geringern Kräfte, die noch disponibel sind, ebenfalls zu quiesciren.“ An einen seiner Mitbrüder schrieb er im gleichen Jahre: „Denken Sie sich einen multa et pulchra minantem, vivere nec recte nec suaviter (heu), quia mente minus validus quam corpore toto.“

Damit verband sich schon sehr frühe der lebhafte Gedanke an den Tod, welcher besonders durch den Hinscheid Solcher, mit denen er in näherm Verkehr gestanden, Nahrung erhielt. Schon 1864, als Nikolaus Benziger, einer der Gründer des bekannten Hauses Gebrüder Benziger, mit Tod abging, schrieb er: „Da geht wieder ein tüchtiges Stück von meinem Leben in's Grab. Kein anderer Mensch ist mit meinen literarischen Arbeiten so verwachsen seit 25 Jahren wie er; ich darf nur an Eremus, Kalender, Pilger,

Gedichte, Spruchverse, Xylograph, Tosti, Bildergallerie, Waldblumen, Cäcilia und tausend Kleinigkeiten denken."

Noch näher berührte ihn der im August 1867 erfolgte Hinscheid des Professors P. Karl Brandes, „den er gleichsam in's Kloster hineingetragen und nun in die Gruft trug."

Das Tagebuch von 1870 beginnt mit den Worten: „Ich schreibe dieses 7 mit etwas schwüligen Gefühlen, da es mir meine 70 in so großer Nähe zeigt. Die Jugend hat Ueberschuß an Reichthum aller Art und rechnet daher nicht. Das Rechnen und Haushalten fängt erst an, wenn man nicht mehr viel und zuletzt nur wenig hat, und dann läßt sich mit dem winzigen Kapital nicht mehr großes Geschäft machen. Einigen Trost finde ich darin, wenn ich meine überbliebenen Kräfte mit denen mehrerer meiner Altersgenossen vergleiche, die übler daran sind als ich." Ein andermal schreibt er: „Im literarischen Handweiser steht eine Reihe Todesfälle mir bekannter Männer. So Dr. Bethmann, Bibliothekar in Wolfenbüttel, den ich in Rom kennen und bewundern lernte; F. Deyks in Münster, der hier war und besonders mit mir harmonirte; Moriz Hauptmann, der uns durch seine Kompositionen so oft erfreute. Archivar Mone in Stuttgart ist in Ruhestand versetzt, und so wird binnen Kurzem alles in diesen Stand versetzt, was wohl zu bedenken und zu betrachten ist." Dem Jahre 1871 hatte er als Motto vorgesetzt: Et jam proximus ardet Ucalegon, und am 20. Juli 1872 heißt es in einem Briefe an einen Freund: „Da ich eben vom Bücherschreiben rede, will ich nur kurz bemerken, daß es allem Anschein nach mit solchen zu Ende ist. Hie und da ein Gedicht in A. und N. Welt, als Zeichen, daß ich noch am Leben bin."

Aus solchen Aeußerungen könnte man vielleicht auf einen Zug der Schwermuth im Charakter Morel's schließen, um so mehr, als auch sein älterer Bruder Joseph, der Kaufmann in Mailand, ein Opfer derselben geworden war. Allein bei P. Gall waren es gerade seine Verhältnisse im Kloster, der beständige Verkehr mit dem

frisch pulsirenden Leben der Jugend, die Vielseitigkeit der Beschäftigung, welche diesen Keim, wenn er etwa in ihm vorhanden sein mochte, nicht zur Entwicklung kommen ließen. In dieser Beziehung war es auch ein Glück für ihn, daß er keine langwierige Krankheit durchzumachen hatte, sondern mitten aus seiner Thätigkeit abberufen wurde.

Es war am Freitag den 13. Dezember 1872, wo er sich seine letzte Krankheit geholt zu haben scheint. Am Vormittag hatte er seine ästhetische Vorlesung in gewohnter Weise gehalten, dann sich den Tag über, ohne Rücksicht auf die kalte Witterung, in der Bibliothek aufgehalten, Abends noch an einer theologischen Konferenz lebhaften Antheil genommen. Da stellten sich als Folge der Verkältung in der Nacht auf den Samstag die Symptome einer Lungenentzündung ein, welche in rascher Entwicklung schon Montag den 16. Dezember, Abends nach sieben Uhr das Ende herbeiführte, welchem er, gestärkt mit den Tröstungen der hl. Religion, in den schönsten Gesinnungen christlicher Seelenruhe und Gottergebenheit entgegensah.

Schnell, wie Alles in seinem Leben, war auch sein Sterben vor sich gegangen.

Das Gefühl, daß mit P. Gall Morel ein bedeutender Mann vom irdischen Schauplatze abgetreten sei, war ein lebhaftes und allgemeines, nicht bloß bei seinen Mitbrüdern im Kloster, sondern auch außer diesem engern Kreise. Dafür zeugten die zahlreichen Beileidsschreiben, die öffentlichen Stimmen in der Presse des In- und Auslandes ohne Unterschied der sonstigen Parteirichtung, die Gedächtnißfeiern, welche für den verehrten Lehrer von dankbaren Schülern veranstaltet wurden. Aber während die Einen in ihm den Dichter bedauerten, die Andern den Verlust beklagten, den das Vaterland und die Wissenschaft erlitten, die Dritten am Bilde des Lehrers und Schul-

mannes hingen, noch Andere seine polyhistorischen Kenntnisse, seine Charaktereigenschaften, seine Liebenswürdigkeit im Umgang u. s. w. hervorhoben, griffen sie meist nur einzelne Züge aus dem Bilde heraus, und legten sie ihrem Urtheile zu Grunde. Alle diese Züge sind nun freilich im Leben des Mannes vorhanden, allein ein objektiv richtiges Bild geben sie nicht in der Vereinzelung, sondern nur in ihrer Totalität.

Wollen wir schließlich selbst ein Urtheil über das Leben des unvergeßlichen Lehrers versuchen, so können wir uns dabei einfach an dessen eigene Methode halten. Dieser zufolge würde er fragen, wie die beiden Grundgesetze der Einheit und Mannigfaltigkeit in dem Bilde seines eigenen Lebens und Strebens Verwirklichung gefunden haben.

Daß die Mannigfaltigkeit hier nicht fehlt, dürfte beim Rückblicke auf die vielgestaltige Wirksamkeit, welche in den einzelnen Bildern am Auge des Lesers vorübergezogen, kaum widersprochen werden; eher möchte sich der Gedanke an das horazische: Qui variare cupit rem prodigialiter unam, einstellen. P. Gall selbst äußert sich in dieser Beziehung öfter tadelnd über eine gewisse Vielthuerei, *πολυπραγμοσύνη*, in seinem Wirken. Darin kann man allenfalls einen Schattenzug in diesem Gemälde erblicken. Die Vielseitigkeit kann der relative, beschränkte Mensch immer nur erkaufen auf Kosten der Tiefe. Es läßt sich nicht leugnen, daß, wie im Leben, so auch in den literarischen Produkten P. Gall's, neben dem vielen Vortrefflichen, manches Sporadische und Unfertige unterläuft, ein Urtheil, das er selbst durch die früher angeführte Aufschrift seines Rechnungsausweises von sich ausgesagt hat. Ebenso kann nicht bezweifelt werden, daß er bei Konzentrirung seiner eminenten Begabung auf ein besonderes Fach, einen durchgreifenden Erfolg in demselben hätte erzielen können. Allein eine solche Einschränkung seiner Wißbegierde war nun einmal seine Sache nicht, war gegen seine eigenthümliche Natur, und um sich eine solche Einschränkung aufzulegen, hätte er eben nicht P. Gall sein müssen.

Dieser Zug, daß er seine geistige Kraft auf gar so Vieles vertheilt und dadurch einigermaßen zersplittert hat, hängt übrigens mit seiner ganzen Bildung und Entwicklung innerlich zusammen. Wie sich diese von Anfang in völliger autodidaktischer Freiheit vollzog, so wirkte sie bestimmend auf sein ganzes späteres Leben und Schaffen ein, und es erwahrte sich auch bei ihm der Spruch:

Quo semel est imbuta recens servabit odorem
Testa diu.

Ohne dem Autodidaktismus das Wort zu reden, darf man indessen zur richtigen Würdigung des vorliegenden Lebensbildes doch wohl auf den Umstand hinweisen, daß es auf allen Gebieten menschlichen Wissens und Könnens immer auch hervorragende Autodidakten gegeben hat[1]), daß die wissenschaftliche Ausbildung nicht ausschließlich, wenn man so sagen darf — an einen gewissen bureaukratischen Geschäftsgang der Schule gebunden ist, und daß endlich P. Gall ein sehr wahres Wort gesprochen, wenn er singt:

Wer ernstlich was zu werden sucht,
Bricht aus sich selbst heraus sich Bahn.
Von innen reift die süße Frucht,
Von außen fault sie an.

Gerade in der autodidaktischen Entfaltung einer großen geistigen Kraft besteht vielfach das Interessante und Eigenartige dieses Lebensbildes, seine Schatten- wie seine Lichtseite.

Die Geschichte des Benediktinerordens kennt eine lange, glänzende Reihe durch Gelehrsamkeit und Frömmigkeit hervorstrahlender Mönche, und noch aus den letztverflossenen Jahrhunderten sind es die Namen Mabillon, Montfaucon, Ruinart, d'Achery, Martene und wie sie alle heißen, die in der Gelehrtenwelt einen guten Klang

[1]) Man denke neben vielen Andern an den einzigen Karl Ludwig von Haller, den berühmten Verfasser der Restauration der Staatswissenschaft.

haben. Es ist von mancher Seite bemerkt worden, daß wohl auch P. Gall unter die Zahl dieser Männer gerechnet werden dürfte. Darüber zu urtheilen steht uns natürlich am allerwenigsten zu, wenn wir auch nicht verkennen wollen, daß der Anhalts- und Vergleichungspunkte gar viele vorhanden sind.

So viele Aehnlichkeit indessen sein Bild mit dem jener großen Zierden der Wissenschaft hat, so ist es doch wieder ein ganz eigenartiges. Jene haben ihre Kraft mehr konzentrirt, und dadurch großartigere, abgerundete und vollendete Werke geschaffen. In P. Gall dagegen haben wir einen Mann vor uns, der, wie jene, in den Bibliotheken und Archiven nach den verborgenen Schätzen geforscht, viele derselben hervorgezogen und zugänglich gemacht hat, der aber daneben auch mit gleicher Liebe im klassischen Alterthum sich aufgehalten, Bausteine zur vaterländischen Geschichte herbeigeschafft, auf dem Katheder wie in der Volksschule gewirkt, der Natur das lebhafteste Interesse entgegengebracht, die religiösen Interessen in Wort und Schrift in ausgiebigster Weise gefördert, der Kunst die liebevollste Pflege gewidmet, Gelehrte und Fachschriften fleißig unterstützt, und sich dazu noch als Dichter einen ehrenvollen Platz erworben hat. Das alles setzt eine gleichzeitige und harmonische Durchbildung sämmtlicher Kräfte des Geistes und Herzens voraus, wie wir sie bei den oben genannten Männern in solchem Maße kaum antreffen.

Am meisten Aehnlichkeit hat Morel mit seinem schon erwähnten Ordensgenossen P. Magnoald Ziegelbauer, nur daß dieser nicht auch zugleich Dichter gewesen; und wir können die einzelnen Züge des vorliegenden Mönchslebens wohl nicht schöner zusammenfassen, als mit den Worten, in welchen Legipontius, der Herausgeber von Ziegelbauer's Literargeschichte des Benediktinerordens, das Bild dieses Mannes in kurzen, markigen Zügen also gezeichnet hat:

„Man dürfte sich vielleicht wundern, wie ein einzelner Mann, dem dazu weder ein besonders langes Leben, noch genügende literarische

und materielle Mittel beschieden gewesen, zu so vielen und weitaussehenden Arbeiten, zu so verschiedenartigen Werken, welche eine unermeßliche Belesenheit erforderten, habe ausreichen können. Diese Verwunderung würde auch ich theilen, wenn mir nicht aus dem vertrauten Umgang mit ihm seine staunenswürdige und beinahe unnachahmliche Ausdauer und Leichtigkeit im Arbeiten bekannt gewesen wäre. Er lebte ganz in den Büchern, verlegte sich unausgesetzt derart auf Lektüre und Schreiben, daß er die Muße als den größten Feind betrachtete... Nichts ging ihm über den beständigen und vertrauten Umgang mit den keuschen Musen, über schriftstellerische Beschäftigung und Studium des Alterthums, um sich so die Vergangenheit wie die Zukunft zu eigen zu machen. Besondern Geschmack zeigte er für alles, was zur Ausbildung des Geistes beitragen konnte. Im Umgang mit Andern war er bescheiden, freundlich, zu allen Dienstleistungen immer äußerst bereitwillig ... Mit Freunden pflegte er sich gerne, wo immer Anlaß dazu geboten war, auf Scherz, feinen Witz und Wortspiele einzulassen. Vor Andern hielt er stets Gelehrte hoch, lud sie zu wissenschaftlichen Besprechungen und literarischem Verkehr ein, machte sich ihre Kenntnisse und Winke zu Nutzen ... Mit Gebet, in welchem er genau und eifrig war, begann er seine Arbeiten. Auch außer dem Kloster gab er das Beispiel eines tadellosen Lebens ... Den Benediktinerorden ehrte, verherrlichte und vertheidigte er, als seine Mutter, mit Wärme." [1])

Legipontius hat in dieser Charakterzeichnung auch schon auf das andere Hauptgesetz, auf die Einheit, hingedeutet, welche man im Leben P. Gall's eher vermissen möchte. Und doch ist auch sie im vollsten Maße vorhanden in der religiösen Idee, welche sich, wie der Leser deutlich genug bemerkt haben wird, durch alle einzelnen Bilder wie ein goldener Faden hindurchzieht, Kopf und Herz,

---

[1]) Elogium historicum R. P. Magnoaldi Ziegelbauer, im I. Bande der Literargeschichte des Benediktinerordens.

Wissen und Können des Mannes zur innern Einheit verbindend [1]). Ihren äußern Ausdruck, ihr sprechendes Symbol hat dieselbe im schwarzen Kleide des Benediktinermönches gefunden. P. Gall's Leben ist eben wesentlich ein Mönchsleben, mit dem Kloster in unzertrennlicher Weise verflochten.

Wenn ihm das Stift, zu dessen Zierden er gehörte, Vieles zu danken hat, wenn er in demselben manche neue Bahnen gebrochen, durch seine anregende Wirksamkeit Keime ausgestreut hat, die bereits reiche Früchte getragen und noch immer tragen werden, wenn er in dieser Beziehung weit über die Zeit seines Lebens hinaus in nachhaltiger Weise gewirkt, wenn er Zeitlebens den Mittelpunkt der wissenschaftlichen Bewegung im Kloster gebildet hat, so hat er doch auch auf der andern Seite dem Kloster nicht Wenigeres zu danken. In ihm fand er den festen Haltpunkt für sein Leben, ausgiebige Unterstützung und Förderung in jeder Beziehung, einen reichen, ausgebreiteten Wirkungskreis. Als ausgeprägte Künstlernatur hätte P. Gall draußen in der Welt — und das hat er auch mehrfach selbst unumwunden ausgesprochen — wohl auch das Schicksal so vieler Künstler getheilt, die sich in die Prosa der Wirklichkeit mit ihren materiellen Forderungen nicht leicht zu finden wissen. Davor schützte ihn das Kloster. P. Gall war sich dessen, was er demselben in jeder Beziehung zu danken hatte, voll bewußt.

---

[1]) Ein gelehrter Freund Morel's, Hr. Bibliothekar Guignard in Dijon, hat dieses sehr gut erkannt und wünschte, daß gerade aus diesem Grunde eine ausführlichere Arbeit über dessen Leben erscheinen möchte. „Ce travail, schreibt er, montrerais aux gens de bonne foi, que la sainteté n'a rien d'incompatible avec les plus gracieuses inspirations de la poésie, et que la poésie n'exclut pas les travaux les plus sérieux et les études les plus savantes. Je trouve dans la vie de ce regretté Père une image précieuse de cette unité et de cette harmonie entre les croyances, les moeurs, les habitudes et les connaissances, que doit rêver tout philosophe chrétien. C'est le commencement de la belle unité en Dieu, qui se consommera dans le ciel."

Ein schönes Bekenntniß über sein Verhältniß zum Stifte wie über seinen ganzen Lebenslauf hat er noch im letzten Lebensjahre einem Freunde in Luzern abgelegt, über welches dieser nach Morel's Tode schrieb: „Als der Dichter aus dem finstern Walde diesen Sommer mich in Luzern besuchte, da plauderten wir auch über seine Lebensschicksale, und er betonte, wie glücklich er sich fühle, daß die Vorsehung ihn als Mönch nach Einsiedeln berufen, und wie er diese Laufbahn mit keiner andern tauschen möchte."

Dem ersten Bändchen seiner Gedichte hat P. Gall als Motto die Verse vorangestellt:

Gott setzt sein Ziel
sich wie er will,
und hat der Wege viele
zu jedem seiner Ziele.

Diese Verse erhalten ihre innere Beziehung und volle Bedeutung für das Leben Morel's erst dann, wenn man das eben angeführte Selbstbekenntniß des greisen Dichters mit der Seite 11 dieser Biographie geschilderten Stimmung des Knaben beim ersten Besuche von Einsiedeln zusammenhält. Gott hat sich da das Ziel gesteckt. Erhebend ist es aber auch zu sehen, mit welcher innerer Befriedigung, mit welchem Dankgefühl der Mönch aus dem finstern Walde am Ende seiner Tage auf den zurückgelegten Weg, auf das Walten der Vorsehung in seinem Leben zurückblicken konnte. Erst jetzt lag der Weg recht klar vor seinen Augen, auf den ihn Gott an das Ziel geführt.

Wir sind ebenfalls am Ziele.

Mag das Denkmal, das wir dem unvergeßlichen Lehrer und Mitbruder in den vorliegenden Blättern zu setzen versuchten, noch

so unvollkommen ausgefallen sein, wir trösten uns darob mit einem andern, über welches der selige Dichter an alle seine Freunde und Bekannte die schönen Verse richtet:

Mein Denkmal steht in Euren Seelen,
Wie könnt ich mir ein schön'res wählen?
Dort bleibt mein Name unversehrt,
Bis einst Euch der Richter winket,
Und Eures Lebens Vorhang sinket,
Und Ihr zur Heimath wiederkehrt.

Inhalt.

IV.

Der Aesthetiker.

V.

Der Schulmann.

VI.

Der Religiose.

VII.

Gesammtbild.

	Preise in Pfg.	Cts.
Hymnen des Mittelalters, lateinische, größtentheils aus Handschriften schweizerischer Klöster als Nachtrag zu den Hymnensammlungen von Mone, Daniel und Andern von P. Gall Morel. Gr. 8. (348.)	340	400
Jahresbericht über die Erziehungsanstalt des Stiftes Einsiedeln. Viele Programme von P. Gall Morel. 4. Broschirt (Die meisten vergriffen).	105	120
Kreuzweg, der hl., unsers Erlösers. Mit **14 Bildern**, nach M. P. Deschwanden. Mit Betrachtungen und Gebeten von Dr. Alban Stolz, und Reimversen von P. Gall Morel. (64 Seiten). broschirt	35	40
Legende, die, von St. Meinrad zu den **Einsiedeln**, vor 400 Jahren in Holztafeln geschnitten, in treuer Nachbildung, nebst Abbildungen des Klosters aus frühern Jahrhunderten ꝛc. Herausgegeben von P. Gall Morel. Elegante Ausg. 8. (84 S.) Cartonnirt	205	240
Marienkind, das. Unterrichts-, Betrachtungs- und Gebetbuch. Mit Gedichten von P. Gall Morel. Ausgabe **Nr. 2.** in blauer Einfassung. Mit 3 Stahlstichen. 18. (544 Seiten.)	250	290
In fein Leder elegant gebunden	365	430
Paradies der christlichen Seele. Katholisches Gebet- und Erbauungsbuch über das Leben und Leiden Christi. Aus dem Lateinischen übersetzt von P. Gall Morel. Mit 4 Bildern. 18. (432 Seiten.)	90	105
In schwarz Leder mit Feingoldschnitt gebunden	195	225
Porträt in Stahlstich. 4.	60	70
Spruchverse zur Erbauung und Unterhaltung. Mit Stahlstich. 16. (220 Seiten). Broschirt	60	70
In englisch Leinwand mit Feingoldschnitt gebunden	110	130
Tosti, P. Alois. Marienpsalmen. Uebersetzt von P. Gall Morel. Mit Gebeten. 2 Stahlst. 16. (352 S.)	95	110
In englisch Leinwand mit Feingoldschnitt gebunden	180	210
— **Psalmen.** Uebersetzt von P. Gall Morel. Mit Gebetbuch. Mit 2 Stahlstichen. 16. (384 Seiten).	95	110
In englisch Leinwand mit Feingoldschnitt gebunden	180	210
Waldblumen aus dem finstern Walde. Legenden, Beschreibungen, Gedichte ꝛc. auf den heiligen Meinrad und das Heiligthum in Einsiedeln. Mit 4 Stahlstichen. 16. (208 Seiten). Broschirt	95	110
In englisch Leinwand mit Feingoldschnitt gebunden	165	190
Zeitglöcklein, das andächtige, des Lebens und Leidens unsers Herrn Jesu Christi. Ein Betrachtungsbüchlein des dreizehnten Jahrhunderts. Für fromme Leser und Beter der Gegenwart bearbeitet und erneuert von P. Gall Morel. Reich illustrt. mit 25 Stahlst.	335	390
In feinst echt Chagrin Leder elegant gebunden	640	750



Zettler